gall.

P. o. gall. Balzac
194 c - 77

<36635574010010

<36635574010010

Bayer. Staatsbibliothek

H. de Balzac's sämmtliche Werke.

77ster Band.

Scenen

aus dem

Leben in der Provinz.

Erster Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Scenen

aus dem

Leben in der Provinz.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen.

Erster Band.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.
77. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

Die Botschaft.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Stets hegte ich den Wunsch, solche Geschichten erzählen zu können, welche einfach und wahr wären, dennoch aber jugendliche und liebende Herzen mit Grausen erfüllten, so daß sie sich enger an einander schmiegten, wie zwei Kinder das thun, wenn sie am Saume eines Waldes eine Schlange erblicken.

Selbst auf die Gefahr hin, das Anziehende meiner Erzählung zu mindern oder für einen Narren zu gelten, beginne ich damit, daß ich den Zweck meiner Erzählung mittheile. Ich habe in diesem fast alltäglichen Drama selbst eine Rolle gespielt; wenn es meine Leser nicht ergötzt, so wird das eben sowohl mein Fehler sein wie der der geschichtlichen Wahrheit. Es ist oft der Fall, daß wahre Begebenheiten außerordentlich langweilig sind. Daher gehört schon ein besonderes Talent dazu, um unter den wahren Begebenheiten eine solche auszuwählen, welche poetisch erscheinen kann.

Im Jahre 181. reiste ich von Paris nach Moulins. Der Zustand meiner Kasse nöthigte mich, die Reise auf dem Verdeck der Postkutsche zu machen. Bekanntlich halten die Engländer die Plätze in diesem luftigen Theile des Fuhr-

werks für die besten. Während der ersten Meilen, die wir zurücklegten, fand ich tausend herrliche Gründe, um die Meinung unserer Nachbaren zu rechtfertigen.

Ein junger Mann, der etwas reicher zu sein schien als ich war, stieg aus Geschmackssache neben mir auf den Kutschenhimmel. Er hörte meine Gründe mit einem gleichgültigen Lächeln an. Eine ziemliche Gleichheit des Alters und der Meinungen, unsere beiderseitige Liebe zur frischen Luft und zu den prachtvollen ländlichen Aussichten, die in dem Maße vor unsern Blicken wechselten, wie unser schweres Fuhrwerk vorwärts rückte, vielleicht auch eine gewisse magnetische Anziehungskraft, die man nicht wohl erklären mag, das waren die Gründe, weßhalb zwischen uns jene Art momentaner Vertraulichkeit entsprang, der sich Reisende um so lieber hingeben, da dieses ephemere Gefühl so schnell wieder verschwindet und keine Folgen für die Zukunft hinterläßt.

Wir hatten noch nicht dreißig französische Meilen zurückgelegt, als wir bereits von dem weiblichen Geschlechte und von der Liebe sprachen. Wir befragten uns gegenseitig nach unsern Geliebten, indem wir dabei jede Vorsicht in den Worten anwandten, die man in solchen Fällen für nothwendig hält. Wir waren Beide jung, waren Beide erst bis zu der Frau „von einem gewissen Alter“ gelangt, das heißt: hatten unsere erste Liebe auf Frauen zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren übertragen.

Hätte uns ein Dichter von Montargis bis zu der nächsten Station, deren Name mir entfallen ist, belauscht, so hätte er die glühendsten Ausdrücke, die reizendsten Bilder und die süßesten Herzensergießungen einsammeln können

Unsere Wangen errötheten noch, unsere Blicke verriethen eine schamhafte Furcht, selbst unser Schweigen trug noch den Ausdruck einer unschuldigen Beredtsamkeit, deren Reiz ich in der Folge nimmer wieder kennen lernen konnte. Man muß selbst noch jung sein, um die Jugend begreifen zu können. Wir begriffen uns daher in allen wesentlichen Punkten unserer Liebe außerordentlich wohl.

Zunächst hatten wir als Thatsache und Grundsatz festgestellt, daß es nichts Lächerlicheres in der Welt gäbe als einen Taufschein; daß viele Frauen von vierzig Jahren noch weit jünger wären, als manche Frauen von zwanzig Jahren, und daß folglich die Frauen in der That nur das Alter hätten, welches sie zu haben schienen. Dieses System setzte der Liebe keine Grenzen und wir segelten daher treuherzig in einen endlosen Ocean hinaus.

Nachdem wir unsere Geliebten als jung, reizend, liebevoll, geschmackvoll, geistreich und fein geschildert hatten, nachdem wir ihnen niedliche Füße, eine sammetweiche und selbst wohlduftende Haut verliehen, gestanden wir uns gegenseitig das Alter unserer Geliebten: er gestand, daß Frau so und so achtunddreißig Jahr alt sei; ich bekannte dagegen meinerseits, daß ich eine Vierzigjährige anbetete.

Jetzt waren wir Beide einer gewissen unbestimmten Furcht überhoben und wurden noch vertrauter denn zuvor, da wir nun wußten, daß wir einem gleichen Geschmacke in der Liebe gefolgt waren. Es kam jetzt darauf an, wer von uns Beiden am heftigsten und aufrichtigsten liebe. Der Eine hatte einmal zweihundert französische Meilen zurückgelegt, um seine Geliebte nur eine Stunde zu sehen; der Andere hatte sich der Gefahr ausgesetzt, für einen Wolf zu gelten

und in einem Park erschossen zu werden, um sich zu einem nächtlichen Stelldichein bei seiner Geliebten einfinden zu können. Alle unsere Narrheiten kamen allmählich an den Tag! Wenn es uns eine Freude gewährt, vergangene Gefahren uns vergegenwärtigen zu können, so ist die Wonne noch größer, wenn wir uns an entschwundene Freuden erinnern; wir genießen dann zum zweiten Male. Wir erzählten uns Alles, unsere Leiden, unsere großen und kleinen Freuden, selbst unsere Scherze. Die Gräfin meines Freundes hatte eine Cigarre geraucht, um ihm zu gefallen; die Meinige bereitete mir eine Tasse Chocolate und ließ keinen Tag vorübergehen, ohne an mich zu schreiben oder mich zu sehen. Die Seinige hatte drei Tage bei ihm zugebracht, selbst auf die Gefahr hin, ihre Ehre zu verlieren; die Meinige hatte es noch besser gemacht, oder wenn man will noch schlimmer.

Uebrigens wurden unsere Gräfinnen von ihren Ehemännern angebetet, denn diese letztern beugten sich als Sclaven dem Joche der Reize, welche natürlich alle liebenden Frauen besitzen; dümmer, als sie von Rechts wegen hätten sein sollen, brachten sie uns gerade nur so weit in Gefahr, wie es nöthig war, um unsere Genüsse zu erhöhen. Ach! wie schnell trug der Wind unsere Worte und unser süßes Lachen davon!

Als wir nach Pouilly kamen, beobachtete ich die Person meines jungen Reisegefährten mit größerer Aufmerksamkeit. Ich überzeugte mich dabei, daß es wohl möglich sei, daß er sehr ernsthaft geliebt werde.

Denkt Euch einen jungen Mann von mittlerem Wuchs, aber sehr wohlgestaltet, mit einer glücklichen und ausdrucksvollen Gesichtsbildung. Seine Haare waren schwarz und

seine Augen blau; seine Zähne waren weiß und wohlgeformt; eine anmuthige Blässe verschönerte noch seine zarten Züge, und ein leichter gebräunter Kreis umgab seine Augen, als ob er kaum von einer Krankheit wieder erstanden sei. Dabei schien er sehr gebildet, besaß Geist, hatte Hände, die so weiß und schön geformt waren, wie man es bei einem hübschen Mädchen erwartet. Gewiß, mein Reisegefährte konnte einer Gräfin Ehre machen. Mehr als ein junges Mädchen mochte ihn bereits zum Gatten gewünscht haben, denn er war überdieß noch Vicomte und besaß zwischen zwölf- und funfzehntausend Livres Renten, das ungerechnet, was er noch zu erwarten hatte.

Eine Meile von Pouilly schlug der Postwagen um. Mein unglücklicher Reisegefährte glaubte um seiner Sicherheit willen auf ein frisch geackertes Land hinüberspringen zu müssen, statt daß er sich an das Geländer des Verdecks anklammern und der Bewegung des Wagens hätte folgen sollen, wie ich es that. Entweder gleitete er aus, oder sprang nicht weit genug, kurz, er wurde von dem Wagen zerschmettert, der auf ihn fiel. Wir trugen ihn in das Haus eines Landmannes.

Während des Wimmerns, das ihm seine heftigen Schmerzen entlockten, konnte er mir den letzten Auftrag ertheilen, den er für dieses Leben noch zu geben hatte, und dieser Auftrag gewann durch die Verhältnisse einen geheiligten Charakter. Der gute Junge dachte während seines Todtenkampfes nur an die Schmerzen, welche seine Geliebte empfinden würde, falls sie unvorbereitet seinen Tod durch eine Zeitung erfahren sollte. Daher bat er mich, daß ich sie von demselben benachrichtigen möchte. Dann ersuchte er mich, einen

Schlüssel zu suchen, den er an einem um den Hals gehängten Bande auf der Brust trug. Ich fand diesen Schlüssel, welcher tief in das Fleisch eingedrückt war. Der Sterbende ließ nicht die geringste Klage laut werden, als ich ihn so zart wie möglich aus der Wunde hervorhob, in die er gedrückt war. Er gab mir dann die nöthigen Anweisungen, um mich in seiner Wohnung in Charité sur Loire in Besitz der Briefe zu setzen, welche seine Geliebte ihm geschrieben hatte und zu deren Rückgabe er mich verpflichtete; dann verlor er plötzlich seine Sprache, allein sein letzter Blick ließ mich begreifen, daß der unglückliche Schlüssel eine Bürgschaft meiner Sendung bei seiner Mutter sein werde.

Er zweifelte nicht an meinem Eifer und schien es daher schmerzhaft zu fühlen, daß er nicht ein einziges Wort des Dankes vorbringen konnte; daher betrachtete er mich einen Augenblick mit flehenden Augen und sagte mir mit einer leichten Bewegung der Wimpern ein Lebewohl. Dann neigte er sein Haupt und starb. Sein Tod war der einzige beklagenswerthe Zufall, welchen der Fall des Postwagens veranlaßt hatte.

„Und doch ist es seine eigene Schuld gewesen!“ sagte der Schirrmeister zu mir.

In Charité erfüllte ich den letzten Willen des armen Reisegefährten. Seine Mutter war nicht zu Hause, und das war gewissermaßen ein Glück für mich. Dennoch hatte ich den Schmerz einer alten Magd zu beruhigen, welche fast in Ohnmacht fiel, als ich ihr den Tod ihres jungen Herrn erzählte. Sie sank auf einen Stuhl, als sie den noch von Blut befleckten Schlüssel sah; da ich aber nur an eine größere Schmerzensträgerin dachte, an die Frau, welcher

das Schicksal ihre letzte Liebe entriß, so ließ ich die alte Magd den Lauf ihrer Klagelieder verfolgen und nahm aus dem Schreibschranke meines eben so schnell verlorenen wie gefundenen Freundes den sorgfältig eingesiegelten Briefwechsel.

Das Schloß, auf welchem seine Geliebte wohnte, lag acht französische Meilen von Moulins, und ich mußte noch einige Meilen auf Feldwegen zurücklegen, um nach demselben zu gelangen. Die Erfüllung meiner Sendung war demnach eine ziemlich schwierige Aufgabe für mich. In Folge eines Zusammentreffens von Umständen, deren Erklärung hier überflüssig sein würde, hatte ich gerade nur so viel Geld bei mir, daß ich Moulins erreichen konnte. Mit der Begeisterung der Jugend beschloß ich jedoch, den Weg zu Fuß zurückzulegen und rasch genug zu gehen, um früher anzukommen als das Gerücht, welches unglückliche Neuigkeiten so reißend schnell verbreitet.

Ich erkundigte mich nach dem kürzesten Wege und ging auf den Fußpfaden von Bourbonnais, während ich so zu sagen einen Todten auf meinen Schultern trug. Je näher ich dem Schlosse Montpersan kam, desto verlegener wurde ich über die sonderbare Pilgerschaft, welche ich unternommen hatte. Meine Einbildungskraft erfand tausend romanhafte Scenen. Ich stellte mir alle die verschiedenen Lagen vor, in denen ich die Frau Gräfin von V... antreffen könnte, oder, um in der poetischen Sprache der Romane zu reden, die heißgeliebte Juliette des jungen Reisegefährten. Ich ersann geistreiche Antworten auf die Fragen, von denen ich vermuthete, daß man sie mir vorlegen würde. Zur Schande meines Herzens muß ich es bekennen, daß ich nur an meine

Haltung und an den Geist dachte, den ich entfalten wollte; als ich aber in der Nähe des Schlosses war, da durchfuhr ein unheimlicher Gedanke mein Herz, gleich einem Blitze, der einen Schleier von grauen Wolken durchfurcht und zerreißt. Wie schrecklich mußte nicht die Neuigkeit, die ich überbrachte, für eine heißliebende Frau sein, die in diesem Augenblicke vielleicht nur an ihren jungen Freund dachte und von Stunde zu Stunde ihn wiederzusehen und namenlose Freuden zu genießen hoffte.

Die ganze Schrecklichkeit, der Bote eines Sterbefalles zu sein, trat vor meine Augen. Daher beeilte ich unwillkürlich meine Schritte, ohne darauf zu achten, daß ich mich auf den Wegen von Bourbonnais mit Koth beschmutzte. Ich erreichte bald einen langen Kastanien-Gang, an dessen Ende die Bauten des Schlosses Montpersan in launenhaften Umrissen erschienen.

Ich stand vor der Thür des Schlosses und fand dieselbe weit geöffnet. Dieser unvorhergesehene Umstand vernichtete meine Pläne und meine Voraussetzungen. Dennoch trat ich kühn ein und wurde sofort von zwei Hunden empfangen, die gleich echten Bauernhunden mich mit lautem Gebell begrüßten. Auf diesen Lärm eilte eine dicke Hofmagd herbei, und als ich derselben gesagt hatte, daß ich mit der Frau Gräfin zu sprechen wünschte, so deutete sie mit dem Zeigefinger ihrer Rechten nach den Baumgruppen eines englischen Parks, der auf drei Seiten das Schloß umgab und antwortete:

„Die gnädige Frau ist dort. —“

„Schönen Dank!“ sagte ich mit spöttischem Blicke. Ihr dort konnte mich zwei volle Stunden im Parke umherirren lassen.

Ein hübsches junges Mädchen mit geringelten Haaren, in weißem Kleide und mit einem weißen Halstuche, das mit rosenfarbenen Bändern geschmückt war, erschien in diesem Augenblicke und vernahm oder errieth die Frage und die Antwort. Bei meinem Anblick verschwand sie sogleich wieder und rief mit einer zarten und feinen Stimme:

„Mutter, da ist ein Herr, der mit Dir sprechen will.“

Ich folgte durch die gekrümmten Wege dem Rauschen des weißen Gewandes, welches einem Irrlichte gleich vor mir her schwebte und mir den Weg zeigte, den das junge Mädchen nahm.

Ich darf indeß nichts vergessen. Schon am Ende des Kastanien-Ganges hatte ich mein Halstuch emporgezogen, meinen schlechten Hut und meine Beinkleider mit den Schößen meines Rockes abgerieben, den Rock selbst aber mit den Aermeln, und von diesen wieder den einen mit dem andern; dann hatte ich mich sorgfältig zugeknöpft, um nur das Tuch der Außenseite sehen zu lassen, welches stets etwas besser erhalten ist als das innere. Dann hatte ich auch meine Beinkleider wieder auf die Stiefel hinabgeschlagen, und die letztern kunstreich im Grase gereinigt. Nachdem ich so meine Toilette auf eine Weise gemacht hatte, die eines Gascogners würdig gewesen wäre, durfte ich wenigstens hoffen, nicht für den Laufburschen des Unterpräfecten gehalten zu werden; wenn ich aber jetzt an jene Stunde meiner Jugend zurückdenke, so kann ich mich eines Lächelns über die Art und Weise meiner Kleidung nicht enthalten.

Plötzlich erblickte ich Juliette und ihren Gemahl, als ich um die Krümmung eines Baumganges bog, zwischen Blumenbeeten, die von einem warmen Strahle der Sonne be-

leuchtet wurden. Das hübsche kleine Mädchen hielt seine Mutter bei der Hand und man konnte leicht bemerken, daß die Gräfin ihrem Gemahl vorausgeeilt war, als sie die unbestimmten Worte ihres Kindes gehört hatte.

Erstaunt über den Anblick eines Unbekannten, von dem sie auf eine ziemlich linkische Weise begrüßt wurde, blieb sie stehen und blickte mich mit kalter Höflichkeit an, während sie zugleich ihr Mäulchen auf eine anbetungswürdige Weise verzog. Ich fühlte mich dadurch nicht beleidigt, sondern las nur alle ihre getäuschten Hoffnungen auf ihren Lippen. Vergebens suchte ich einige von den schönen Redensarten in mein Gedächtniß zurückzurufen, die ich mit so vieler Sorgfalt ausgedacht hatte. So entstand ein Augenblick gegenseitigen Zögerns und der Graf gewann Zeit, zu uns zu treten. Millionen von Gedanken durchkreuzten mit Blitzesschnelle nach allen Seiten hin mein Gehirn, und um Fassung zu gewinnen, sagte ich einige ziemlich bedeutungslose Worte, indem ich fragte, ob die Personen, welche ich vor mir zu erblicken die Ehre hätte, wirklich der Herr Graf und die Frau Gräfin von . . . wären. Diese Dummheiten erlaubten mir indeß, mit einem einzigen Blicke, mit einem meinem damaligen Alter seltenen Scharfblick, die beiden Gatten zu durchschauen, deren Einsamkeit ich gezwungener Weise stören sollte.

Der Gemahl schien ein Musterbild der Edelleute zu sein, welche gegenwärtig die schönste Zierde der Provinzen sind. Er trug große Schuh mit dicken Sohlen, und wenn ich diese zuerst erwähne, so geschieht das deßhalb, weil sie mich noch mehr überraschten als sein abgetragener schwarzer Rock, seine verbrauchten Beinkleider, seine schlaffe Halsbinde und sein übergeschlagener Hemdkragen. Es lag in diesem Manne

etwas, das an einen Magistratsherrn erinnerte, an einen Präfectur-Rath, an die Wichtigkeit eines Bezirks-Maire, dem nichts widersteht, an die Bitterkeit eines wahlfähigen Candidaten, der seit 1816 jährlich übersehen ist; kurz, es lag in ihm eine fast unglaubliche Mischung bäurischer Klugheit und Dummheit; der Anstand fehlte ihm, dagegen besaß er den Uebermuth, welchen der Reichthum verleiht; er schien seiner Frau unterwürfig, aber doch sich für den Herrn zu halten, schien sich mit Kleinlichkeiten abzugeben und um wichtige Dinge unbekümmert zu sein; denkt man sich dazu ein verwelktes, an Runzeln reiches und verwittertes Antlitz, einige lange schlaffe und graue Haare, so hat man ein Bild des Mannes.

Aber die Gräfin! Ha! was für einen lebendigen und schroffen Gegensatz bildete sie an der Seite ihres Gemahls! Sie war ein kleines Weibchen von schlankem und anmuthigem Wuchs, hatte eine reizende Haltung und schien nur für die Liebe geschaffen. Sie war so zart, daß man hätte befürchten können, ihre Knochen zu zerbrechen, wenn man sie berührte. Sie trug ein Kleid von weißem Mousselin, und ihr Haupt deckte ein Häubchen mit rosafarbenen Bändern. Ihr Brustschleier wurde so wonnig durch ihre Schultern und die schönsten Umrisse ausgefüllt, daß unwiderstehlich ein Verlangen nach ihrem Besitz im Herzen rege werden mußte, wenn man sie sah. Ihre Augen waren lebhaft, schwarz, ausdrucksvoll, ihre Bewegungen sanft, ihre Füßchen reizend. Ein reicher alter Mann hätte sie kaum für dreißigjährig gehalten, so sehr lag er Ausdruck der Jugend noch auf ihrer Stirn und und auf den zartesten Umrissen ihres Hauptes.

Ich drang plötzlich in alle Geheimnisse dieser Ehe ein

und faßte einen diplomatischen Entschluß, der selbst eines alten Gesandten würdig gewesen wäre. Es war das vielleicht das einzige Mal in meinem Leben, daß ich Takt besaß und begriff, worin die Geschicklichkeit der Hofleute und Weltmänner bestehe.

Seit jenen Tagen der Sorglosigkeit habe ich zu viele Kämpfe zu bestehen gehabt, als daß ich noch die geringsten Handlungen des Lebens mit dem Vergrößerungsglase betrachten sollte, ich erfülle nur noch die verschiedenen Abstufungen der Etikette und des guten Tones, durch welche auch die edelsten Gefühle vertrocknen.

„Herr Graf, ich möchte einige Worte mit Ihnen allein sprechen," sagte ich mit geheimnißvoller Miene zu dem Ehemanne, indem ich zugleich einige Schritte zurücktrat.

Er folgte mir.

Juliette ließ uns allein und entfernte sich nachlässig, wie eine Frau, die gewiß ist, daß sie die Geheimnisse ihres Mannes erfahren wird, sobald sie nur dieselben wissen will.

Nun erzählte ich dem Grafen mit kurzen Worten den Tod meines Reisegefährten. Die Wirkung, welche diese Neuigkeit hervorbrachte, bewies mir, daß er eine herzliche Freundschaft gegen seinen jungen Mitarbeiter hege, und diese Entdeckung verlieh mir die Kühnheit, mit Sicherheit auf alle Fragen zu antworten, welche er im Verlauf unserer Zwiesprache an mich richtete.

„Meine Frau wird in Verzweiflung sein," rief er aus, „und ich werde mich sehr vorsichtig benehmen müssen, wenn ich sie von diesem unglücklichen Ereigniß in Kenntniß setzen will!"

„Mein Herr," sagte ich zu ihm, „ich hielt es für meine

Pflicht, mich zunächst an Sie zu wenden. Ich wollte mich des Auftrags, den mir ein Unbekannter gegeben hatte, nicht eher bei der Frau Gräfin entledigen, bis ich Sie davon in Kenntniß gesetzt hätte; allein er hat mir auch eine Art von Ehren-Fideicommiß anvertraut, ein Geheimniß, über das ich nicht verfügen darf. Zufolge der hohen Meinung, welche er mir von Ihrem Charakter eingeflößt hat, bin ich der Meinung, daß Sie sich der Erfüllung seiner letzten Wünsche nicht widersetzen werden. Bei der Frau Gräfin steht es, ob sie mich des Schweigens entbinden will, das mir auferlegt ist."

Als der Edelmann sich loben hörte, verneigte er sehr verbindlich sein Haupt. Er antwortete mir in ziemlich verschrobenen Redensarten und ließ mir dann freies Feld. Wir kehrten zu der Gräfin zurück.

In diesem Augenblicke wurde das Zeichen zum Mittagsessen mit einer Glocke gegeben; ich wurde eingeladen, an demselben Theil zu nehmen. Als Juliette unsern Ernst und unser Schweigen bemerkte, beobachtete sie uns mit verstohlenen Blicken.

Besonders war sie überrascht, als sie bemerkte, daß sich ihr Gemahl eines höchst unbedeutenden Vorwandes bediente, um uns Beide mit einander allein zu lassen; sie blieb stehen und richtete einen jener Blicke auf mich, welche nur den Frauen zu Gebote stehen. Es lag in ihrem Blicke die ganze Neugierde, welche man einer Hausfrau verzeihen darf, sobald ihr ein Fremder gewissermaßen aus den Wolken zufällt; es lagen in demselben alle die Fragen, welche mein Anzug, meine Jugend und meine Gesichtsbildung — sonderbare Contraste freilich! — rechtfertigten; endlich las man in ihren Augen

den ganzen Uebermuth einer vergötterten Geliebten, für welche alle Männer, bis auf einen einzigen, gar nichts sind; sie zeigte eine unwillkürliche Furcht, eine Besorgniß, eine Langweile, die ihr der unerwartete Gast erregte, während sie ohne Zweifel nur daran gedacht hatte, das ganze Glück ihrer Einsamkeit für ihre Liebe zu ersparen.

Ich begriff diese stummen Fragen und antwortete auf dieselben mit einem traurigen Lächeln, in welchem nur Mitleid und Mitgefühl lag. Dann betrachtete ich sie einen Augenblick in dem ganzen Glanze ihrer Schönheit, die durch den heitern Himmel und durch die blumenreiche Umgebung noch mehr gehoben wurde. Während ich dieses wunderschöne Gemälde mit einem Blicke umfaßte, konnte ich mich eines Seufzers nicht enthalten.

„Ach! meine Dame, ich habe eine recht beschwerliche Reise zurückgelegt, die ich nur um Ihretwillen unternommen hatte.“

„Mein Herr!“ sagte sie zu mir.

„O!“ fuhr ich fort, „ich erscheine im Namen dessen, der Sie Juliette nennt. —“

Sie erbleichte.

„Sie werden ihn heute nicht sehen.“

„Er ist krank?“ sagte sie mit leiser Stimme.

„Ja,“ antwortete ich ihr. „Aber, bitte, mäßigen Sie sich. Ich bin von ihm beauftragt, Ihnen einige Geheimnisse mitzutheilen, welche Sie betreffen, und Sie können mir glauben, daß gewiß nie ein Bote verschwiegener oder ergebener gewesen ist.“

„Was hat das zu bedeuten? —“

„Wenn er Sie nun nicht mehr liebte?“

„O! das ist unmöglich!“ versetzte sie mit einem leichten Lächeln, dem man es aber nur zu deutlich ansah, daß es erzwungen war.

Plötzlich wurde sie von einer Art von Schauder ergriffen, warf einen schnellen Seitenblick auf mich und sagte:

„Er lebt doch noch!“

Großer Gott! was für eine schreckliche Frage! Ich war noch zu jung, um den Ton derselben aushalten zu können, antwortete daher nicht und blickte stumpfsinnig die unglückliche Frau an.

„Mein Herr! mein Herr!“ rief sie aus, „antworten Sie mir! —“

„Ja, meine Dame.“

„Ist es wahr? Ach! sagen Sie mir die Wahrheit, ich vermag sie zu hören. Reden Sie! der größte Schmerz wird minder quälend für mich sein als meine gegenwärtige Ungewißheit!“

Ich antwortete mit zwei Thränen, die mir der ungewöhnliche Ausdruck entlockte, mit welchem sie ihre Worte aussprach.

Sie stützte sich an einen Baum und stieß einen leichten Schmerzensruf aus.

„Meine Dame,“ sagte ich zu ihr, „da kommt Ihr Gemahl!“

„Habe ich denn einen Gemahl?“

Bei diesen Worten entfloh sie und verschwand.

„Ei! das Essen wird kalt,“ sagte der Graf. „Kommen Sie, mein Herr.“

Nun folgte ich dem Hausherrn, der mich in einen Speisesaal führte, in welchem ich ein Mahl mit dem ganzen

Luxus aufgetragen fand, an welchen wir durch unsere Pariser Tafeln gewöhnt sind. Ich bemerkte fünf Gedecke: die der beiden Gatten, das des kleinen Mädchens, das meinige, welches eigentlich das seinige hätte sein sollen, und noch eins für den Kanonikus von Saint Denis, welcher das gratias sagte und dann fragte:

„Wo ist denn meine Nichte?“

„O! sie wird schon kommen,“ antwortete der Graf, der uns eilig die Suppe auffüllte, dann sich selbst einen reichlichen Teller voll nahm und dieselbe mit wunderbarer Hast verzehrte.

„Ei! mein Neffe,“ sagte der Kanonikus, „wenn Ihre Frau da wäre, so würden Sie vernünftiger sein.“

„Papa wird sich krank essen!“ sagte das kleine Mädchen mit einem verschlagenen Blicke.

Kurz nach dieser sonderbaren gastronomischen Episode, und als der Graf eben mit merkwürdiger Hast ein Stück Wildbraten abschnitt, trat eine Kammerjungfer ein und sagte:

„Mein Herr, wir können die gnädige Frau nicht finden!“

Bei diesen Worten sprang ich rasch von meinem Sitze auf, denn ich befürchtete irgend ein Unglück, und meine Züge drückten meine Besorgniß so lebhaft aus, daß mir der alte Kanonikus in den Garten folgte. Der Graf ging uns Anstands halber bis auf die Schwelle der Thür nach und rief:

„Bleiben Sie! bleiben Sie! seien Sie unbesorgt!“

Weiter begleitete er uns aber nicht.

Wir, der Kanonikus, die Kammerjungfer und ich, durch-

eilten nun alle Wege und Gebüsche des Parks, während wir riefen und horchten. Der Kanonikus und die Kammerjungfer wurden noch besorgter, als ich ihnen den Tod des jungen Vicomte mittheilte. Während wir umherliefen, erzählte ich die Umstände dieses unglücklichen Ereignisses und bemerkte dabei, daß die Kammerjungfer ihrer Gebieterin ungemein ergeben war, daher sie auch die Geheimnisse meines Schreckens besser begriff als der Kanonikus.

Wir eilten zu den Teichen und untersuchten Alles, ohne die Gräfin oder auch nur die geringste Spur von ihr zu finden. Eben kehrte ich an einer Mauer entlang zurück, als ich ein dumpfes und ersticktes Wimmern hörte, welches aus einer Art von Schuppen herzurühren schien. Ich trat auf gut Glück in denselben. Wir erblickten hier Juliette, die sich, ohne Zweifel in einem Anfall von Wahnsinn, tief in einen Haufen Heu eingewühlt hatte. Sie verbarg in demselben ihr Haupt, um ihr Schmerzensgeschrei zu ersticken, und gehorchte so einer Art schamhaften Naturtriebes; man glaubte das Schluchzen und Weinen eines Kindes zu hören, erkannte aber leicht, daß es einem tiefern Gefühle und tiefern Schmerze entspringe als bei Kindern der Fall ist. Sie hatte nichts mehr auf der Welt, was ihr lieb war. Die Kammerjungfer hob ihre Herrin auf, und diese ließ Alles mit sich machen, indem sie dabei die Gleichgiltigkeit eines sterbenden Vogels zeigte.

Das arme Mädchen wußte nichts Anderes zu sagen, als:

„Kommen Sie, Madame! — Kommen Sie. —“

Der alte Kanonikus fragte:

„Was fehlt ihr denn aber? — was fehlt Ihnen denn, meine Nichte?“

Unterstützt von der Kammerjungfer brachte ich Juliette auf ihr Zimmer. Ich empfahl dem Mädchen, sorgsam auf ihre Herrin zu achten und Jedermann zu sagen, daß die Gräfin Kopfschmerzen habe. Dann gingen wir, der Kanonikus und ich, wieder in den Speisesaal.

Es war einige Zeit verstrichen, seit wir den Grafen verlassen hatten. Ich dachte erst wieder an ihn, als wir in die Vorhalle traten. Seine Gleichgiltigkeit überraschte mich, allein mein Staunen wuchs noch, als ich ihn philosophisch am Tische sitzen sah.

Er hatte fast das ganze Mahl verzehrt, und zwar zur großen Freude seiner kleinen Tochter, welche darüber lachte, daß sie ihren Vater bei einem Ungehorsam gegen die Befehle ihrer Mutter ertappte.

Die eigenthümliche Sorglosigkeit dieses Ehemannes wurde mir jetzt durch den leichten Streit erklärt, der sich plötzlich zwischen ihm und dem Kanonikus erhob. Der Graf war zu einer strengen Diät verurtheilt, welche ihm die Aerzte aufgelegt hatten, um ihn von einer schweren Krankheit zu heilen, deren Name mir wieder entfallen ist; angetrieben durch jene wilde Gefräßigkeit, die man bei Wiedergenesenden ziemlich häufig antrifft, hatte er nur an die Stillung seines Hungers gedacht und darüber alle menschlichen Gefühle vergessen.

So hatte ich denn in einem Augenblicke von zwei verschiedenen Standpunkten aus die Natur in ihrer ganzen Wahrheit gesehen und hätte fast lächeln können, wäre nicht die eine Erinnerung zu schmerzhaft gewesen.

Der Abend wurde sehr einsilbig hingebracht. Ich war ermüdet. Der Kanonikus verwandte seinen ganzen Verstand, um die Ursachen der Thränen seiner Nichte zu errathen. Der

Ihemann verdaute schweigend, nachdem er sich mit einer ziemlich unbestimmten Erklärung begnügt hatte, welche ihm die Gräfin hinsichtlich ihres Unwohlseins durch ihre Kammerjungfer geben ließ; wenn ich nicht irre, wurde eine der dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen Unpäßlichkeiten vorgeschützt. Wir legten uns Alle ziemlich frühzeitig zu Bett.

Als ich vor dem Zimmer der Gräfin vorüberging, um mich zu dem Nachtlager zu begeben, welches mir ein Bedienter anwies, erkundigte ich mich schüchtern nach ihrem Befinden. Als sie meine Stimme erkannte, ließ sie mich zu sich hereinrufen; sie wollte mit mir sprechen, konnte aber keine Worte vorbringen und nickte daher mit dem Kopfe, worauf ich mich wieder entfernte.

Ungeachtet der schmerzlichen Aufregung, die mein jugendliches Gefühl ergriff, schlief ich in der folgenden Nacht sanft und ruhig, denn ich war durch den zurückgelegten Weg zu sehr ermüdet.

Es war schon ziemlich tief in der Nacht, als ich plötzlich dadurch erweckt wurde, daß die Ringe meiner Bettvorhänge an ihren eisernen Stäben heftig zurückgezogen wurden. Ich sah die Gräfin zu Füßen meines Bettes sitzen. Auf ihr Antlitz fiel die helle Beleuchtung einer Lampe, die auf meinen Nachttisch gestellt war.

„Ist es denn wirklich wahr, mein Herr?“ fragte sie mich. „Ich weiß nicht, wie ich nur noch nach dem heftigen Schlage, der mich betroffen hat, leben kann; allein in diesem Augenblicke fühle ich mich weit ruhiger. Ich will jetzt Alles wissen.“

„Welche schreckliche Ruhe!“ dachte ich, als ich die entsetzende Blässe ihres Antlitzes sah, die einen Widerspruch mit

der braunen Farbe ihres Hauptthaares bildete, und die gurgelnden Laute ihrer Stimme hörte, so wie die Verheerungen erblickte, die der Schmerz in allen ihren Zügen angerichtet hatte. Sie war bereits verwelkt wie ein Blatt, dem der Herbst die letzten seiner Säfte entzogen hat. Ihre rothen und aufgeblähten Augen hatten alle ihre Schönheit verloren; nur ein bitterer und tiefer Schmerz leuchtete aus ihnen, und während sie vordem Sonnen gleich gestrahlt haben mochten, glichen sie nur noch einem grauen Nebelgewölk.

Mit einfachen Worten erzählte ich ihr den Zufall, durch den sie ihres Freundes beraubt war, ohne dabei zu lange bei gewissen Umständen zu verweilen, von denen ich voraussetzte, daß sie für sie zu schmerzhaft sein würden. Ich erzählte ihr den ersten Tag unserer Reise, während dessen mein unglücklicher Gefährte nur mit ihr beschäftigt gewesen war.

Sie weinte nicht, sie hörte nun mit gespannter Aufmerksamkeit meinen Worten zu und neigte ihr Haupt gegen mich, einem Arzte gleich, der den Sitz einer Krankheit zu erforschen bemüht ist.

Dann ergriff ich einen Augenblick, in welchem es mir vorkam, als habe sie ihr Herz völlig den Leiden geöffnet, und als wolle sie sich mit der ganzen Glut, welche das erste Fieber der Verzweiflung anfacht, in ihr Unglück versenken; ich sprach nun mit ihr über die Besorgnisse, die den armen Sterbenden gequält hätten, und erzählte ihr, wie und warum er mir diese traurige Botschaft aufgetragen habe.

Da wurden ihre Augen getrocknet durch das düstere Feuer, welches dem Tiefinnersten ihres Herzens entquoll. Sie konnte noch erbleichen. Als ich ihr die Briefe hinhielt,

die ich unter meinem Kopfkissen verborgen gehabt hatte, ergriff sie dieselben mit einer mechanischen Bewegung. Dann erbebte sie heftig und sagte zu mir:

„Und ich habe seine Briefe verbrannt! Ich habe nichts mehr von ihm! nichts! gar nichts! —“

Sie schlug sich heftig vor die Stirn.

„Meine Dame!“ sagte ich zu ihr.

Sie fuhr krampfhaft zusammen und wandte sich zu mir.

„Ich habe eine Locke seiner Haare von seinem Haupte abgeschnitten,“ fuhr ich darauf fort, „und überreiche Ihnen hiermit dieselbe.“

Bei diesen Worten übergab ich ihr den unvergänglichen Ueberrest dessen, den sie liebte.

O! meine Leser, wären Euch, wie damals mir, die heißen Thränen über die Hände geflossen, so würdet Ihr wissen, was Dank ist, besonders wenn er der Wohlthat so unmittelbar folgt!

Sie drückte meine Hände und sagte mit erstickter Stimme, während ihr Blick von Fieberglut geröthet wurde und ihr geringes Glück sich inmitten ihrer schrecklichen Leiden offenbarte:

„Ach! ich sehe, daß Sie auch lieben! Seien Sie stets glücklich! Mögen Sie nie diejenige verlieren, welche Ihnen lieb ist!“

Weiter vermochte sie nichts zu sprechen, sondern eilte mit ihrem Schatze hinweg.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, erschien mir diese nächtliche Scene, deren Erinnerung sich mit meinen Träumen gemischt hatte, fast ebenfalls wie ein Traumbild. Erst nachdem ich vergebens die Briefe unter meinem Kopf-

kissen gesucht hatte, überzeugte ich mich von der schmerzhaften Wahrheit.

Es würde überflüssig sein, wollte ich die Ereignisse des folgenden Tags noch erzählen. Ich blieb mehre Stunden mit Juliette zusammen, von welcher mir mein armer Reisegefährte so viel Rühmendes erzählt hatte. Auch die unbedeutendsten Worte, alle Bewegungen und Handlungen dieser Frau bewiesen mir den Seelen del, die Zartheit des Gefühls, durch welche sie eins jener theuern Wesen der Liebe und der Aufopferung wurde, die man so selten auf dieser Welt findet.

Am Abende dieses Tages geleitete mich Herr von ... selbst in seinem Wagen bis Mou ins. Als wir dort angekommen waren, sagte er mit einer gewissen Verlegenheit zu mir:

„Mein Herr, hieße es nicht Ihre Güte mißbrauchen, und unverschämt gegen einen Unbekannten handeln, gegen den wir überdieß schon Verpflichtungen haben, so möchte ich Sie bitten, in Paris, wohin Sie doch zurückkehren, an Herrn von — (ich habe den Namen vergessen), Rue du Sentier, eine Summe abzugeben, die ich ihm schulde, und um deren baldige Zustellung er mich gebeten hat.“

„Ich bin gern bereit, Ihnen zu dienen!“ sagte ich zu ihm.

Und in der Unschuld meines Herzens nahm ich eine Rolle mit fünfundzwanzig Goldstücken an, die ich dann getreulich zu dem vorgeblichen Correspondent des Herrn von ... trug.

Erst in Paris und in dem mir angezeigten Hause begriff ich die geistreiche Gewandtheit, durch welche mich Ju-

liette auf so zarte Weise verpflichtet hatte. Die Art und Weise, wie man mir dieses Gold geliehen hatte, ohne dem Anscheine nach meine Armuth zu bemerken, die so offen zu Tage lag, enthüllte ganz und gar den Geist des liebenden Weibes.

Welche Wonne war es für mich, als ich dieses Abenteuer einer Frau erzählen konnte, die mich furchtsam und ängstlich an sich drückte und flehte:

– O! mein Lieber! nicht wahr, Du stirbst mir nicht!

liebe auf so zarte Weise verschlungen hatte. Die Art und Weise, wie man mit diesem Stück gespielt hatte, über dem Anscheine nach meine Absicht zu bemerken, die so offen zu Tage lag, entfaltete ganz und gar den Geist des liebenden Weibes.

Welche Wonne war es für mich, als ich dieses Kleinod einer Frau erzählen konnte, die mich furchtsam und ängstlich an sich drückte und küßte:

— O! mein Bruder, wahrhaftig, Du bist mir nicht

Die verlassene Frau.

Es war im Jahre 1822, zu Beginn des Frühlings, als die Pariser Aerzte einen jungen Mann nach der Nieder-Normandie schickten, damit er sich von einer Entzündungskrankheit erhole, die er sich entweder durch übermäßige Studien oder auch durch ein zu rasches Leben zugezogen gehabt hatte. Seine völlige Wiederherstellung verlangte eine gänzliche Ruhe, eine milde Nahrung, eine kalte Luft und vollkommene Abwesenheit aller überschwänklichen Gefühle. Die fruchtbaren Gefilde von Bessin und das farblose Leben in der Provinz schienen demnach seiner Wiedergenesung günstig werden zu müssen.

Er begab sich nach Bayeux, einer hübschen Stadt, die zwei französische Meilen vom Meere liegt, zu einer seiner Cousinen, welche ihn sehr freundschaftlich aufnahm und jene Herzlichkeit zeigte, die denjenigen eigenthümlich ist, welche in der Zurückgezogenheit leben und für die demnach die Ankunft eines Vetters oder eines Freundes zu einem besondern Glücksfalle wird.

Bis auf einzelne kleine Gebräuche sind alle kleinen Städte einander ähnlich. Nachdem der junge Pariser, Namens Gaston de Nueil, einige Abende bei seiner Cousine, der

Frau de Sainte-Sevère, zugebracht hatte, hatte er alle die Leute kennen gelernt, welche in den Augen dieser ausgesuchten Gesellschaft den Inbegriff der ganzen Stadt ausmachten. Gaston de Nueil sah in ihnen das stereotype Personale, welches die Beobachter in den zahlreichen Orten wiederfinden, die einst Hauptstädte der kleinen Staaten waren, aus denen das ehemalige Frankreich bestand.

Zunächst trifft man in jenen Städten eine Familie, deren Adel, obgleich in einer Entfernung von kaum funfzig Meilen unbekannt, in dem Departement doch für unbestritten und vom höchsten Alter gilt: so eine Art königlicher Familie auf kleinem Fuße. Ohne daß Jemand es ahnet, ist sie durch ihre Heirathen mit den Montmorency verwandt, hat sie sich mit den Soubise's gekreuzt, oder stammt wohl gar von den Lusignan's ab. Das Oberhaupt dieser berühmten Familie ist stets ein leidenschaftlicher Jäger. Ein Mann ohne Sitten, möchte er, daß sich die ganze Welt vor seiner Hoheit beuge, die doch nur dem Namen nach stattfindet. Er duldet den Unterpräfect, so wie er sich die Steuern gefallen läßt, räumt aber keine von den neuen Mächten ein, die das neunzehnte Jahrhundert geschaffen hat und hält es für ein politisches Unding, daß der erste Minister ein Bürgerlicher ist. Seine Frau hat einen schneidenden Ton, spricht laut, hat Liebhaber gehabt, aber beobachtet die Gebräuche der Religion sehr regelmäßig. Sie erzieht ihre Töchter schlecht und ist der Meinung, daß sie schon durch ihren Namen reich genug sind. Mann und Frau haben übrigens keinen Begriff von dem gegenwärtigen Luxus. Ihre Diener tragen noch die Livree, die man anderswo nur auf dem Theater kennen lernt, so wie man sich auch noch an die alten Formen des Silber-

geräths, der Möbel, der Wagen und der Sitten und Sprache hält. Ihre alterthümliche Tracht paßt übrigens sehr gut zu der Sparsamkeit der Provinzbewohner. Kurz, sie sind noch die Edelleute von ehedem, nur fehlen ihnen die Lehnseinkünfte und Zehnten, das Jagdgefolge und die goldbetreßten Kleider; sie zollen einander die größte Ehre und sind den Königen ergeben, die sie nur aus weiter Ferne erblicken. Ein solches historisches Haus erhält sich incognito und zeigt die Originalität einer alten Hautelisse-Tapete.

In der Familie vegetirt jedenfalls auch noch ein Oheim oder ein Bruder, so ein alter Generallieutenant und Ritter vom Ludwigskreuze, ein alter Hofmann, der mit Richelieu in Hannover gewesen ist, und den man wiederfindet wie ein verloren gegangenes Blatt von einer alten Schmähschrift aus den Zeiten Ludwigs XV.

Dieser fossilen Familie setzt sich eine weit reichere Familie entgegen, deren Adel jedoch weniger alt ist. Der Mann und die Frau bringen zwei Monate des Winters in Paris zu und bürgern den flüchtigen Ton und die ephemeren Leidenschaften desselben in der Provinz ein. Madame ist elegant, aber etwas klösterlich verhüllt und mit den Moden einige Monate in Rückstand. Indeß spottet sie doch über die Unwissenheit, welche ihre Nachbarn zur Schau tragen; ihr Silbergeräth ist modern, sie hat Grooms, Neger und einen Kammerdiener. Ihr ältester Sohn fährt im Tilbury und thut nichts, denn er erbt ein Majorat; der jüngere Sohn ist Auditeur im Staatsrath.

Der Vater, welcher mit den Intriguen des Ministeriums genau bekannt ist, erzählt Anekdoten von Ludwig XVIII. und der Frau von Cayla; er hat dreiprocentige Staatspa-

piere und vermeidet jede Unterhaltung über die Verfertigung des Apfelmostes, spricht dagegen gern von den Vermögensumständen der einzelnen Familien des Departements; er ist Mitglied des Generalraths, läßt sich seine Röcke in Paris machen und trägt das Kreuz der Ehrenlegion. Kurz, dieser Edelmann hat die Restauration begriffen und spricht sein Wörtchen in der Kammer mit; allein seine Königsliebe ist weniger rein als die der Familie, mit welcher er nebenbuhlt. Er liest die Gazette und die Débats. Die andere Familie liest nur die Quotidienne.

Der Herr Bischof, welcher vordem dort Generalvicar war, schwankt zwischen diesen beiden Mächten, welche ihm alle Ehre erweisen, die sie der Religion schuldig sind, allein ihn je zuweilen die Moral fühlen lassen, welche der gute Lafontaine unter seine Fabel von dem mit Reliquien beladenen Esel gesetzt hat. Der gute Mann ist ja nur ein Bürgerlicher.

Dann kommen die Gestirne zweiter Größe, die Edelleute, welche jährlich zehn- bis zwölfhundert Livres zu verzehren haben und Schiffskapitaine, Rittmeister bei der Garde oder auch gar nichts gewesen sind. Wenn sie öffentlich zu Pferde erscheinen, so halten sie die Mitte zwischen dem Pfarrer, der die Sakramente trägt, und dem Steuereinnehmer, der eben seine Runde macht. Fast alle sind Pagen oder Musquetiere gewesen und verleben jetzt ihre Tage in Ruhe, indem sie sich mehr um ihre Holzschläge oder ihren Apfelwein bekümmern, als um politische Interessen. Indeß kommt es doch wohl vor, daß sie zwischen zwei Robbers beim Whist oder während einer Partie Trictrac von der Karte oder über den Liberalismus sprechen, nachdem sie zuvor festgesetzt haben, wie viel

Mitgift dieses oder jenes heirathsfähige Mädchen bekommen muß, oder welchem Stamme dieser oder jener Jüngling sein Reis aufpfropfen werde. Ihre Frauen machen die Stolzen und nehmen eine vornehme Miene an, wenn sie in ihren Korbwagen ausfahren; sie glauben schon sehr geschmückt zu sein, wenn sie sich in einen Shawl verhüllen und mit einer Haube ihr Haupt bedecken; sie kaufen zwar jährlich zwei Hüte, allein nur nach reiflicher Berathung, und lassen sich dieselben gelegentlich von Paris mitbringen; im Allgemeinen sind sie tugendreich und plauderhaft.

Um diese Grundelemente des aristokratischen Volks gruppiren sich noch zwei oder drei alte Jungfern von guter Herkunft, welche das Problem der Unveränderlichkeit der menschlichen Creatur gelöst haben. Sie scheinen in die Häuser, in denen man sie erblickt, fest gesiegelt; ihre Züge, ihr Anzug scheint zu den Immobilien der Stadt oder selbst der Provinz zu gehören, deren Ueberlieferung, Geschichte und Geist sie sind. Alle haben etwas Starres und Monument-Artiges; sie wissen zu lächeln und zu rechter Zeit mit den Schultern zu zucken; von Zeit zu Zeit sagen sie auch wohl einige Worte, die für geistreich gehalten werden.

Einige reiche Bürger haben sich wohl ebenfalls in diese kleine Vorstadt Saint-Germain eingeschlichen, entweder weil man ihre aristokratischen Ideen, oder weil man ihr Geld berücksichtigt hat. Trotz dem, daß diese Leute bereits ihre vierzig Jahre zählen, so sagt doch Jeder von ihnen:

„Dieser kleine So und So hat ganz richtige Ansichten!“

Dann macht man aus ihnen Deputirte. Gewöhnlich wer-

den sie von den alten Jungfern protegirt, wenigstens behauptet man das.

Außerdem sind wohl noch zwei oder drei Geistliche in diese ausgewählte Gesellschaft aufgenommen, entweder aus Achtung vor ihrem Amtsgewande, oder weil sie Geist besitzen und die hochadligen Herrschaften, die sich unter einander langweilen, das bürgerliche Element in ihre Salons aufnehmen, gleich wie der Bäcker Hefe unter seinen Semmelteig nimmt.

Die ganze Bildung aller dieser Köpfe besteht in einer gewissen Menge veralteter Ideen, denen sich dann und wann noch ein neuer Gedanke beimengt. Aehnlich dem Wasser in einer kleinen Meeresbucht haben die Redensarten, durch welche jene Ideen dargestellt werden, ihre tägliche Fluth und Ebbe, ihre beständige Bewegung, die sich aber an jedem Abende auf stets gleiche Weise wiederholt. Wie man heute den leeren Schall derselben hört, so wird man ihn auch morgen hören, in einem Jahre, stets. Ihre unveränderlichen Aussprüche und Urtheile über die Dinge dieser irdischen Welt bilden eine vom Vater auf den Sohn überlieferte Wissenschaft, der keine menschliche Gewalt noch einen Tropfen Geist beizufügen vermag. Das Leben dieser Menschen bewegt sich in einer Sphäre von Gewohnheiten, welche eben so unveränderlich sind wie ihre religiösen, politischen, moralischen und literarischen Ansichten.

Wird ein Fremder in diesen Kreis zugelassen, so sagt ein Jeder mit einer Art Spott zu ihm:

„Sie werden hier den Glanz Ihrer Pariser Welt bitter vermissen!“

Jeder wird nun das Leben seiner Nachbaren verdammen

und den Glauben zu erwecken suchen, als sei er eine Ausnahme dieser Gesellschaft, und als habe er die Erneuerung derselben erfolglos versucht. Bestärkt aber unglücklicher Weise der Fremde durch irgend eine Bemerkung die Meinung, welche diese Leute gegenseitig von einander hegen, so gilt er auf der Stelle für einen garstigen Mann, ohne Treu und Glauben, für einen verdorbenen Pariser, wie ja im Allgemeinen alle Pariser verdorben sind.

Als Gaston de Nueil in dieser kleinen Welt erschien, in der die Etikette auf das Genaueste beobachtet wurde, wo alle Dinge des Lebens mit einander harmonirten, Alles am Tage lag, der Werth des Adels und des Grundbesitzes festgestellt war, wie die Course der Börse auf der letzten Seite der Zeitungen, da hatte er das günstige Vorurtheil der Bayeuser Meinung schon im Voraus für sich. Seine Cousine von Sainte-Sevère hatte bereits den Belauf seines Vermögens genannt, die Aussichten mitgetheilt, die ihm offen ständen, seinen Stammbaum entfaltet, seine Kenntnisse, Höflichkeit und Bescheidenheit in ein glänzendes Licht gestellt.

Er fand die Aufnahme, auf welche er Anspruch hatte und wurde als ein guter Edelmann bewillkommt; daß er leicht und flüchtig war, hielt man seinen dreiundzwanzig Jahren zu Gute, und gewisse junge Personen und einige Mütter warfen wohlwollende Blicke auf ihn. Er besaß ein jährliches Einkommen von achtzehntausend Livres von einem Grundstücke in dem Thale der Auge, und sein Vater mußte ihm früher und später das Schloß von Manerville mit allen seinem Zubehör hinterlassen. Was seine Kenntnisse, seine politische Zukunft, seinen persönlichen Werth, seine Talente be-

traf, so war davon nicht einmal die Rede. Seine Ländereien waren gut und die Pächter sichere Männer; herrliche Baumpflanzungen waren auf seinen Besitzungen angelegt; die Ausbesserungen und Steuern fielen den Pächtern zur Last; die Apfelbäume waren achtunddreißig Jahr alt, und endlich stand sein Vater auch noch im Handel wegen zweihundert Morgen Waldung, die an seinen Park grenzten, und die er mit Mauern umziehen wollte; keine ministerielle Hoffnung, keine menschliche Berühmtheit vermochte gegen solche Vortheile anzukämpfen.

Von dem ältern Bruder Gastons hatte Frau von Sainte-Sevère kein Wort gesagt, und wir lassen es dahin gestellt, ob sie aus Bosheit oder aus Berechnung schwieg. Auch Gaston sagte von ihm kein Wort. Aber dieser Bruder litt auch an der Lungenschwindsucht, und es schien, als werde man ihn bald beerdigen, beweinen, vergessen.

Anfangs belustigte sich Gaston de Nueil über die sonderbaren Personen, die er vorfand; er zeichnete sich gewissermaßen ihre Gestalten in der anziehenden Wahrheit ihrer eckigen, verzerrten und gerunzelten Physiognomien, in der ergötzlichen Originalität ihrer Trachten und Gewohnheiten in sein Album, er ergötzte sich an den Normanismen ihrer Sprache, an der Leere ihrer Ideen und Charaktere. Nachdem er aber einige Zeit dieses Leben angeschaut hatte, welches dem der Eichhörnchen glich, die ihren Käfig drehen, da vermißte er den Mangel der Gegensätze, durch welche allein das Leben einen Geschmack erlangen kann. Nun verfiel er in eine Krisis, welche zwar noch keine Langeweile und auch kein Widerwille war, allein doch an beide nahe angrenzte. Nach den leichten Leiden dieses Ueberganges erfüllt sich für

das Individuum das Ereigniß der Ueberpflanzung in einen widerwärtigen Boden, in welchem es atropisch werden und zu einem rhachitischen Leben übergehen muß. Wird dann der Mensch durch keine Gewalt aus einer solchen Welt wieder herausgerissen, so nimmt er unmerklich die Gebräuche derselben an, läßt sich von ihrer Leere ergreifen und wird selbst zur Null.

Schon gewöhnten sich Gastons Lungen an diese Atmosphäre. Er stand auf dem Punkte, eine Art von Pflanzenglück in diesem ohne Sorgen und ohne Gedanken zugebrachten Leben zu fühlen, und begann die Erinnerung an jene Bewegung des Safts, an jene beständige Befruchtung der Geister zu verlieren, die ihn in der Pariser Sphäre so sehr beglückt hatte; er war nahe daran, unter diesen Versteinerungen selbst zu einer Versteinerung, unter Larven Larve zu werden, immer hier zu bleiben, gleich jenen Gefährten des Odysseus, die auch endlich zufrieden waren mit ihrer fetten Hülle.

Eines Abends saß Gaston de Nueil zwischen einer alten Dame und einem Generalvicar der Diöcese, ohne sich über diese Nachbarschaft zu verwundern, oder auch über den alterthümlichen Familien-Salon, dessen weiße, von grauen Holzrahmen eingefaßten Wände mit einigen Familiengemälden geschmückt waren, während an den vier Spieltischen sechzehn Personen saßen und beim Whist plauderten. Er dachte an nichts, aber verdaute eins jener herrlichen Mittagsmahle, die man auch in der Provinz kennt, und begann die Gebräuche des Landes zu rechtfertigen. Er begriff, warum sich diese Leute der Karten bedienten, mit denen sie schon Tags zuvor gespielt hatten, warum sie dieselben auf abgenutzte Teppiche

würfen und wie sie dahin gelangten, sich weder um ihrer selbst, noch um Anderer willen ausgesuchter zu kleiden. Er errieth eine gewisse Philosophie in der einförmigen Bewegung dieses im ewigen Kreisgange begriffenen Lebens, in der Ruhe dieser logischen Gewohnheiten und in der Unbekanntschaft mit allen Dingen der eleganten Welt. Endlich begriff er fast, wie unnütz der Luxus ist. Das Leben von Paris mit seinen Leidenschaften, seinen Stürmen und seinen Freuden kam ihm nur noch wie eine Erinnerung aus der Kindheit vor. Er bewunderte aufrichtig die reinen Hände, das bescheidene und furchtsame Wesen eines jungen Mädchens, deren Gesicht ihm, als er sie zum ersten Mal sah, dumm geschienen hatte, so wie ihm ihr Benehmen ohne Anmuth, ihre ganze Erscheinung widerwärtig, ihr Anzug höchst lächerlich vorgekommen war. Es war um ihn geschehen. So wie er anfangs aus der Provinz nach Paris versetzt war, so fiel er jetzt aus dem glühenden Pariser Leben in das kalte Dasein der Provinz zurück, ohne daß ihn eine Redensart erweckt hätte und ohne daß er auch nur einen einzigen originellen Satz in der Musik dieser langweiligen Oper fand.

„Haben Sie nicht gestern Frau von Beauséant besucht?“ fragte eine alte Frau das Haupt des ersten Hauses der Stadt.

„Ich bin heute Morgen bei ihr gewesen,“ antwortete er. „Ich habe sie sehr traurig und so leidend gefunden, daß ich sie nicht überreden konnte, morgen mit uns zu speisen.“

„Mit Frau von Champignelles!“ rief die Wittib aus und bezeugte eine Art von Entsetzen.

„Mit meiner Frau,“ sagte ruhig der Edelmann. „Ist

nicht Frau von Beauséant aus dem Hause von Burgund? In weiblicher Linie, allerdings; allein der Name macht doch Alles gut. Meine Frau liebt die Vicomtesse sehr, und die arme Dame lebt seit so langer Zeit in der Einsamkeit, daß —"

Als der Marquis von Champignelles diese letzten Worte sagte, blickte er ruhig und kalt auf die Anwesenden, welche auf seine Worte hörten und in seinen Augen zu lesen suchten; allein es war fast unmöglich, zu errathen, ob er dem Unglück oder dem Adel der Frau von Beauséant ein Zugeständniß mache, ob er sich geschmeichelt fühle, sie empfangen zu können, oder ob er die Edelleute des Landes und deren Frauen aus Stolz zwingen wollte, dieselbe zu besuchen.

Alle Damen schienen sich einander um Rath zu fragen, indem sie sich auf gleiche Weise anblickten; und da jetzt plötzlich das tiefste Schweigen in dem Salon herrschte, so wurde ihre Haltung für ein Zeichen der Mißbilligung gehalten.

„Ist diese Frau von Beauséant vielleicht diejenige, deren Abenteuer mit Herrn von Ajuda-Pinto so viel Aufsehen erregt hat?" fragte Gaston die Dame, neben welcher er saß.

„Ganz dieselbe," antwortete man ihm. „Sie bewohnt jetzt Courcelles, seit sich Herr von Ajuda verheirathet hat. Niemand empfängt sie hier in seinen Gesellschaften. Uebrigens besitzt sie auch zu viel Geist, als daß sie nicht ihre falsche Lage gefühlt haben sollte; deßwegen hat sie auch mit Niemand Umgang anzuknüpfen gesucht. Herr von Champignelles und einige andere Männer haben sich zu ihr begeben, allein

sie hat nur Herrn von Champignelles Zutritt gewährt, vielleicht wegen ihrer Verwandtschaft: Beide sind durch die Beauséant mit einander verschwägert. Der Vater des Marquis von Beauséant hat eine Champignelles aus der ältern Linie geheirathet. Mag nun die Vicomtesse von Beauséant immerhin aus dem Hause von Burgund abstammen, so werden Sie doch begreifen, daß wir unmöglich einer Frau in unsern Zirkeln Zutritt gewähren können, die sich von ihrem Manne getrennt hat. Das sind allerdings veraltete Ansichten, allein wir sind einmal so dumm, daß wir an denselben festhalten. Die Vicomtesse hat um so mehr Unrecht gehabt, da Herr von Beauséant ein galanter Mann ist, ein Hofmann, und gewiß gern Vernunft angenommen hätte. Aber seine Frau ist eine Thörin. —“

Herr von Nueil hörte zwar fortwährend die Stimme seiner Nachbarin, aber er hörte die Worte nicht mehr, denn tausend verschiedene Gedanken zogen durch seinen Kopf. Er schmeckte die Reize eines Abenteuers, das seiner Einbildungskraft zulächelte; seine Seele faßte unbestimmte Hoffnungen, hatte den Vorgeschmack eines unaussprechlichen Glücks, fürchtete, ahnete Ereignisse, ohne daß es doch noch irgend etwas gab, was ihm die Versicherung zu gewähren vermocht hätte, daß sich die Launen dieser Fata Morgana in Wirklichkeit verwandeln würden. In solchen Augenblicken macht unser Geist Luftsprünge, gebiert Pläne, deren Ausführung unmöglich ist, gewährt die Freuden einer Leidenschaft im Keime. Vielleicht enthält aber der Keim der Leidenschaft zugleich die ganze Leidenschaft, gleich wie das Samenkorn schon die schöne Blume mit allen ihren Düften und reichen Farben enthält.

Herr von Nueil hatte bisher nicht gewußt, daß sich Frau von Beauséant in die Normandie zurückgezogen habe, nachdem sie ein Aufsehen erregt hatte, welches von den meisten Frauen zu gleicher Zeit beneidet und verdammt wird, besonders wenn die verführenden Reize der Jugend und der Schönheit den Fehltritt, welcher dasselbe veranlaßt hat, fast rechtfertigen.

Es giebt eine unbegreifliche Täuschung in jeder Art von Berühmtheit, welchem Grunde dieselbe auch verdankt werden möge. Es scheint, daß in Bezug auf die Frauen, wie ehedem in Bezug auf die Familien, der Ruhm eines Verbrechens die Schande desselben verwische. Gleich wie manches Haus stolz ist auf diejenigen seiner Häupter, die von Henkers Hand abgeschlagen wurden, so wird ein hübsches junges Weib durch den unglücklichen Ruf einer glücklichen Liebe oder eines treulosen Verraths noch anziehender. Je mehr sie zu beklagen ist, desto mehr Mitgefühl erregt sie. Nur gegen alltägliche Dinge, Gefühle und Abenteuer sind wir unerbittlich. Wenn wir die Blicke auf uns ziehen, so scheinen wir groß zu sein! Muß man sich nicht in der That über Andere erheben, um gesehen zu werden? Nun fühlt aber die Menge unwillkürlich ein Gefühl der Achtung gegen Alles, was sich erhoben hat, ohne wegen der Mittel der Erhebung viel Rechenschaft zu verlangen.

In diesem Augenblick fühlte sich Gaston von Nueil durch den geheimen Einfluß dieser Gründe zu Frau von Beauséant hingezogen, vielleicht auch durch die Neugierde, durch das Bedürfniß, seinem gegenwärtigen Leben ein Interesse abzugewinnen, kurz durch jene Menge von Beweggründen, die man

unmöglich nennen kann, weßhalb man sich zu ihrer Bezeichnung oft des Wortes Schicksalfügung bedient.

Die Vicomtesse von Beauséant war plötzlich vor seinen Blicken emporgetaucht, umgeben von einer Menge anmuthiger Bilder: sie war eine neue Welt. In ihrer Nähe gab es ohne Zweifel zu fürchten, zu hoffen, zu kämpfen, zu siegen. Sie bildete einen scharfen Gegensatz zu allen den Personen, die er in diesem jämmerlichen Salon erblickte. Kurz, sie war ein Weib, und er hatte noch kein Weib angetroffen in dieser kalten Welt, wo Berechnungen an die Stelle der Gefühle traten, wo die Höflichkeit nur etwas Pflichtgemäßes war und die einfachsten Ideen etwas zu Verletzendes hatten, als daß man sie hätte annehmen oder aussprechen sollen. Frau von Beauséant erweckte in seinem Herzen die Erinnerung an seine jugendlichen Träume und an seine lebhaftesten, nur für einen Augenblick eingeschläferten Leidenschaften.

Gaston von Nueil war während der übrigen Stunden des Abends sehr zerstreut. Er dachte über die Mittel nach, wie er sich bei Frau von Beauséant einführen könnte, allein er fand keine. Sie galt für außerordentlich geistreich; wenn sich aber geistreiche Personen durch originelle oder ausgezeichnete Dinge verführen lassen können, so sind sie doch auch wieder sehr anspruchsvoll und wissen Alles zu errathen; man kann also in seinen schwierigen Versuchen, ihnen zu gefallen, eben so gut scheitern wie glücklich sein. Ueberdieß mußte die Vicomtesse mit dem Stolz ihrer Lage die Würde verbinden, die schon ihr Name von ihr heischte. Die vollkommene Einsamkeit, in welcher sie lebte, erschien noch immer als die geringste der Schranken, die sie zwischen sich und der Welt

errichtet hatte. Einem Unbekannten, mochte er auch aus der angesehensten Familie sein, mußte es daher fast unmöglich fallen, Zutritt zu ihr zu erlangen.

Am Morgen des folgenden Tages lustwandelte Herr von Nueil nach Courcelles und umschritt mehre Male die Mauer, welche den Garten dieser Besitzung umgiebt. Irre geleitet von den Täuschungen, an die man in seinem Alter so gern glaubt, blickte er durch alle Oeffnungen der Mauer oder über dieselbe hin, so oft ihm dieses möglich war; dann betrachtete er aufmerksam die verschlossenen Sommerladen und noch aufmerksamer die geöffneten Fenster. Er hoffte, daß ihm ein Zufall, wie er in Romanen häufig vorkommt, den Eintritt bei Frau von Beauséant verschaffen werde, und berechnete schon die Folgen eines solchen Zufalls, ohne noch auf die Möglichkeit desselben eine Aussicht zu haben.

Zu verschiedenen Malen wiederholte er diese Morgengänge, allein stets fruchtlos. Bei jedem neuen Gange gewann indeß dieses außerhalb der Welt stehende Weib, dieses in der Einsamkeit begrabene Opfer der Liebe größere Verhältnisse in seinen Gedanken und setzte sich tiefer in seinem Herzen fest. Gastons Herz schlug schon vor Hoffnung und vor Freude, wenn er zufällig die schweren Schritte irgend eines Gärtners gehört hatte, während er an den Mauern von Courcelles entlang ging.

Wohl dachte er daran, einen Brief an Frau von Beauséant zu schreiben, was sollte er aber einer Frau sagen, die er noch nie gesehen hatte, die ihn vielleicht nicht einmal dem Namen nach kannte? Ueberdieß war Gaston mißtrauisch gegen sich selbst. Aehnlich allen jungen Männern, die ihre Täuschungen noch nicht verloren haben, fürchtete er die schreck-

liche Verachtung des Schweigens mehr als den Tod, und schauderte, wenn er an alle die Wechselfälle dachte, die seiner ersten verliebten Prosa den Flammentod im Kamine zuziehen könnten. Tausend verschiedene und zum Theil einander entgegengesetzte Gedanken bekämpften sich in seinem Kopfe. Nachdem er endlich viele Luftschlösser gebaut, manche Romane erdacht und seine Erfindungskraft vergebens abgemüht hatte, erfand er eine jener glücklichen Kriegslisten, die fähig sind, auch dem unschuldigsten weiblichen Wesen den Umfang der Leidenschaft zu beweisen, die einen Mann ergriffen hat.

Die Bizarrerien des geselligen Lebens schaffen oft zwischen einem Weibe und seinem Geliebten eben so viele wirkliche Hindernisse, wie die orientalischen Dichter deren in ihren köstlichen Mährchen zu erfinden gewußt haben, und die am meisten phantastischen Bilder dieser Letzteren sind selten übertrieben. Daher ist es in der Natur wie in der Welt der Feen, und das Weib wird stets dem angehören, der zu ihm zu gelangen und es aus seiner langweiligen Lage zu befreien versteht.

Der ärmste Kalender, der sich in die Tochter eines Khalifen verliebt, kann von dieser durch keinen größern Zwischenraum getrennt sein, als Gaston von Frau von Beauséant. Die Vicomtesse lebte in einer vollkommnen Unbekanntschaft mit dem Sehnen und Streben des Herrn von Nueil, dessen Liebe um so mehr wuchs, je mehr Hindernisse sich ihr entgegenstellten, und für den die eingebildete Geliebte alle die Reize gewann, welche die Perspektive verleiht. Als er sich eines Tags seiner Begeisterung überließ, da hoffte er Alles von der Liebe, welche Frau von Beauséant aus seinen Augen

strahlen sehen sollte. Er glaubte, daß das lebendige Wort beredter sei, als der leidenschaftlichste Brief, und in der Hoffnung, daß die dem Weibe natürliche Neugierde ihm förderlich sein werde, ging er zu Herrn von Champignelles, damit dieser ihm zu dem Erfolg seines Vorhabens förderlich sei.

Er sagte zu dem Edelmanne, daß er einen wichtigen und höchst kitzligen Auftrag an Frau von Beauséant habe. Da er jedoch nicht wisse, ob sie Briefe annehmen würde, die von unbekannter Hand geschrieben, noch auch, ob sie einem Fremden ihr Zutrauen schenken werde, so bat er ihn, die Vicomtesse, sobald er sie wiedersähe, zu fragen, ob sie die Gnade haben würde, ihm für einige Augenblicke Gehör zu schenken. Während er auf der einen Seite den Marquis bat, im Fall einer abschläglichen Antwort das Geheimniß zu bewahren, wußte er ihn auf der andern Seite höchst geistreich zu veranlassen, daß er der Frau von Beauséant keinen von den Gründen verhehle, die seiner Aufnahme bei ihr förderlich sein könnten. War er nicht Ehrenmann, von edlem Herzen und unfähig, sich zu einer Sache herzugeben, die von schlechtem Geschmack zeigte oder auch nur unpassend war?

Der stolze Edelmann, dessen kleinen Eitelkeiten Herr von Nueil geschmeichelt hatte, ohne sich zu erniedrigen, wurde vollkommen getäuscht durch diese Diplomatie der Liebe, die einem jungen Manne die Sicherheit und hohe Verstellungskraft eines alten Gesandten verleiht. Er versuchte zwar in Gastons Geheimnisse einzudringen, dieser aber, dem es unmöglich war, dieselben zu entdecken, setzte den geschickten Fragen des Herrn von Champignelles normännische Redens-

arten entgegen, und der Letztere belobte ihn als französischer Chevalier wegen seiner Verschwiegenheit.

Der Marquis eilte sofort nach Courcelles und zeigte dabei jene emsige Eile, welche Männer von einem gewissen Alter im Dienste des weiblichen Geschlechts zu entwickeln wissen.

In der Lage, in welcher sich die Vicomtesse von Beauséant befand, mußte ihre Neugierde durch eine Sendung und Botschaft von solcher Art lebhaft aufgeregt werden. Zwar suchte sie alle ihre Erinnerungen hervor, ohne daß sie dadurch einen Grund zu erforschen vermocht hätte, der Herrn von Nueil zu ihr führen könnte, allein dennoch fand sie kein Bedenken, ihn zu empfangen, nachdem sie sich klüglich und umsichtig nach seiner Stellung in der Welt erkundigt hatte.

Indeß hatte sie anfangs sich geweigert, ihm Gehör zu geben; dann hatte sie mit Herrn von Champignelles überlegt, ob es sich mit der Schicklichkeit vereinbaren würde, den Unbekannten zu empfangen; darauf war sie zu ihrer Weigerung zurückgekehrt, bis endlich die Bitten und die gezwungene Verschwiegenheit des Marquis ihre Neugierde erregt hatten.

Herr von Champignelles wollte nicht lächerlich erscheinen und behauptete daher als ein unterrichteter, aber verschwiegener Weltmann, daß die Vicomtesse mit der Ursache des Besuchs wohl bekannt sein müsse, obgleich sich dieselbe durchaus auf Nichts besinnen konnte, was Herrn von Nueil zu ihr führen möge. Frau von Beauséant glaubte endlich, daß Verhältnisse zwischen Gaston und Leuten stattfinden könnten, die jener gar nicht kannte; sie verlor sich in nichtige Ver=

muthungen und fragte sich endlich selbst, ob sie je Herrn von Nueil gesehen habe.

Der glühendste und ausgedachteste Liebesbrief hätte sicherlich eine solche Wirkung nicht hervorzubringen vermocht, wie diese Art von Räthsel ohne Schlüssel, auf dessen Lösung Frau von Beauséant in ihrer Unterhaltung mit Herrn von Champignelles zu wiederholten Malen zurückkam.

Als Gaston erfuhr, daß es ihm erlaubt sei, die Vicomtesse zu besuchen, da war er zugleich entzückt über die schnelle Erlangung eines Glücks, das er so heiß gewünscht, und auch verlegen, wie er sich bei der Ausführung seiner List zu benehmen habe.

„Nun! wenn ich sie nur sehe!“ wiederholte er oft, während er sich ankleidete; „wenn ich sie nur sehen kann, so bin ich schon zufrieden!“

Dann hoffte er, daß ihm der Zufall einen Rath an die Hand geben möge, um den von ihm selbst geschürzten gordischen Knoten lösen zu können. Gaston gehörte zu denen, welche an die Allgewalt der Nothwendigkeit glauben und daher stets vorwärts dringen, zu denen, die im letzten Augenblicke, wenn sie der Gefahr gegenüber stehen, sich begeistern und Kräfte zur Besiegung derselben gewinnen.

Er verwandte eine besondere Sorgfalt auf seinen Anzug. Er dachte sich, gleich wie die meisten jungen Männer, daß von der größern oder mindern Schönheit einer Locke sein Erfolg abhänge, und wußte nicht, daß in der Jugend Alles Anziehungskraft und Reiz besitze. Ueberdieß lassen sich jene auserwählten Frauen, welche der Frau von Beauséant gleichen, nur durch die Anmuth des Geistes und durch die Ueberlegenheit des Charakters gewinnen. Ein hoher Charakter

verspricht ihnen eine große Leidenschaft, schmeichelt ihrer Eitelkeit und scheint ihnen den Bedürfnissen ihrer Herzen zu entsprechen. Der Geist ergötzt sie, entspricht den Feinheiten ihrer eigenen Natur, und sie glauben sich begriffen. Nun ist aber bekannt, daß alle Frauen nichts Anderes wollen, als ergötzt, begriffen oder angebetet zu werden.

Man muß jedoch über die Dinge dieser Welt wohl nachgedacht haben, um die hohe Koketterie zu begreifen, die in der Nachlässigkeit des Anzugs und in der Zurückhaltung des Geistes bei einer ersten Zwiesprache liegt. Wenn wir erst verschlagen genug geworden sind, um geschickte Politiker abgeben zu können, dann sind wir meist auch zu alt, um von unserer Erfahrung noch Nutzen ziehen zu können. Während Gaston seinem Geiste in dem Grade mißtraute, daß er alle Verführungskünste durch seinen Anzug ausüben zu müssen glaubte, machte auch Frau von Beauséant instinctmäßig eine ausgesuchte Toilette, und als sie ihren Kopfputz vollendete, da dachte sie:

„Ich will wenigstens nicht so erscheinen, daß er sich vor mir entsetzen könnte.“

Der Geist, die Person und das Benehmen des Herrn von Nueil besaßen jene unschuldig originelle Form, die auch gewöhnlichen Begriffen und Worten eine Art von Schmackhaftigkeit verleiht, so daß man ungestraft Alles sagen und Alles sich erlauben kann. Er war gebildet, besaß Scharfblick und glückliche Züge, die eben so beweglich waren wie sein empfängliches Herz. Liebe und Herzlichkeit leuchteten aus seinen herzhaften Blicken, und sein im Wesentlichen gutes Herz strafte dieselben keineswegs Lügen. Der Entschluß, den er bei seinem Eintritt in Courcelles faßte, stand demnach mit

der Natur seines offenherzigen Charakters und seiner glühenden Einbildungskraft im Einklang. Ungeachtet der Unerschrockenheit der Liebe konnte er sich dennoch eines lauten Herzschlagens nicht erwehren, als er über den großen Hof ging, der einen englischen Garten darstellte, und dann in eine Vorhalle trat, wo ihn ein Kammerdiener um seinen Namen befragte, dann verschwand und wieder zurückkehrte, um ihn einzuführen.

„Der Herr Baron von Nueil.“

Gaston trat langsam ein, aber auf eine ziemlich anmuthige Weise, was noch weit schwieriger in einem solchen Salon ist, in dem sich nur eine Frau befindet, als in einem solchen, wo man deren zwanzig antrifft. Neben einem Kamin, in welchem der Jahreszeit ungeachtet ein lebhaftes Feuer flackerte, und auf welchem zwei angezündete Armleuchter standen, die ein angenehmes Licht verbreiteten, erblickte er eine junge Frau, die auf einem jener modernen Armstühle mit sehr hoher Lehne saß, dessen niedriger Sitz ihr erlaubte, die verschiedensten an Anmuth und Eleganz reichen Haltungen anzunehmen, das Haupt zu senken, zu neigen und dann langsam wieder emporzurichten, als ob es eine schwere Bürde wäre, so wie endlich die Füße über einander zu schlagen, dieselben zu zeigen oder unter die langen Falten eines schwarzen Gewandes zurückzuziehen.

Die Vicomtesse wollte das Buch, in welchem sie gelesen hatte, auf einen kleinen runden Tisch legen, da sie aber zu gleicher Zeit ihr Haupt gegen Herrn von Nueil wandte, so fiel das nur zur Hälfte auf den Tisch gelegte Buch zwischen diesem und dem Armstuhle nieder. Ohne über diesen Zufall betroffen zu scheinen, richtete sie sich empor und verneigte sich,

um die Begrüßung des jungen Mannes zu erwiedern, doch that sie das auf eine fast unwahrnehmbare Weise und beinahe ohne sich von dem Sitze zu erheben, auf dem ihr Körper zurückblieb. Sie beugte sich, um sich zu nähern, schürte lebhaft das Feuer an, verneigte sich dann, hob einen Handschuh auf, den sie nachlässig an ihre linke Hand zog und suchte den andern mit einem schnell unterdrückten Blicke, denn mit ihrer rechten Hand, einer weißen, fast durchscheinenden, zarten und unberingten Hand, deren rosige Nägel an den schlanken Fingern vollkommene Ovale bildeten, deutete sie auf einen Stuhl, als wollte sie Gaston damit sagen, daß er sich niederlassen möge.

Als sich ihr unbekannter Gast gesetzt hatte, wandte sie ihr Haupt mit einer fragenden und koketten Bewegung gegen ihn; die Feinheit dieser Bewegung läßt sich mit Worten nicht beschreiben, denn sie sprach jene wohlwollende Neigung aus und zeigte jenen anmuthigen, obschon bestimmten Ausdruck, den man nur durch die erste Erziehung erlangen kann, und dadurch, daß man stets mit Dingen vom besten Geschmack umgeben ist.

Solche Bewegungen wiederholten sich bei ihr sehr schnell, ohne dadurch auffallend oder übereilt zu erscheinen, und Gaston war entzückt durch diese Mischung von Sorgfalt und Nachlässigkeit, die ein hübsches Weib mit den aristokratischen Sitten der höhern Gesellschaft verbindet. Frau von Beauséant zeigte einen zu lebhaften Widerspruch mit den Automaten, in deren Mitte er nun seit zwei Monaten in der Normandie gelebt hatte, als daß sie nicht die Poesie seiner Träume hätte verwirklichen sollen, daher vermochte er auch ihre Vorzüge mit keinen von denen zu vergleichen, die er vor-

dem bewundert hatte. Er glaubte sich nach Paris versetzt, als er vor dieser Frau saß und in diesem Salon, welcher wie ein Salon der Vorstadt Saint-Germain eingerichtet war und dessen Tische voll von kostbaren Ueberflüssigkeiten waren, zwischen denen auch Bücher und Blumen sichtbar wurden. Seine Füße standen auf einem echten Pariser Teppich und seine Augen erblickten das unverkennbare Bild, die zarte Gestalt der Pariserin, deren ausgesuchte Anmuth und scheinbare Nachlässigkeit den Frauen in der Provinz stets unerreichbar bleibt.

Die Frau Vicomtesse von Beauséant hatte blonde Haare und den weißen Teint der Blondine, dabei aber braune Augen. Sie hatte eine edele und offene Stirn, die Stirn eines gefallenen Engels, der auf seinen Fehltritt stolz ist und keine Verzeihung verlangt. Ihre reichlichen und oben auf dem Kopfe zusammengelegten Haare vollendeten die Majestät ihres Hauptes. Die Einbildungskraft glaubte in den wellenförmigen Linien dieses goldenen Haares die herzogliche Krone von Burgund wieder zu finden. Aus den glänzenden Augen dieser großen Dame leuchtete der ganze Muth, durch den sich ihr Haus ausgezeichnet hat, der Muth eines starken Weibes, das wohl die Verachtung und die Kühnheit zurückzuweisen vermag, voller Empfänglichkeit aber gegen zärtliche Gefühle ist. Die Umrisse ihres kleinen Kopfes, der wunderschön auf den langen weißen Hals gesetzt war, die Züge ihres zarten Antlitzes, ihre etwas von einander stehenden Lippen und die Beweglichkeit ihrer Physiognomie gewährten einen Ausdruck seltener Klugheit, zeigten eine Färbung erzwungener Ironie, die zu gleicher Zeit der Schlauheit und der Grobheit glich, und doch mußte man ihr diese beiden weiblichen Sün-

den verzeihen, wenn man an ihre Leiden dachte, an die Liebe, die ihr fast das Leben gekostet hatte und sowohl durch die Runzeln bezeugt wurde, welche bei jeder leichten Bewegung ihre Stirn überflogen, wie durch die schmerzhafte Beredtsamkeit ihrer schönen Augen, die sich oft nach oben richteten.

War es nicht ein großartiges Schauspiel, in dem weiten und schweigenden Salon die Frau zu sehen, welche sich seit drei Jahren von der ganzen Welt getrennt hatte, in einem entlegenen und schmalen Thale fern von der Stadt und allein mit den Erinnerungen an ihre glänzende, glückliche, liebevolle Jugend lebte, die überfüllt gewesen war von festlichen Genüssen, reich an Huldigungen, während ihr jetziges Dasein dem Grausen des Nichts überliefert war! Das Lächeln dieses Weibes deutete auf ein hohes Bewußtsein ihres inneren Werthes. Sie war weder Gattin noch Mutter; war verstoßen von der Welt; war beraubt des einzigen Herzens, dem das ihrige ohne Scham entgegen geschlagen hatte; fand kein Gefühl, welches ihrem erliegenden Herzen die nöthige Stütze geliehen hätte, mußte ihre Kraft aus sich selbst schöpfen und hatte keine andere Hoffnung, als die des verlassenen Weibes: sie konnte nur auf den Tod als einen Erlöser hoffen, und diesen zögernden Retter schleuniger herbeiwünschen, wenn gleich sie noch in den schönsten Jahren ihres Lebens war! Wie schrecklich, sich für das Glück bestimmt zu wissen, und doch untergehen zu müssen, ohne es genießen, ohne es gewähren zu können! Und dabei war sie eine Frau! Welche Schmerzen!

Herr von Nueil machte diese Bemerkungen mit der Schnelligkeit eines Blitzes, und schämte sich bald seiner selbst in Gegenwart der größten Poesie, in die sich eine Frau zu

hüllen vermag. Betroffen durch den dreifachen Glanz der Schönheit, des Unglücks und des Adels, vermochte er keine Worte zu finden, sondern versank in ein träumerisches Nachdenken und bewunderte die Vicomtesse.

Frau von Beauséant, der diese Ueberraschung ohne Zweifel nicht mißfiel, reichte ihm auf eine sanfte, aber doch auch gebieterische Weise die Hand. Dann zwang sie ihren bleichen Lippen ein Lächeln ab, gleichsam um der Anmuth ihres Geschlechts zu gehorchen, und sagte zu ihm:

„Mein Herr, ich habe von Herrn von Champignelles gehört, daß Sie die Güte gehabt haben, sich einer Botschaft an mich zu unterziehen. Sollten Sie vielleicht durch Herrn von —“

Als Gaston diese Worte hörte, fühlte er das Lächerliche seiner Lage noch mehr, und erkannte seinen schlechten Geschmack und wie unrecht er gegen eine so edle und unglückliche Frau handele. Er erröthete. Seine Augen senkten sich, um die tausend Gedanken nicht zu verrathen, die sich in seinem Kopfe durchkreuzten; dann aber ermuthigte er sich plötzlich und fand jene Kraft wieder, welche junge Herzen aus dem Bewußtsein ihrer Fehler zu schöpfen wissen; er unterbrach Frau von Beauséant plötzlich und antwortete ihr mit aufgeregter Stimme:

„Meine Dame, ich bin unwürdig des Glücks, Sie zu sehen. Auf unedle Weise habe ich Sie getäuscht. Wie gewaltig auch das Gefühl sein mag, dem ich nachgegeben habe, so kann es doch nimmer die jämmerliche Ausflucht entschuldigen, deren ich mich bediente, um bis zu Ihnen zu gelangen. Wollten Sie aber die Güte haben und mir erlauben, daß ich Ihnen sagen dürfte —“

Die Vicomtesse richtete einen stolzen und verachtungs-vollen Blick auf Herrn von Nueil, erhob ihre Hand, ergriff den Klingelzug und klingelte. Der Kammerdiener erschien und sie sagte zu diesem, indem sie würdevoll auf den jungen Mann blickte:

„Jacques, leuchte dem Herrn!"

Dann erhob sie sich mit einer stolzen Bewegung, begrüßte Gaston und beugte sich, um das niedergefallene Buch wieder aufzuheben. Ihre Bewegungen waren dabei eben so trocken und kalt, wie diejenigen, mit denen sie ihn aufnahm, von einer weiblichen Eleganz und Anmuth gezeugt hatten.

Herr von Nueil hatte sich erhoben, allein er blieb stehen. Frau von Beauséant warf ihm einen neuen Blick zu, als hätte sie ihn damit fragen wollen:

„Nun! werden Sie nicht gehen?"

Dieser Blick war mit einem so bittern Spott erfüllt, daß Gaston so bleich wurde, als wäre er einer Ohnmacht nahe gewesen. Einige Thränen traten in seine Augen, allein er hielt sie zurück und trocknete sie mit dem Feuer der Scham und Verzweiflung, worauf er Frau von Beauséant mit einer Art von Stolz anblickte, der zu gleicher Zeit Entsagung und ein gewisses Bewußtsein seines Werthes aussprach; die Vicomtesse hatte das Recht, ihn zu strafen, mußte sie sich aber dieses Rechtes bedienen? Dann ging er.

Als er das Vorzimmer durchschritt, da ließ ihn der Scharfblick seines Geistes und sein durch die Liebe geschärfter Verstand die ganze Gefahr seiner Lage begreifen.

„Wenn ich dieses Haus verlasse," dachte er, „so werde ich nie in dasselbe zurückkehren können. Ich werde stets von

der Vicomtesse für einen Einfältigen gehalten werden. Es ist einer Frau — und sie ist doch eine Frau! unmöglich, die Liebe nicht zu errathen, welche sie einflößt. Sie fühlt vielleicht eine unbestimmte und unwillkürliche Reue, daß sie mich so rasch verabschiedet hat. Allein sie kann und darf ihre Bestimmung nicht zurücknehmen; mir liegt es ob, sie zu begreifen.

Bei diesen Bemerkungen blieb Gaston auf der Treppe stehen, ließ seinen Lippen einen Ausruf entschlüpfen, wandte sich rasch um und sagte zu dem Kammerdiener:

„Ich habe noch etwas vergessen!“

Er kehrte nach dem Salon zurück, während ihm der Kammerdiener folgte, welcher voll Achtung gegen einen Baron und die geheiligten Rechte des Eigenthums vollkommen durch den unschuldigen Ton getäuscht wurde, in welchem jene Worte gesagt waren.

Gaston trat leise ein, ohne angemeldet zu sein.

Als die Vicomtesse, die vielleicht gedacht hatte, daß der Eingetretene ihr Kammerdiener sei, ihre Augen erhob, sah sie Herrn von Nueil vor sich stehen.

„Jacques hat mir geleuchtet,“ sagte er lächelnd. Sein Lächeln, welches den Ausdruck einer Trauer und Wehmuth trug, benahm seinen Worten das Scherzende und Spöttische, was man in ihnen hätte finden können, und der Ton, in welchem sie ausgesprochen waren, mußte zum Herzen dringen.

Frau von Beauséant war entwaffnet.

„Nun, so setzen Sie sich,“ sagte sie.

Gaston bemächtigte sich mit einer raschen Bewegung seines Stuhles. Seine durch das Glück beseelten Augen strahl-

ten einen so lebhaften Glanz aus, daß die Vicomtesse diesen jugendlichen Blick nicht zu ertragen vermochte, ihre Augen auf ihr Buch senkte und die stets neue Wonne genoß, für einen Mann das Princip seines Glückes zu sein, ein Gefühl, das nimmer bei dem Weibe völlig verschwindet. Dazu kam auch noch, daß Frau von Beauséant fühlte, ihr Herz sei errathen. Das Weib ist so dankbar, wenn es einen Mann trifft, der die vollgerechten Launen seines Herzens erräth, die dem Anscheine nach widersprechenden Wendungen seines Geistes begreift und die flüchtige Scham seiner bald blöden, bald kühnen Gefühle, diese wunderliche Mischung von Gefallsucht und Kindlichkeit durchblickt!

„Gnädige Frau," sagte Gaston mit leiser Stimme, „Sie kennen meinen Fehltritt, nicht aber meine Verbrechen. Wenn Sie wüßten, wie viel Freude es mir gewährte, so oft ich —"

„Ha! nehmen Sie sich in Acht," sagte sie und erhob einen ihrer Finger mit geheimnißvoller Miene bis zu der Höhe ihrer Nase, die sie leicht berührte, während sie sich anschickte, mit der anderen Hand den Klingelzug zu ergreifen.

Diese allerliebste Bewegung, diese anmuthige Drohung rief ohne Zweifel einen traurigen Gedanken hervor, eine Erinnerung an ihr glückliches Leben, an die Zeit, wo sie noch reizend und anmuthig sein durfte, wo das Glück die Launen ihres Geistes rechtfertigte, gleich wie es ihren geringsten Bewegungen eine Anziehungskraft mehr verlieh. Nun häuften sich die Runzeln ihrer Stirn zwischen den Bogen ihrer beiden Augenbrauen, ihr durch die Kerzen so sanft erleuchtetes Antlitz gewann einen düstern Ausdruck; sie blickte

Herrn von Rueil mit Ernst aber ohne Kälte an und sagte zu ihm in einem Tone, daß man hören konnte, wie tief sie von dem Sinne ihrer Worte durchdrungen war:

„Das ist höchst lächerlich! Es war einmal eine Zeit, mein Herr, da ich auf thörichte Weise heiter sein durfte, wo ich mit Ihnen lachen und ohne Furcht Sie empfangen gekonnt hätte; aber jetzt hat sich mein Leben sehr verändert. Ich bin nicht mehr Herrin meiner Handlungen, sondern gezwungen, über die geringsten derselben nachzudenken. Welchem Umstande verdanke ich Ihren Besuch? Sind Sie aus Neugierde gekommen? Ich muß jetzt einen vergänglichen Augenblick des Glücks theuer bezahlen. Sollten Sie bereits leidenschaftlich eine Frau lieben, die jedenfalls verläumdet wird und von Ihnen nie zuvor gesehen ist? Sollten sich Ihre Gefühle auf die Verachtung stützen, auf einen Fehltritt, dem der Zufall eine Art von Berühmtheit verliehen hat?“

Sie warf ihr Buch ärgerlich auf den Tisch.

„Wie!“ fuhr sie fort, nachdem sie einen furchtbaren Blick auf Gaston geworfen hatte, „weil ich einmal schwach gewesen bin, so verlangt die Welt, daß ich stets schwach sei? Das ist fürchterlich, entwürdigend! Kommen Sie zu mir, um mich zu beklagen? Sie sind noch viel zu jung, als daß Sie die Leiden des Herzens begreifen könnten. Wissen Sie, mein Herr, daß ich die Verachtung dem Mitleid vorziehe, und von Niemand bedauert werden will!“

Einen Augenblick schwiegen Beide.

„Nun! Sie sehen, mein Herr,“ fuhr sie dann fort und wandte ihr Antlitz gegen ihn, so daß er ihre traurige und sanfte Miene sehen konnte, „Sie sehen, daß Sie mich auf

jeden Fall verletzen müssen, welchen Grund sie auch gehabt haben mögen, sich in meine Einsamkeit einzudrängen. Noch sind Sie zu jung, als daß Sie völlig ohne Herz sein sollten, und Sie werden demnach fühlen, wie unschicklich Ihr Verfahren gewesen ist; dennoch verzeihe ich Ihnen und spreche jetzt völlig ohne Bitterkeit mit Ihnen. Sie werden nie wieder zu mir zurückkehren, nicht wahr? Ich bitte Sie, obgleich ich befehlen könnte. Wenn Sie mir einen zweiten Besuch machten, so würden wir die Stadt nicht verhindern können, Sie für meinen Liebhaber zu halten, und sie würden daher meinen vielfachen Kummer noch durch einen neuen vergrößern. Das ist aber Ihr Wille nicht, nein, das kann Ihr Wille nicht sein."

Sie schwieg und blickte ihn mit ungekünstelter Würde an, so daß er dadurch völlig verlegen wurde.

„Ich habe Unrecht gehabt, gnädige Frau," antwortete er mit gerührter Stimme; „allein Hitze, Unüberlegtheit, lebhaftes Streben nach Glück sind in meinem Alter eben sowohl Vorzüge wie Fehler. Jetzt begreife ich, daß ich eigentlich keinen Versuch hätte machen sollen, Sie zu sehen, und dennoch war mein Wunsch so natürlich. —"

Dann versuchte er mit mehr Gefühl als Geist die Leiden zu erzählen, zu denen ihn sein nothwendiges Exil verdammte. Er schilderte den Zustand eines jungen Mannes, dessen Feuer auflodere, ohne Nahrung zu finden, der seiner Meinung nach werth sei, zärtlich geliebt zu werden, und dennoch nie die Wonne einer Liebe kennen gelernt habe, die ihm von einer jungen, schönen, geschmackvollen und fühlenden Frau eingeflößt sei. Er erklärte, wie es gekommen sei, daß er die Schicklichkeit übertreten habe, ohne darum sich rechtfer-

tigen zu wollen. Er schmeichelte der Frau von Beauséant, indem er ihr bewies, daß sie für ihn das Ideal einer Geliebten verwirkliche, welches von den meisten jungen Männern fortwährend, aber vergebens gesucht werde. Als er dann von seinen Morgengängen um Courcelles sprach und von den mannichfachen Gedanken, die ihn bei dem Anblick des Landhauses ergriffen hätten, in welches ihm endlich der Zutritt geworden sei, da erregte er jene unerklärliche Nachsicht, welche das Weib in seinem Herzen gegen solche Thorheiten fühlt, deren Princip es selbst ist. Er ließ die leidenschaftliche Stimme des Jünglings in dieser kalten Einsamkeit hören, zeigte seine glühende Begeisterung und jene Reize des Geistes, die eine sorgfältige Erziehung verrathen.

Frau von Beauséant war seit zu langer Zeit der Aufregungen beraubt, welche durch wahre und mit Zartgefühl ausgesprochene Gefühle veranlaßt werden, als daß sie nicht die Wonnen derselben lebhaft hätte fühlen sollen. Sie konnte nicht umhin, das ausdrucksvolle Antlitz des Herrn von Nueil zu betrachten, und jenes schöne und herzliche Zutrauen zu bewundern, welches bei ihm noch nicht durch die grausamen Lehren des Lebens in der Welt vernichtet war, noch nicht durch die beständigen Berechnungen der Ehrsucht oder der Eitelkeit gelitten hatte. Gaston war der Jüngling in seiner Blüthe und zeigte sich zugleich als Mann seinem Charakter nach, aber als ein Mann, der seine hohe Bestimmung noch nicht ahnete.

So machten denn Beide Bemerkungen, welche für ihre Ruhe höchst gefährlich werden mußten, suchten aber einander gegenseitig ihre Gedanken zu verhehlen.

Herr von Nueil erkannte in der Vicomtesse eine jener

seltenen Frauen, die stets Opfer ihrer eigenen Vollkommenheit und ihrer unvergänglichen Zärtlichkeit werden, deren anmuthige Schönheit noch der geringste Reiz ist, wenn sie einmal den Zutritt zu ihrem Herzen erlaubt haben, dessen Gefühle unendlich sind, in welchem Alles gut ist, in welchem sich der Naturtrieb nach dem Schönen mit den mannichfaltigsten Ausdrucksweisen der Liebe paart, um die Wollust zu läutern und fast zu heiligen, was ein bewundrungswürdiges Geheimniß des Weibes ist, ein ausgezeichnetes Geschenk, das die Natur so selten ertheilt.

Die Vicomtesse errieth ihrerseits, als sie die ungekünstelte Betonung hörte, mit welcher ihr Herr von Nueil die Leiden seiner Jugend erzählte, die mannichfachen Schmerzen, die jene großen Kinder von fünfundzwanzig Jahren in Folge ihrer Blödigkeit erleiden, wenn sie durch ihre Studien vor der Verderbniß und vor der Berührung mit den Leuten dieser Welt geschützt geblieben sind, deren vernünftelnde Erfahrung auch die schönsten Eigenschaften des jugendlichen Alters annagt. Sie fand in ihm ein Traumbild verwirklicht, wie es sich alle Frauen träumen, einen Mann, der noch frei war von jenem Egoismus der Familien, von jenem selbstsüchtigen Gefühle, welches endlich alle Demuth, alle Selbstverläugnung, jegliche Ehre und Achtung vor sich selbst vernichtet.

Nachdem sie sich einmal in die endlosen Gefilde des Gefühlslebens hinausgewagt hatten, gingen sie in ihrer Theorie noch viel weiter, prüften Beide die Tiefe ihrer Herzen und suchten sich von der Wahrheit ihrer Empfindungen zu überzeugen. Unwillkürlich fand diese Selbstprüfung bei Gaston Statt, während sie bei Frau von Beauséant die Frucht der

Ueberlegung war. Sie benutzte ihre natürliche oder erworbene Schlauheit und sprach, ohne sich selbst zu schaden, Meinungen aus, welche den ihrigen ganz entgegen waren, um die des Herrn von Nueil kennen zu lernen. Dann wurde sie so geistreich, so anmuthig, zeigte ihr innerstes Ich so aufrichtig in Gegenwart eines jungen Mannes, dem sie nun nicht mehr mißtraute, den sie nie wieder zu sehen glaubte, daß Gaston in seiner Unschuld ausrief:

„Ach, gnädige Frau, wie ist es einem Manne möglich gewesen, Sie zu verlassen!“

Die Vicomtesse verstummte. Gaston erröthete und glaubte, sie beleidigt zu haben. Allein die arme Frau war nur überrascht durch die erste tiefe und wahre Freude, die sie seit den Tagen ihres Unglücks genossen hatte. Der gewandteste Weltmann hätte mit Hilfe aller seiner Kunst den Fortschritt nicht gemacht, welchen Herr von Nueil dem unschuldigen Ausruf seines Herzens verdankte. Jenes der Offenherzigkeit eines jungen Mannes entlockte Urtheil gab ihr in ihren Augen die Unschuld wieder, verdammte die Welt, klagte nur den an, der sie verlassen hatte, und rechtfertigte die Einsamkeit, in der sie während der letzten Jahre geschmachtet hatte. Die Verzeihung der Welt, das rührende Mitleid, die Achtung der Menschheit, das Alles, was sie so sehr gewünscht hatte und ihr so grausam verweigert war, kurz ihre geheimsten Wünsche, sie waren erfüllt durch jenen Ausruf, der noch verschönert wurde durch die süßesten Schmeicheleien des Herzens und durch jene Bewunderung, nach der sich die Frauen stets so sehr sehnen. Sie war also verstanden und begriffen! Herr von Nueil gab ihr auf die natürlichste Weise Gelegenheit, sich auf ihren Ruinen glänzend zu erheben.

Sie blickte jetzt nach der Uhr.

„Ach! gnädige Frau,“ rief Gaston aus, „strafen Sie mich nicht zu hart für meinen Vorwitz! Wenn Sie mir nur einen Abend gewähren wollen, so kürzen sie denselben wenigstens nicht zu sehr ab.“

Sie lächelte über diese Schmeichelei.

„Was kann uns aber ein Augenblick mehr oder weniger kümmern,“ sagte sie, „da wir uns doch nie wiedersehen dürfen. Sollte ich Ihnen gefallen, so wäre das ein Unglück.“

„Ein Unglück, das schon vollbracht ist,“ antwortete er traurig.

„Sagen Sie das nicht,“ versetzte sie ernst. „In jeder andern Lage würde ich Sie mit Freude aufnehmen. Ohne Umschweife werde ich mit Ihnen sprechen, und Sie werden dann einsehen, warum ich Sie nicht wiedersehen will und darf. Ich glaube, daß Sie ein zu großes Herz haben, als daß Sie nicht fühlen sollten, wie ich in den Augen der ganzen Welt ein verächtliches und gemeines Weib werden, wie ich andern Frauen gleichen würde, wenn ich nur in den Verdacht eines zweiten Fehltrittes fallen könnte. Ein reines und fleckenloses Leben wird dagegen meinen Charakter erheben. Ich bin zu stolz, als daß ich es nicht versuchen sollte, inmitten der Menschheit ein alleinstehendes Wesen, das Opfer der Gesetze durch meine Ehe, ein Opfer der Männerwelt durch meine Liebe zu bleiben. Würde ich meiner Lage untreu, so verdiente ich den ganzen Tadel, den man über mich ausgesprochen hat, und verlöre meine Achtung vor mir selbst. Ich besaß jene hohe Tugend der weltlichen Verhältnisse nicht, einem Manne anzugehören, den ich nicht lieben konnte, und

zerbrach, wenn auch gegen die Gesetze, die Bande meiner Ehe; das war ein Unrecht, ein Verbrechen, Alles, was Sie wollen. Für mich war aber jener Zustand dem Tode gleich: ich wollte leben. Wäre ich Mutter gewesen, so hätte ich vielleicht die Kraft gefunden, die Martern einer durch die Verhältnisse mir aufgezwungenen Ehe zu ertragen. Im achtzehnten Jahre wissen wir arme junge Mädchen noch nicht, was für einen Schritt man uns thun läßt. Ich versündigte mich gegen die Gesetze der Welt und die Welt hat mich gestraft. Ich suchte das Glück. Ist es nicht ein Gesetz unserer Natur, nach dem Glück zu streben? Ich war jung, ich war schön. — Ich glaubte einen Mann gefunden zu haben, der eben so treu liebe, wie er leidenschaftlich schien. Aber nur während eines Augenblicks genoß ich der Liebe! —"

Sie machte eine Pause.

„Ich dachte," fuhr sie dann fort, „daß ein Mann nimmer eine Frau in der Lage verlassen dürfe, in welcher ich mich befand. Aber ich wurde verlassen; wahrscheinlich mißfiel ich. Ja, ich habe ohne Zweifel wider irgend ein Gesetz der Natur verstoßen, ich werde zu sehr geliebt haben, ich bin zu ergeben gewesen oder verlangte zu viel; genau weiß ich es selbst nicht. Das Unglück hat mich indeß erleuchtet. Nachdem ich lange genug die Anklägerin gewesen war, entschied ich mich, den Stab über mich selbst zu brechen. Auf meine Kosten sprach ich demnach den frei, über den ich mich anfangs beklagen zu müssen glaubte. Ich bin nicht geschickt genug gewesen, um ihn mir zu erhalten; das Schicksal hat mich wegen meiner Ungeschicklichkeit hart gestraft. Ich verstehe nur zu lieben; wer denkt aber an sich selbst, wenn er liebt! Ich war demnach die Sclavin, während ich der Ty-

rann hätte sein sollen. Diejenigen, welche mich kennen, werden mich vielleicht verdammen, aber sie werden mich auch achten. Meine Leiden haben mich gelehrt, einer neuen Untreue vorzubeugen. Ich begreife nicht, wie ich noch leben kann und wie ich die Schmerzen der acht ersten Tage, die auf jene Krisis folgten, zu überdauern vermochte. Man muß drei Jahre lang in der Einsamkeit leben, um die Kraft zu erlangen, so von seinen Schmerzen zu sprechen, wie ich es jetzt thue. Der Todeskampf endet gewöhnlich mit dem Tode; gewiß! es war ein Todeskampf, den auch ich erduldete, aber ein Kampf, der nicht durch das Grab beendigt ward. O! ich habe viel geduldet."

Mit diesen Worten erhob die Vicomtesse ihre schönen Augen nach oben und vertraute wahrscheinlich dem Allmächtigen Alles das an, was ein Unbekannter nicht hören durfte. Und Gott ist ja der mildeste und gütigste Vertraute, den die Frauen in allen den Fällen finden können, wo sie es nicht wagen, den anzublicken, mit welchem sie sprechen.

In diesem Augenblick war Frau von Beauséant beredt und schön; man könnte fast sagen, sie wäre kokett gewesen, wenn nicht dieser Ausdruck zu stark wäre. Indem sie sich Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem sie die höchsten Schranken zwischen sich und die Liebe schob, schärfte sie alle Gefühle des Mannes, und je mehr sie ihm das Ziel entrückte, desto mehr bot es sich seinen Blicken dar. Sie senkte ihre Augen wieder gegen Gaston, nachdem sich der zu rührende Ausdruck derselben verloren hatte, der ihnen durch die Erinnerung an ihre Leiden mitgetheilt war; dann sagte sie in ruhigem Tone:

„Ja, ich muß kalt und einsam bleiben!“

Herr von Nueil fühlte jetzt ein lebhaftes Verlangen, sich dieser Frau zu Füßen zu werfen, die ihm durch ihre Vernunft und ihre Narrheit so erhaben schien; er fürchtete nur, lächerlich zu erscheinen. Er unterdrückte daher seine Begeisterung und seine Gedanken, und empfand zu gleicher Zeit die Furcht, daß es ihm nicht gelingen möchte, das deutlich auszusprechen, was er dachte, und die Besorgniß, es möge ihm eine abschlägliche Antwort zu Theil werden oder ein Spott, weßhalb sein glühendes Herz eine fast eisige Kälte empfand. Die Gegenwirkung der Gefühle, die er in demselben Augenblicke wieder unterdrücken mußte, wo sie sich in seinem Herzen entwickelte, veranlaßte ihm jenen tiefen Schmerz, den alle schüchternen und alle ehrgeizigen Männer kennen müssen, da sie oft genug gezwungen sind, ihre Wünsche zu unterdrücken. Indeß konnte er sich nicht verhindern, sein Schweigen zu brechen, um mit zitternder Stimme zu sagen:

„Erlauben Sie mir, meine Dame, daß ich mich einer der größten Aufregungen meines Lebens überlasse, indem ich Ihnen gestehe, welche Gefühle Sie in mir erweckt haben. Sie haben mein Herz erweitert. Ich fühle die Sehnsucht, nur das zur Aufgabe meines Lebens zu machen, daß ich Sie Ihren Kummer vergessen lasse, daß ich Sie liebe, und Ihnen einen Ersatz gewähre für alle die, von denen Sie gehaßt oder verletzt sind. Allein diese Herzensergießung kommt zu plötzlich: jetzt wird dieses Gelübde, das ich noch im Innersten meines Herzens bewahren sollte, durch nichts gerechtfertigt und —“

„Genug, mein Herr,“ sagte Frau von Beauséant. „Wir sind Beide zu weit gegangen. Ich wollte die abschläg=

liche Antwort, die ich Ihnen geben mußte, von jeder Härte entblößen, wollte Ihnen die traurigen Gründe derselben erklären, nicht aber mir Huldigungen zuziehen. Die Gefallsucht steht nur dem glücklichen Weibe wohl. Glauben Sie mir, lassen Sie uns Beide einander fremd bleiben. Späterhin werden Sie einsehen, daß man keine Bande knüpfen darf, wenn man voraussehen muß, daß dieselben eines Tags zerbrechen werden."

Sie seufzte leicht und ihre Stirn faltete sich, nahm aber sogleich wieder die Reinheit ihrer Gestalt an.

„Es ist schmerzlich für eine Frau," fuhr sie dann fort, „wenn sie den Mann, welchen sie liebt, nicht in allen Wechselfällen seines Lebens begleiten kann! Muß nicht dieser tiefe Kummer auf furchtbare Weise auch in dem Herzen des Mannes selbst wiederhallen, wenn er sie aufrichtig liebt? Ist es nicht dann ein doppeltes Unglück?"

Es entstand wieder ein Augenblick tiefer Stille, worauf sie sich erhob, um auch Ihren Gast zum Aufstehen zu bringen und lächelnd sagte:

„Sie dachten wohl nicht, daß Sie eine Predigt hören würden, als Sie nach Courcelles kamen?"

Gaston fand sich in diesem Augenblicke ferner von der außerordentlichen Frau, als in dem Augenblicke, da er zuerst vor sie getreten war. Er suchte den Reiz dieser köstlichen Stunde nur noch in der Gefallsucht einer Herrin vom Hause, die ihren Geist entfalten will, empfahl sich der Vicomtesse mit Kälte, und war fast in Verzweiflung, als er ging.

Unterwegs suchte der Baron den wahren Charakter der Vicomtesse zu errathen, die ihm zu gleicher Zeit geschmeidig

und auch hart, einer Stahlfeder gleich, geschienen hatte; allein er hatte sie so viel verschiedene Färbungen annehmen gesehen, daß es ihm unmöglich war, ein wahres Urtheil zu fällen. Dazu kam, daß die Klänge ihrer Silberstimme noch in seinen Ohren wiederhallten, und die Erinnerung ihren Bewegungen, ihren Mienen, dem Spiele ihrer Augen so viele Reize lieh, daß er durch dieses Nachdenken noch verliebter wurde. Ihm strahlte die Schönheit der Vicomtesse auch noch in der Finsterniß der Nacht entgegen. Die Eindrücke, die er durch sie erhalten hatte, erweckten einander gegenseitig, um ihn von Neuem zu verführen, indem sie ihm die Anmuth der Vicomtesse und ihre anfangs übersehenen Geistesvorzüge enthüllten.

Dann versank er in ein schwärmerisches Nachdenken, während dessen die hellsten Gedanken mit einander kämpften, an einander scheiterten und seinen Geist in einen vorübergehenden Anfall von Wahnsinn versetzten. Man muß noch jung sein, um solche Dithyramben erleben und begreifen zu können, während deren das Herz von den richtigsten und den irrigsten Ideen überstürmt wird, bis es endlich der letzten derselben nachgiebt, mag diese Hoffnung oder Verzweiflung entwickeln, je nachdem die unbekannte innere Macht die eine oder die andere begünstigt.

In dem Alter von dreiundzwanzig Jahren wird der Mensch fast immer von einem Gefühl der Bescheidenheit beherrscht. Die Blödigkeit, die Verlegenheit des jungen Mädchens setzen dann den Jüngling in Wallung. Er fürchtet sich, seine Liebe mit ungeschickten Worten auszudrücken. Er sieht nur Schwierigkeiten und entsetzt sich vor ihnen; er befürchtet, daß er nicht mehr gefallen möchte, und würde küh-

ner sein, wenn er nicht zu heiß liebte. Je mehr er den Werth des Glücks fühlt, desto weniger glaubt er, daß ihm seine Geliebte dasselbe leicht bewilligen werde; überdieß überläßt er sich vielleicht zu sehr seinem Vergnügen und fürchtet, selbst keins zu gewähren. Ist unglücklicher Weise sein Abgott sehr hoch gestellt, so betet er ihn insgeheim und von fern an; wird er nicht errathen, so erlöscht seine Liebe. Oft bleibt diese jugendliche Leidenschaft, im jugendlichen Herzen gestorben, in dem Glanze ihrer Täuschungen in demselben zurück. Welcher Mann hätte nicht mehre von jenen jungfräulichen Erinnerungen, die späterhin wieder erwachen, dabei stets anmuthiger erscheinen und das Bild eines vollkommenen Glücks gewähren, solche Erinnerungen, den Kindern gleich, die in der ersten Blüthe ihres Alters sterben, und von denen die Eltern nichts weiter kennen gelernt haben als ihr Lächeln.

Als Herr von Nueil von Courcelles zurückkehrte, hatte sich seiner ein Gefühl bemächtigt, das mit äußersten Entschließungen schwanger ging. Frau von Beauséant war schon für ihn die Bedingung seines Daseins geworden: er wollte lieber sterben als ohne sie leben. Noch jung genug, um jenen grausamen Zauber zu fühlen, den das vollkommene Weib auf unerfahrene und leidenschaftliche Herzen ausübt, mußte er eine jener stürmischen Nächte durchwachen, während deren junge Männer vom Glück zum Selbstmord, vom Selbstmord zum Glück übergehen, ein ganzes glückliches Leben verleben und dann ohnmächtig einschlafen. Unglückliche Nächte! und doch ist es das größte Unglück, das einem widerfahren kann, wenn man nach solchen Nächten als Philosoph erwacht.

Herr von Nueil war zu verliebt, als daß er hätte schla-

fen können; daher stand er auf und schrieb Briefe, von denen ihn keiner befriedigte, weßhalb er sie alle wieder verbrannte.

Am folgenden Tage ging er wieder nach Courcelles und umwandelte zu wiederholten Malen die Umfassungsmauer; doch that er dieses erst, als es bereits dunkel geworden war, denn er befürchtete, von der Vicomtesse bemerkt zu werden. Das Gefühl, welchem er damals gehorchte, gehört einer zu geheimnißvollen Natur der Seele an, so daß man noch Jüngling sein oder sich in einer ähnlichen Lage befinden muß, um das stumme Glück und die Bizarrerien desselben zu begreifen; Leute freilich, die glücklich genug sind, so daß sie stets das Positive des Lebens sehen, werden die Schultern darüber zucken.

Nach einem schmerzlichen Zögern, nach einer grausamen Unentschlossenheit schrieb Gaston an Frau von Beauséant folgenden Brief, der als ein Muster der dem Verliebten eigenen Phraseologie gelten kann und den Zeichnungen vergleichbar ist, die von Kindern zu den Geburtstagsfesten ihrer Eltern insgeheim verfertigt werden und Jedermann abscheulich scheinen, nur nicht denen, für die sie bestimmt sind.

„Gnädige Frau!

Sie üben eine so große Herrschaft über meinen Geist, mein Herz und mein ganzes Ich aus, daß mein Glück nur noch von Ihnen abhängt. Werfen Sie meinen Brief nicht in das Feuer. Seien Sie gütig genug, um ihn zu lesen. Vielleicht werden Sie mir diese ersten Worte verzeihen, wenn Sie erkennen, daß keine alltägliche oder selbstsüchtige Erklärung Ihnen vorliegt, sondern der Ausdruck einer natür-

lichen Thatsache. Vielleicht werden Sie durch die Bescheidenheit meiner Bitten gerührt, durch die Entsagung, welche mir das Gefühl meiner Niedrigkeit einflößt und durch den Einfluß, den Ihre Entschließung auf mein Leben ausüben wird. In meinem Alter, gnädige Frau, verstehe ich mich nur auf das Lieben, ich weiß noch nicht, was einer Frau gefallen kann und wodurch sie gefesselt wird; dagegen fühle ich in meinem Herzen die glühendste Anbetung. Die überschwänkliche Freude, welche Sie mich empfinden ließen, hat mich unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen, und mit der ganzen Selbstsucht, die uns dahin zieht, wo wir Lebenswärme entdecken, denke ich an Sie. Keineswegs meine ich, daß ich Ihrer würdig sei. Nein, es scheint mir, dem jungen, unwissenden, schüchternen Manne unmöglich, Ihnen den tausendsten Theil des Glücks gewähren zu können, das ich genoß, als ich Sie hörte und sah. Sie sind für mich das einzige weibliche Wesen, das in dieser Welt lebt. Da ich das Leben ohne Sie nicht zu ertragen vermag, so habe ich den Entschluß gefaßt, Frankreich zu verlassen und mein Leben auf das Spiel zu setzen, bis ich es bei irgend einer unmöglichen Unternehmung in Indien, in Afrika oder sonst wo verliere. Ist es nicht nothwendig, daß ich eine grenzenlose Liebe durch etwas, das gleichfalls endlos ist, bekämpfe? Wenn Sie mir aber die Hoffnung lassen wollen, wenn auch nicht die, daß ich der Ihrige sein werde, aber doch die, daß ich Ihre Freundschaft erlangen kann, so will ich bleiben. Erlauben Sie mir, in Ihrer Nähe noch einige solcher Stunden zu verleben, wie die gewesen ist, die mir gestern zu Theil wurde, geschehe das auch so selten, wie Sie es befehlen. Dieses geringe Glück, dessen lebhafte Freuden Sie mir bei dem geringsten zu feu-

rigen Worte untersagen können, wird hinreichen, mich die Aufwallungen meines Blutes überdauern zu lassen. Habe ich Ihren Edelmuth zu hoch angeschlagen, indem ich Sie bat, ein Bündniß zu dulden, dessen Nutzen einzig auf meiner Seite ist? Sie können dieser Welt, der Sie Alles aufopfern, recht gut zeigen, daß ich Ihnen nichts bin. Sie sind so geistreich und so stolz! was haben Sie zu fürchten? Ich möchte wohl, daß ich mein Herz Ihren Blicken offen vorlegen könnte, um Sie zu überzeugen, daß meine demüthige Bitte keinen heimlichen Gedanken birgt. Ich hätte Ihnen nicht gesagt, daß meine Liebe ohne Grenzen sei, indem ich Sie nur um die Bewilligung Ihrer Freundschaft bat, wenn ich die Hoffnung hätte, daß Sie je das tiefe Gefühl theilen würden, das in meinem Herzen glüht. Nein, ich werde in Ihrer Nähe nur das sein, was Sie verlangen, daß ich sei, wenn ich nur bei Ihnen weilen darf. Schlagen Sie mir meine Bitte ab, und Sie können es, so werde ich nicht murren; ich werde nur abreisen. Wenn späterhin irgend ein anderes weibliches Wesen einige Wichtigkeit für mich erlangte, so hätten Sie Recht gehabt; sterbe ich aber treu meiner Liebe, so werden Sie vielleicht Reue fühlen! Und die Hoffnung, daß ich Ihnen Reue veranlassen werde, wird meine Qualen lindern und die ganze Rache meines verkannten Herzens sein. —“

Man muß alle die gewaltigen Leiden der Jugend kennen gelernt haben, man muß selbst die Chimären mit weißen Schwingen bestiegen haben, welche ihre weiblichen Kruppen der glühenden Einbildungskraft leihen, um die Marter begreifen zu können, welche Gaston von Nueil zu Theil wurde,

als er meinte, daß sein erstes Ultimatum nun in den Händen der Frau von Beauséant sein könnte.

Er sah die Vicomtesse kalt, lachend und spottend über die Liebe, wie eine Frau, die nicht mehr an dieselbe glaubt. Er hätte seinen Brief zurücknehmen mögen. Er fand den Inhalt desselben abgeschmackt und tausend ungemein bessere Gedanken kamen ihm in den Sinn, tausend Worte fielen ihm ein, welche rührender gewesen wären, als seine kalten Redensarten, seine traurigen, sophistischen, kostbaren Redensarten, mit denen er sich den Geist abgequält hatte. Er versuchte, nicht mehr zu denken, nicht mehr zu fühlen, aber doch dachte, fühlte und duldete er.

Wäre er dreißig Jahr alt gewesen, so hätte er sich berauscht, allein der unschuldige junge Mann kannte weder die Kraft des Opiums, noch die Hilfsmittel der äußersten Civilisation. Nicht einer von jenen guten Pariser Freunden stand ihm zur Seite, der ihm mit kräftigen Worten zugerufen hätte: „**Poeta, non dolet!**“ indem er ihm eine Flasche Champagner zureichte oder ihn zu einer Orgie verleitete, um die Schmerzen der Ungewißheit einzuschläfern. Herrliche Freunde sind das, stets bettelarm, wenn wir einen gefüllten Beutel haben, stets über Land verreist, wenn wir sie suchen, und den letzten Louis haben sie gewiß beim Spiel verloren, wenn wir sie um denselben bitten, wogegen sie stets bereit sind, uns ein schlechtes Pferd zu theuern Preisen zu verkaufen; übrigens sind sie die besten Jungen von der Welt und stets bereit, sich mit uns einzuschiffen, um einen jener jähen Abhänge hinabzufahren, bei denen wir die Zeit, den Geist und das Leben verlieren!

Endlich erhielt Herr von Rueil von den Händen des

treuen Jacques einen Brief, der mit wohlriechendem Siegelwachs und dem Wappen von Burgund versiegelt und auf kleines Velinpapier geschrieben war. Der ganze Brief roch nach einer hübschen Frau.

Schnell erbrach er den Brief, um ihn zu lesen und wieder zu lesen.

„Sie strafen mich sehr hart, mein Herr, weil ich gutmüthig genug gewesen bin, Ihnen die Härte einer abschläglichen Antwort zu ersparen. Ich vertraute auf den Edelsinn der Jugend und Sie haben mich getäuscht. Und dennoch hatte ich mit Ihnen, wenn auch nicht offenherzig gesprochen, was vollkommen lächerlich gewesen wäre, aber doch freimüthig, und Ihnen meine Lage geschildert, damit Sie meine Kälte gegen ein jugendliches Herz begreifen möchten. Leider übt der Geist stets einen Einfluß auf mich aus, je mehr ich aber an Ihnen Theil genommen habe, um so lebhafter ist auch der Kummer gewesen, den Sie mir veranlaßten. Ich bin von Natur liebevoll und gut, allein die Umstände machen mich hartherzig. Eine andere Frau hätte Ihren Brief verbrannt, ohne ihn zu lesen; ich aber habe ihn gelesen und beantworte ihn sogar. Die Gründe, die ich Ihnen anführen werde, mögen Ihnen beweisen, daß ich, wenn auch nicht unempfindlich gegen den Ausdruck eines Gefühls, das ich unwillkürlich hervorrief, dennoch fern bin, dasselbe zu theilen, und mein Benehmen wird Ihnen die Aufrichtigkeit meines Herzens noch besser beweisen. Ich wollte zu Ihrem Besten die Art von Herrschaft benutzen, welche Sie mir über Ihr Leben eingeräumt haben, und wünsche dieselbe noch ein-

mal auszuüben, damit die Binde falle, welche Ihre Augen deckt.“

„Ich zähle nun bald dreißig Jahr, mein Herr, und Sie sind kaum zweiundzwanzig alt. Sie wissen jetzt selbst noch nicht, was für Ansichten Sie hegen werden, wenn Sie erst in mein Alter kommen. Die Schwüre, die Sie jetzt so leicht hinschwören, können Ihnen dann sehr drückend erscheinen. Gern will ich es glauben, daß Sie mir jetzt unbedenklich Ihr Leben opfern würden; opfert Ihr Männer es doch oft um eines vergänglichen Glückes willen; wenn Sie aber erst dreißig Jahr alt sind, so wird die Erfahrung Ihnen die Kraft rauben, mir tägliche Opfer zu bringen, und ich werde mich dann tief gedemüthigt fühlen, wenn ich dieselben annehmen soll. Es wird der Tag kommen, wo Alles, wo die Natur selbst Ihnen gebieten wird, mich zu verlassen, und schon sagte ich es Ihnen, daß ich lieber sterben, als verlassen werden will. Sie sehen, das Unglück hat mich zu einer Rechnenmeisterin gemacht. Ich vernünftele, denn ich kenne die Liebe nicht mehr. Sie zwingen mich, Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht liebe, daß ich Sie nicht lieben darf, kann und will. Ich bin über den Augenblick des Lebens hinaus, wo das weibliche Geschlecht unüberlegten Regungen des Herzens nachgiebt, und kann nicht mehr für Sie die Geliebte sein, welche Sie suchen. Mein Trost, mein Herr, kommt von Gott, nicht von den Menschen. Ueberdieß lese ich bei dem traurigen Lichte der getäuschten Liebe zu klar und deutlich, als daß ich das Freundschaftsbündniß annehmen sollte, welches Sie verlangen, welches Sie anbieten. Sie werden von Ihrem Herzen getäuscht und hoffen mehr auf meine Schwäche als auf Ihre Kraft. Das Alles ist eine

Wirkung des Naturtriebes. Ich verzeihe Ihnen diese kindliche List, denn Sie können noch nicht wegen derselben zur Verantwortung gezogen werden. Dagegen aber befehle ich Ihnen im Namen dieser vergänglichen Liebe, im Namen meiner Ruhe, in Ihrem Vaterlande zu bleiben, und nicht etwa um einer Täuschung willen, die bald verschwinden würde, ein ehrbares und schönes Leben zu verfehlen. Wenn Sie späterhin Ihre wahre Bestimmung erfüllt und alle Gefühle entwickelt haben, welche dem Manne ziemen, so werden Sie meine Antwort würdigen, die Sie in diesem Augenblicke vielleicht noch der Kälte beschuldigen. Dann werden Sie mit Freude eine alte Frau wiederfinden, deren Freundschaft Ihnen ohne Zweifel süß und kostbar scheinen wird, und den Wechselfällen der Leidenschaft, den Entzauberungen des Lebens nicht unterworfen sein, sondern durch religiöse Ideen rein und geheiligt erhalten werden wird. Nun leben Sie wohl, mein Herr, gehorchen Sie mir und seien Sie überzeugt, daß Ihr Glück mein einsames Leben mit Freude erfüllen wird, aber denken Sie nicht anders an mich, als man an Abwesende denkt."

Als Gaston de Nueil diesen Brief gelesen hatte, schrieb er folgende Worte nieder:

„Gnädige Frau, wenn ich aufhörte, Sie zu lieben, und dagegen nach Ihrem Rathe ein alltäglicher Mensch würde, so verdiente ich wohl mein Loos! — Gestehen Sie, daß ich Recht habe! — Nein, ich werde Ihnen nicht gehorchen, sondern schwöre Ihnen eine Treue zu, die nur mit dem Tode enden wird. O! nehmen Sie mein Leben

hin, Sie müßten sich denn vor den Foltern des Gewissens nicht fürchten!"

Als der Bediente des Herrn von Rueil von Courcelles zurückkehrte, fragte ihn sein Herr:

„An wen hast Du meinen Brief abgegeben? —"

„An die Frau Vicomtesse selbst; sie stieg eben in den Wagen, um abzureisen. —"

„Um in die Stadt zu fahren?"

„Das glaube ich nicht, mein Herr. Die Berline der Frau Vicomtesse war mit Postpferden bespannt."

„Ha! sie entflieht mir!" sagte der Baron.

„Ja, mein Herr!" antwortete der Kammerdiener.

Sogleich traf Gaston alle Vorbereitungen, um der Frau von Beauséant zu folgen. Die Vicomtesse zog ihn bis nach Genf hinter sich her, ohne zu wissen, daß sie von ihm begleitet werde.

Unter den tausend Gedanken, die während der Reise in ihm aufstiegen, war auch einer, auf den ein Diplomat hätte stolz sein können.

„Warum ist sie mir entflohen?" hatte er sich gefragt.

Und diese Frage hatte denn eine Menge von Vermuthungen und Antworten veranlaßt, unter denen sich auch die folgende befand:

„Wenn mich die Vicomtesse lieben will, so ist kein Zweifel, daß sie als geistreiche Frau die Schweiz vorzieht, weil uns dort Niemand kennt, während sich in Frankreich bald tadelnde und rügende Stimmen hören lassen würden.

Dennoch giebt es leidenschaftliche Männer, welche die Frau nicht lieben würden, die geschickt genug wäre, um das

Terrain selbst auszuwählen. Uebrigens beweist uns auch nichts, daß Gaston den richtigen Grund errathen hatte.

Frau von Beauséant miethete ein kleines Haus am See. Als sie sich in demselben eingerichtet hatte, zeigte sich Gaston bei ihr. Es war ein schöner Abend und die Dunkelheit der Nacht nahte mit schnellen Schritten.

Jacques, ein echt aristokratischer Kammerdiener, wunderte sich gar nicht, als er den Herrn Gaston von Nueil sah, sondern meldete ihn an, weil er ein Kammerdiener war, der Alles zu begreifen wußte.

Als Frau von Beauséant den Namen des Besuchers hörte und den jungen Mann selbst sah, ließ sie das Buch zu Boden fallen, welches sie in den Händen hielt. Ihre Ueberraschung gab Gaston Zeit, neben sie zu treten und ihr mit einer Stimme, die ihr köstlich schien, zu sagen:

„Wie viel Freude machte es mir nicht, mit den Pferden zu fahren, deren Sie sich bedient hatten!“

Wo ist die Frau, die nicht einem solchen Glück, sich in ihren geheimsten Wünschen errathen zu sehen, hätte weichen sollen.

Eine Italienerin, eins von jenen göttlichen Geschöpfen, von denen die Pariserinnen keinen Begriff haben, und die man diesseits der Alpen selbst in hohem Grade unmoralisch finden würde, sagte, als sie einen französischen Roman las:

„Ich sehe gar nicht ein, warum diese armen Verliebten so lange Zeit mit einer Sache hinbringen, die in einem Morgen abgemacht werden kann.“

Oft kann aber der Erzähler seine Leser und seinen Helden nicht lange genug seufzen lassen. Wir könnten allerdings einige Scenen der Koketterie anführen, reizende Sce-

nen, süße Verzögerungen, die Frau von Beauséant veranlaßte, um Gastons Glück zu erhöhen und dann mit Anmuth zu fallen, wie die Jungfrauen des Alterthums, vielleicht auch um die keusche Wollust einer ersten Liebe zu genießen und dieselbe zu dem höchsten Ausdruck der Kraft und Allgewalt gelangen zu lassen. Herr von Nueil war noch in dem Alter, in welchem ein Mann von solchen Launen genarrt werden kann, von solchen Spielen, nach denen das weibliche Geschlecht lüstern ist und die es verlängert, um entweder die Bedingungen fester zu stellen, oder auch desto länger seiner Macht sich zu erfreuen, deren bevorstehende Verminderung es instinctmäßig ahnet. Allein diese kleinen Protokolle der Boudoirs, die weniger zahlreich sind als die unserer Gerichtshöfe, müssen in der Geschichte einer wahren Leidenschaft zu gleichgültig erscheinen, als daß man sie erwähnen sollte.

Frau von Beauséant und Herr von Nueil wohnten nun drei Jahre lang in der Villa am Genfersee, welche die Vicomtesse gemiethet hatte. Sie blieben allein und einsam in derselben, ohne Jemand zu besuchen und ohne daß Jemand von Ihnen gesprochen hätte; sie veranstalteten Lustfahrten auf dem See, standen spät auf, kurz, sie lebten glücklich, wie es das allgemeine Streben der Menschheit ist. Das kleine Landhaus war einfach eingerichtet, mit grünen Sommerladen versehen und von breiten mit Zeltdächern geschmückten Balkons umgeben, eine wahre Wohnung für Liebende, in welcher die weißen Kanapee's, die stummen Teppiche, die frischen Tapeten, kurz Alles nur Freude und Liebe athmete. Von jedem Fenster aus erblickte man eine andere Ansicht des Sees; in der Ferne sah man die Berge und deren flüchtige Nebelgebilde, während sich über ihnen ein schöner

Himmel und vor ihnen die launenhafte und stets wechselnde Wasserfläche ausbreitete. Alles schien ihnen hier zuzulächeln.

Wichtige häusliche Angelegenheiten riefen den Herrn von Rueil nach Frankreich zurück. Sein Bruder und sein Vater waren gestorben. Genf mußte verlassen werden. Die beiden Liebenden kauften das stille Landhaus, damit Niemand nach Ihnen es bewohne; sie hätten die Berge zertrümmern und das Wasser des Sees durch unterirdische Kanäle ablassen mögen, oder noch lieber hätten sie Alles mit sich fortgeführt.

Frau von Beauséant folgte dem Herrn von Rueil. Sie zog ihr Vermögen ein und kaufte in der Nähe von Manerville ein bedeutendes Grundeigenthum, welches an die Ländereien Gastons stieß und auf dem sie nun mit einander lebten. Gaston überließ seiner Mutter die Einkünfte der Herrschaft Manerville, wogegen sie ihm das Recht, als freier Mann zu leben, nicht streitig machen durfte.

Der Landsitz der Frau von Beauséant lag in der Nähe einer kleinen Stadt, in einem der schönsten Theile des Thales der Auge. Die beiden Liebenden lebten dort in Herzlichkeit mit einander und richteten zwischen sich und der Welt Schranken auf, welche weder von Menschen, noch von weltlichen Begriffen übersprungen werden konnten. Sie verlebten hier eine Fortsetzung der schönen Tage, die ihnen in der Schweiz zu Theil geworden waren. Neun volle Jahre lang genossen sie ein Glück, dessen Beschreibung überflüssig sein würde, da der Ausgang dieses Abenteuers die Wonnen desselben ohne Zweifel denen begreiflich machen wird, deren Geist die Poesie und das Gebet in der Unendlichkeit ihrer Ausdrucksweisen zu fassen vermag.

Inzwischen genoß der Gemahl der Frau von Beauséant, der Marquis von Beauséant, denn sein Vater und sein älterer Bruder waren gestorben, einer vollkommenen Gesundheit. Nichts sichert uns die Fortdauer unseres Lebens in einem größern Grade, als die Gewißheit, daß wir durch unsern Tod Andern eine Freude bereiten werden. Herr von Beauséant war einer von jenen ironischen und halsstarrigen Leuten, welcher gleich solchen, die von Leibrenten leben, eine doppelte Freude genoß, wenn er sich mit jedem neuen Morgen neu gestärkt und wohl von seinem nächtlichen Lager erheben konnte. Uebrigens war er ein galanter Mann, etwas methodisch, voller Ceremonien und berechnend, so daß er fähig war, seine Liebe einer weiblichen Person mit eben der Ruhe zu erklären, wie ein Lakai sagt:

„Meine Dame, der Tisch ist gedeckt.“

Diese kleine biographische Notiz von Herrn von Beauséant haben wir unsern Lesern nur darum gegeben, daß wir ihnen begreiflich machten, wie wenig Hoffnung die Marquise hatte, einmal den Herrn von Nueil heirathen zu können.

Nach jenen neun Jahren des Glücks, den süßesten, welche je ein Mann mit einer Frau verlebt haben mag, befanden sich demnach Herr von Nueil und Frau von Beauséant noch in eben derselben falschen Lage, in der wir sie beim Beginn dieses Abenteuers erblickten.

Die Frau Gräfin von Nueil, Gastons Mutter, hatte sich nie entschließen können, der Frau von Beauséant einen Besuch abzustatten. Sie war eine strenge und tugendhafte Person, welche auf eine höchst gesetzmäßige Weise das Glück ihres seligen Mannes begründet hatte.

Frau von Beauséant begriff dagegen, daß jene ehrbare Wittib ihre Feindin sein müsse und Alles versuchen werde, um Gaston seinem unmoralischen und unreligiösen Leben zu entreißen.

Manchmal kam es der Marquise in den Sinn, ihr Landgut zu verkaufen und nach Genf zurückzukehren. Dadurch hätte sie aber ein Mißtrauen gegen Herrn von Nueil bezeugt, und das war ihr unmöglich. Ueberdieß hatte er gerade an dem Gute Valleroy viel Geschmack gefunden, legte hier große Baumpflanzungen an und suchte überhaupt den Boden auf jede Art zu verbessern. Hätte sie demnach mit ihm dieses Landgut verlassen, so hätte sie ihn einer Art mechanischen Glücks entrissen, und ein solches wünschen die Frauen alle Mal ihren Männern und selbst ihren Geliebten.

Indeß war ein Fräulein de la Rodière in der Gegend erschienen, das zweiundzwanzig Jahr alt war und ein jährliches Einkommen von vierzigtausend Livres besaß. Gaston traf dieses Fräulein in Manerville, so oft ihn seine Pflichten hierher führten.

Nachdem diese Personen gleich den Zahlen einer arithmetischen Proportion solchergestalt festgesetzt sind, wird der folgende Brief, der an Gaston geschrieben war, und ihm eines Morgens übergeben wurde, die traurige Auflösung erklären, an der Frau von Beauséant seit einem Monate gearbeitet hatte.

„Mein lieber Engel, es kann gewissermaßen als ein Unsinn erscheinen, wenn ich an Dich schreibe, während uns nichts trennt, während unsere Liebkosungen uns so oft statt der Worte dienen und die Worte selbst ebenfalls Liebkosungen

für uns sind. Jedoch, mein Geliebter, es giebt gewisse Dinge, die ein Weib in Gegenwart ihres Geliebten nicht auszusprechen vermag; schon der Gedanke an solche Dinge raubt uns die Worte und drängt all unser Blut nach dem Herzen zurück, worauf wir uns ohne Kräfte und ohne Geist finden. Wenn ich mich in einer solchen Lage an Deiner Seite befinde, so erdulde ich viele Schmerzen, und doch tritt eine solche Lage oft ein. Ich fühle, daß mein Herz wahr und aufrichtig gegen Dich sein muß, daß Dir keiner seiner Gedanken, selbst nicht der flüchtigste, unbekannt sein darf, und ich liebe jene süße Hingebung, die mir so wohl steht, zu sehr, als daß ich längere Zeit beengt und in Ungewißheit bleiben sollte. Daher will ich Dir meine Herzensangst bekennen, ja es ist eine Herzensangst. Wirst Du mich anhören? Mache nicht, wie gewöhnlich: Tralala. — Lieber Gatte, den der Himmel mir gesandt hat, laß mich das Bekenntniß ablegen, daß Du die Erinnerung an die Schmerzen ausgelöscht hast, deren Gewicht mein Leben beinahe unterlegen hätte. Nur durch Dich habe ich die Liebe kennen gelernt. Es bedurfte der Unschuld Deiner schönen Jugend, der Reinheit Deiner großen Seele, um die Bedürfnisse eines weiblichen Herzens, das zu hohe Ansprüche machte, zu befriedigen. Mein Freund, ich habe oft vor Freude gezittert, wenn ich daran dachte, daß während der neun so schnell verflossenen und doch so langen Jahre, die wir mit einander verlebten, meine Eifersucht nie erweckt ist. Ich habe alle Blüthen Deines Herzens genossen, ich allein war das Ziel aller Deiner Gedanken. Nicht das leichteste Wölkchen ist an unserm Himmel aufgestiegen, wir haben nie erfahren, was ein Opfer sei, und stets nur den Eingebungen unserer Herzen Folge geleistet. Ich habe ein

Glück genossen, welches sich eine Frau nur grenzenlos wünschen kann. Die Thränen, welche auf diesen Brief geflossen sind, werden Dich von der Größe meines Danks überzeugen. Auf den Knieen liegend hätte ich an Dich schreiben mögen! Und dennoch hat mich dieses Glück mit einer Marter bekannt gemacht, welche gräßlicher ist, als einst die der Untreue war. Mein Lieber! das Herz einer Frau hat tiefe Falten: ich kannte bis jetzt noch die des meinigen nicht, so wie ich bisher den Umfang der Liebe nicht kannte. Das größte Unglück, das uns betreffen kann, ist noch leichter zu tragen, als der bloße Gedanke an das Unglück dessen, den wir lieben. Und wenn wir uns überdieß den Vorwurf machen müssen, daß wir die Ursache dieses Unglücks sind — o! dann möchten wir uns lieber den Tod geben. — Das ist der Gedanke, der mich quält. Allein in seinem Gefolge ist noch ein anderer, der mich weit mehr drückt, ein Gedanke, der den Ruhm der Liebe erniedrigt, der die Liebe tödtet, der aus ihr eine Demüthigung macht, welche auf immer das Leben verbittert. Du bist nun dreißig Jahr und ich zähle deren vierzig. Welchen Schrecken muß nicht ein solcher Gedanke dem liebenden Weibe einflößen! Es ist möglich, daß Du anfangs unwillkürlich, dann ernstlich die Opfer kennen gelernt hast, welche Du mir bringst, indem Du um meinetwillen der ganzen Welt entsagst. Du hast vielleicht an die Bestimmung gedacht, welche in der Welt Deiner wartet, an eine Ehe, welche Dein Vermögen vermehren wird, die Dir erlaubt, Dein Glück, Deine Kinder anzuerkennen, in der Welt wieder zu erscheinen und mit Ehren Deine Stellung einzunehmen. Allein Du wirst solche Gedanken unterdrückt haben, wirst Dich glücklich geschätzt haben, daß Du mir, ohne daß ich es weiß, eine Erbin,

ein Vermögen und eine schöne Zukunft als Opfer darbringen kannst. In dem Edelmuthe Deiner Jugend wirst Du beschlossen haben, den Schwüren treu zu bleiben, welche uns nur vor dem Angesichte Gottes binden. Du wirst Dich an meine frühern Schmerzen erinnert und mir deßhalb das Unglück erspart haben, aus dem Du mich gerissen hast. So verdankte ich also Deinem Mitleid Deine Liebe! Und dieser Gedanke ist mir noch furchtbarer, als die Furcht, daß Du um meinetwillen Dein Leben verfehlen könnest! Diejenigen, welche ihren Geliebten den Dolch in das Herz stoßen, sind noch sehr mitleidsvoll, wenn sie dieselben in ihrem Glück, in ihrer Unschuld und in dem Glanze ihrer Täuschung ermorden. — Ja, der Tod ist noch den beiden Gedanken vorzuziehen, welche insgeheim seit einigen Tagen meine Stunden mit Trauer erfüllen. Als Du mich gestern mit so sanfter Stimme fragtest: „Was fehlt Dir? —“ da ließ mich Deine Stimme zusammenschaudern. Ich vermuthete schon, daß Du nach Deiner Gewohnheit in meinem Herzen lesest, ich erwartete Dein Bekenntniß und bildete mir ein, ein richtiges Vorgefühl gehabt zu haben, indem ich die Berechnungen Deiner Vernunft errieth. Ich erinnerte mich einiger Gefälligkeiten, welche Du mir so oft erzeigst, in denen ich aber jene Art von Freundlichkeit zu erblicken glaubte, durch welche die Männer eine Pflicht verrathen, deren Erfüllung ihnen schwer wird. In jenem Augenblicke bezahlte ich mein Glück sehr theuer; ich fühlte, daß uns die Natur stets die Schätze der Liebe nur verkaufe. Hat uns nicht in der That das Schicksal getrennt? Du wirst schon gedacht haben: „Früher oder später muß ich die arme Clara verlassen, warum trenne ich mich nicht bei Zeiten von ihr?“ Ich las diesen Gedanken in Dei-

nen Augen, ging und weinte fern von Dir. So verhehlte ich Dir also meine Thränen! — Und das waren die ersten Thränen, die mich der Kummer seit zehn Jahren vergießen ließ. Ich war zu stolz, als daß ich sie Dir hätte zeigen sollen, allein ich klagte Dich nicht an. Ja, Du hast Recht, es ist unrecht, wenn ich so selbstsüchtig bin, Dein glänzendes und langes Leben dem meinigen, welches bald verbraucht sein wird, zu unterwerfen. — Wenn ich mich aber getäuscht hätte! wenn ich eine Schwermuth Deiner Liebe für eine Folge des Nachdenkens gehalten hätte! Ach! mein Engel, laß mich nicht in dieser Ungewißheit: strafe Dein eifersüchtiges Weib, aber gieb ihm das Bewußtsein seiner Liebe und der Deinigen; jedes Weib hegt diese Gefühle, durch welche es Alles rechtfertigt! Seit der Ankunft Deiner Mutter und seit Du Fräulein de la Rodière bei ihr gesehen hast, werde ich von Zweifeln gequält, die uns Beide entehren. Laß mich dulden, aber täusche mich nicht! ich will Alles wissen, sowohl was Deine Mutter Dir gesagt hat, wie auch, was Du denkst! Wenn Du geschwankt hast zwischen irgend einer Andern und mir, so gebe ich Dir Deine Freiheit wieder — ich werde mich vor Dir verbergen, denn ich vermöchte nicht in Deiner Gegenwart zu weilen; nur das verlange ich, daß Du alsdann mich nie wieder siehst. — O! ich muß inne halten, mein Herz bricht." — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

„Ich wußte einige Augenblicke nicht, wie mir geworden war — Freund, ich fühle keinen Stolz gegen Dich — Du bist so gut, so offenherzig! Du kannst mich nicht verletzen, nicht täuschen, allein Du wirst mir die Wahrheit sagen, wie grausam auch dieselbe sein mag. Willst Du, daß ich Dich

zu Deinem Bekenntnisse ermuthige? nun, mein Herz, ich werde mich durch einen echt weiblichen Gedanken trösten. Ich habe ja Deine Jugend genossen, Deine Anmuth, Deine Schönheit, Deine Zärtlichkeit, einen Gaston, den kein anderes Weib wieder kennen lernen kann, und der mir göttliche Wonnen gewährte. — Nein, Du wirst nie wieder so lieben, wie Du mich geliebt hast, wie Du mich liebst; nein, ich kann keine Nebenbuhlerin haben. Meine Erinnerung wird frei von Bitterkeit sein, wenn ich an unsere Liebe denke, und nur an diese werde ich denken. Es wird nicht in Deiner Macht stehen, fortan durch kindliche Neckereien, durch die Anmuth eines jugendlichen Herzens, durch alles das, was nur im Gefolge der ersten Liebe erscheint, ein Weib zu bezaubern. Ha, Du bist ein Mann! Du wirst jetzt Deiner Bestimmung gehorchen und Alles berechnen. Sorgen, Unruhe, Ehrgeiz wird Dich quälen und wird Deine Gattin jenes beständigen und unveränderlichen Lächelns berauben, durch welches Deine Lippen in meiner Gegenwart stets verklärt wurden. Deine Stimme, die gegen mich stets so sanft war, wird gegen sie bisweilen kummervoll sein. Deine Augen, von himmlischem Glanze stets erstrahlend, wenn sie mich sahen, werden sich vor ihr oft verdüstern. Dann ist es auch unmöglich, daß eine Andere Dich so lieben könnte, wie ich Dich liebe, jene Frau wird Dir nie so gefallen, wie ich Dir gefallen habe. Sie wird nicht beständig jene Sorgfalt auf sich verwenden, die ich auf mich verwandte, wird nicht so wie ich Dein Glück zu ihrem einzigen Streben machen. Ja, der Mann, das Herz, der Geist, die ich kennen lernte, werden fürder nicht mehr vorhanden sein; ich werde sie in meiner Erinnerung begraben, um mich

ihrer auch dann noch zu erfreuen, mit ihnen glücklich zu leben, wenn dieses schöne Leben vorüber ist.“

„Mein theurer Schatz, wenn Du indeß noch nicht den leisesten Wunsch nach Freiheit empfunden hast, wenn meine Liebe Dich nicht drückt, wenn meine Furcht nur die Folge einer Einbildung ist, wenn ich für Dich noch immer Deine Eva bin, das einzige Weib, das es für Dich in dieser Welt giebt, so eile herbei, so komm in meine Arme, sobald Du diesen Brief gelesen hast! —“

„Ach, ich werde Dich dann mehr lieben, heißer lieben, als ich Dich je während der verflossenen neun Jahre geliebt habe.“

„Nach diesen unnützen Martern des Argwohns wird dann jeder Tag, der unserer Liebe zugefügt wird, ein Leben des Glücks für uns sein. So rede also! sei offen, täusche mich nicht! Es wäre das ein Verbrechen. — Sag — willst Du die Freiheit? hast Du über Dein Leben als Mann nachgedacht? fühlst Du eine Reue? lieber wollte ich sterben als Dir eine Reue veranlassen. — Ich habe es Dir bereits gesagt: ich liebe Dich hinreichend, um Dein Glück dem meinigen, Dein Leben meinem Leben vorzuziehen. Wenn Du es kannst, so wirf das reiche Andenken an neun Jahre des Glücks von Dir, damit es keinen Einfluß auf Deine Entscheidung ausübe; aber rede! ich bin Dir unterwürfig, gleich wie dem Allmächtigen, der mein einziger Tröster bleiben wird, wenn Du mich verläßt.“

Als Frau von Beauséant erfuhr, daß ihr Brief an Herrn von Nueil abgegeben sei, verfiel sie in eine so vollkommene Niedergeschlagenheit, in ein so tiefes und betäubendes

Nachdenken, daß sie fast eingeschlafen zu sein schien. Sie litt jene Schmerzen, welche nicht immer im Verhältniß mit den Kräften des Weibes stehen, und nur dem weiblichen Geschlechte bekannt sind.

Während die unglückliche Marquise auf die Entscheidung ihres Schicksals harrte, las Herr von Nueil den Brief und war höchst verlegen, um uns des Ausdrucks zu bedienen, den junge Männer in solchen Krisen anzuwenden pflegen. Er hatte den Bitten seiner Mutter und den Reizen des Fräulein de la Rodière fast nachgegeben, obgleich diese letztere eine ziemlich unbedeutende junge Person war. Sie hatte einen steifen Wuchs wie ein Pappelbaum, war weiß und rosig, halb stumm wie die meisten jungen Mädchen, die sich nach der Ehe sehnen; allein ihre vierzigtausend Livres Renten sprachen mehr als hinreichend für sie.

Frau von Nueil suchte in ihrer aufrichtigen Mutterliebe den Sohn auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Sie machte ihm begreiflich, wie schmeichelhaft es für ihn sei, von Fräulein de la Rodière vorgezogen zu werden, nachdem dieselbe schon so manchen reichen Mann ausgeschlagen habe; sie versicherte ihm, daß es nun Zeit sei, an seine Zukunft zu denken, daß sich eine so gute Gelegenheit nie wieder finden werde, daß er dereinst achtzigtausend Livres jährlicher Einkünfte von seinen Grundstücken zu beziehen habe, und daß Reichthum für Alles tröste. Wenn Frau von Beauséant ihn um seiner selbst willen liebe, sagte sie, so müßte dieselbe die erste sein, die ihn zu dieser Heirath ermahne. Kurz, die gute Mutter vergaß keinen von den Gründen, durch welche eine Frau auf den Geist eines Mannes Einfluß auszuüben vermag.

Daher hatte sie auch ihren Sohn bereits zum Schwanken gebracht.

Der Brief der Frau von Beauséant erschien in einem Augenblicke, wo die Liebe Gastons noch gegen die Verführungskräfte eines wohleingerichteten Lebens kämpfte; der Brief entschied jedoch den Kampf. Er beschloß, die Marquise zu verlassen und sich zu verheirathen.

„Man muß auch einmal Mann sein in seinem Leben!“ dachte er.

Dann dachte er an alle die Schmerzen, welche sein Entschluß seiner Geliebten veranlassen würde. Seine Eitelkeit als Mann und sein Bewußtsein als Liebhaber vergrößerten ihm dieselben noch, und er wurde von einem aufrichtigen Mitleiden ergriffen. Er ahnete das gewaltige Unglück, welches er veranlassen würde, und hielt es für nothwendig, für Christenpflicht, die tödtliche Wunde mit Balsam zu verbinden. Er hoffte, Frau von Beauséant beruhigen zu können und sie selbst dahin zu bringen, daß sie ihm diese grausame Heirath anempfehle. Er wollte sie daher allmählich an den Gedanken einer nothwendigen Trennung gewöhnen, zwischen ihr und sich selbst stets das Fräulein de la Rodière einer Geistererscheinung gleich auftauchen lassen, und anfangs Letzteres opfern, um es sich späterhin aufzwingen zu lassen. Hinsichtlich des Gelingens dieser Unternehmung rechnete er auf den Adel und den Stolz der Marquise, so wie auf alle die schönen Eigenschaften ihres Herzens. Dann antwortete er ihr, um ihren Verdacht einzuschläfern.

Antworten! — Für eine Frau, welche mit der Kenntniß der wahren Liebe den zartesten Scharfblick des weib-

lichen Geistes verband, mußte ein Brief ein Urtheilsspruch sein.

Als daher Jacques eintrat und sich der Frau von Beauséant näherte, um ihr ein dreieckig zusammengelegtes Papier zu übergeben, da bebte die arme Frau gleich einer gefangenen Schwalbe. Ein eisiger Schauder überlief sie vom Kopfe bis zu den Füßen und schien sie in ein kaltes Leichentuch zu hüllen. Da er nicht zu ihr geeilt, nicht vor ihre Füße niedergefallen war, da er nicht bleich, liebeschmachtend und mit Thränen in den Augen zu ihr kam, so war damit Alles gesagt! Und doch wohnt eine so reichliche Fülle der Hoffnung im Herzen des liebenden Weibes! Es bedarf so vieler Dolchstöße, um es zu morden! Das Weib liebt und blutet bis auf den letzten Augenblick.

„Hat die gnädige Frau irgend etwas zu befehlen?" fragte Jacques mit sanfter Stimme, als er sich entfernte.

„Nein," sagte sie.

„Der arme Mann!" dachte sie dann und trocknete eine Thräne ab; „er erräth mich und ist doch nur ein Bediente!"

Sie las.

„Meine Geliebte, Du leidest an Einbildungen —"

Als die Marquise diese Worte las, war es ihr, als breite sich ein dichter Schleier vor ihren Augen aus: eine geheime Stimme ihres Herzens rief ihr zu:

„Er lügt! —"

Dann überblickte sie die ganze erste Seite mit jener Hast, welche durch die Leidenschaft mitgetheilt wird. Sie fand unten auf derselben die Worte: „Noch ist nichts beschlossen. —"

Mit krampfhafter Hast wandte sie das Blatt um und erkannte deutlich den Geist, welcher die verschrobenen Redensarten dieses Briefes eingegeben hatte. Nicht eins jener stürmischen Worte der Liebe fiel in ihre Augen; sie knitterte den Brief zusammen, zerriß ihn, warf ihn in das Feuer und rief aus:

„O! der Ehrlose! er hat mich besessen und liebt mich nicht mehr!“

Dann warf sie sich halbtodt auf ihr Kanapee.

Herr von Rueil ging aus, nachdem er seinen Brief geschrieben hatte.

Als er zurückkehrte, fand er Jacques an der Schwelle seiner Thür, und der Diener übergab ihm einen Brief unter folgenden Worten:

„Die Frau Marquise ist nicht mehr im Schlosse.“

Herr von Rueil erbrach schnell den Umschlag und fand folgendes Briefchen:

„Gnädige Frau, wenn ich aufhörte, Sie zu lieben und dagegen nach Ihrem Rathe ein alltäglicher Mensch würde, so verdiente ich wohl mein Loos! — Gestehen Sie, daß ich Recht habe! — Nein, ich werde Ihnen nicht gehorchen, sondern schwöre Ihnen eine Treue zu, die nur mit dem Tode enden wird. O! nehmen Sie mein Leben hin, Sie müßten sich denn vor den Foltern des Gewissens nicht fürchten!“

Das war das Briefchen, welches er der Marquise in dem Augenblicke hatte überreichen lassen, als dieselbe nach Genf abreiste.

Unter demselben standen von ihrer Hand geschrieben die Worte:

„Mein Herr, Sie sind frei.“

Herr von Nueil kehrte zu seiner Mutter nach Manerville zurück. Zwanzig Tage später heirathete er Fräulein Stephanie de la Rodière.

Wenn wir hiermit unsere Erzählung endeten, so könnten unsere Leser glauben, wir hätten sie nur zum Narren halten wollen, weil das, was wir erzählten, zu häufig vorkommt, und fast kein Mann gefunden wird, der nicht ein weit anziehenderes Abenteuer aus seinem eigenen Leben erzählen könnte. Und dennoch steht diese Erzählung über der Kritik, weil dieselbe unglücklicher Weise zu wahr ist.

Die Frau Marquise von Beauséant hatte ihr Schloß Valleroy nicht verlassen, als sie sich von Herrn von Nueil trennte.

In Folge einer Menge von Gründen, die wir in dem weiblichen Herzen begraben lassen wollen und von denen jede unserer Leserinnen diejenigen errathen mag, welche ihr in einer solchen Lage vorgeschwebt hätten, fuhr sie fort, auch nach der Heirath des Herrn von Nueil ihren Landsitz zu bewohnen.

Sie lebte in einer so vollkommenen Abgeschiedenheit, daß sie, mit Ausnahme ihrer Kammerjungfer und des treuen Jacques, nicht einmal von ihrer Bedienung gesehen wurde. Sie verlangte die vollkommenste Stille in ihrer Nähe, und verließ ihr Zimmer nur; wenn sie sich

in die Kapelle von Valleroy begeben wollte, in der ein Priester aus der Nachbarschaft alle Morgen die Messe las.

Der Graf von Nueil verfiel einige Tage nach seiner Verheirathung in eine Art ehelicher Gleichgültigkeit, welche eben so gut auf Glück, wie auf Unglück schließen lassen konnte.

Seine Mutter sagte zu Jedermann: „Mein Sohn ist außerordentlich glücklich! —“

Frau Gaston de Nueil glich vielen jungen Frauen darin, daß sie sanft und geduldig war. Schon einen Monat nach ihrer Verheirathung fühlte sie sich schwanger. Das Alles stand im vollkommenen Einklange mit den herkömmlichen Ideen.

Herr von Nueil zeigte sich sehr wohlwollend gegen seine Frau, nur wurde er zwei Monate nach seiner Trennung von der Marquise höchst träumerisch und nachdenkend.

„Er ist ja immer sehr ernst gewesen,“ sagte seine Mutter.

Nach sieben Monaten dieses lauwarmen Glücks ereigneten sich einige Dinge, die dem Anscheine nach gleichgültig waren, allein eine zu vollständige Entwickelung der Gedanken mit sich führen, und auf eine zu große Unruhe der Seele deuten, als daß man sie nicht einfach erzählen und dann der beliebigen Erklärung eines jeden Lesers überlassen sollte.

Als Herr von Nueil eines Tages auf den Ländereien von Manerville und Valleroy gejagt hatte, kehrte er durch den Park der Frau von Beauséant zurück, ließ Jac-

ques rufen, wartete auf ihn und fragte ihn dann, als er erschienen war:

„Ißt die Marquise noch immer gern Wildpret?“

Als der Kammerdiener bejahend geantwortet hatte, übergab ihm Gaston eine ziemlich große Summe, um ihn zu bewegen, daß er seine Jagdbeute für die Marquise zubereite.

Es schien Jacques sehr gleichgültig, ob seine Gebieterin ein Rebhuhn verspeise, das von ihrem Jäger geschossen sei, oder ein solches, welches Herr von Rueil erlegt habe, denn dieser wünschte ja, daß die Marquise gar nicht erfahre, von wem das Wildpret herrühre.

„Es ist in dem Gebiete der Marquise geschossen,“ sagte der Graf.

Jacques unterzog sich mehre Tage lang diesem unschuldigen Betruge.

Herr von Rueil ging nun alle Morgen auf die Jagd, kehrte stets erst zur Zeit des Mittagsessens wieder, aber hatte nie etwas geschossen.

Eine ganze Woche verging auf diese Weise.

Gaston wagte jetzt, einen langen Brief an die Marquise zu schreiben und ihr denselben zuzusenden.

Der Brief wurde ihm zurückgeschickt, ohne daß er erbrochen war.

Es war fast Nacht, als der Kammerdiener der Marquise ihm den Brief zurückbrachte. Plötzlich sprang der Graf aus dem Salon, in welchem er dem Anscheine nach einem Capriccio von Herold zugehört hatte, welches seine Frau auf dem Piano radebrechte, und lief mit der Hast

eines Mannes, der einem Stelldichein entgegeneilt, zu der Marquise. Er sprang über die Mauer in den Park, ging langsam durch die Baumgänge und blieb bisweilen stehen, als versuchte er, das laute Pochen seines Herzens zu unterdrücken; als er in der Nähe des Schlosses angelangt war, vernahm er ein dumpfes Geräusch und folgerte, daß die ganze Bedienung bei Tische sitze.

Nun ging er bis an das Zimmer der Frau von Beauséant. Die Marquise verließ nie ihr Schlafgemach. Herr von Nueil konnte die Thür desselben erreichen, ohne das geringste Geräusch veranlaßt zu haben.

Als er eingetreten war, sah er die Marquise bei dem Scheine zweier Kerzen in einem großen Lehnstuhle sitzen. Sie war bleich und hager, ihre Stirn war gesenkt, die Arme hingen schlaff herab, und ihre Augen starrten auf einen Gegenstand, den sie nicht zu sehen schien.

Sie gewährte ein Bild des Schmerzes in seinem vollkommensten Ausdruck. Es lag eine gewisse Hoffnung in ihrer Haltung, allein man vermochte nicht zu bestimmen, ob sie nach dem Grabe schaue oder einen Blick nach der Vergangenheit zurückwerfe.

Vielleicht glänzten die Thränen des Herrn von Nueil durch die Dämmerung, in welcher er stand, vielleicht vernahm sie seine Athemzüge, vielleicht entfuhr ihm ein unwillkürlicher Seufzer, oder es wurde seine Gegenwart durch die innere Wahrnehmung bemerkt, an welche sich die beiden Liebenden seit so langer Zeit gewöhnt hatten; kurz, Frau von Beauséant wandte langsam ihr Antlitz nach der Thür und erblickte ihren Geliebten. Nun trat der Graf einige Schritte näher,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Wenn Sie mir näher treten, mein Herr," rief die Marquise erbleichend aus, „so stürze ich mich durch dieses Fenster."

Damit sprang sie an das Fenster, öffnete es, setzte einen Fuß auf die äußere Brüstung desselben, stützte ihre Hand auf den Balkon und wandte ihr Antlitz nach Gaston zurück.

„Gehen Sie! gehen Sie!" rief sie, „oder ich stürze mich hinab."

Herr von Nueil hörte, daß durch das laute Schreien der Marquise die Dienerschaft des Schlosses in Aufruhr gerathen sei und entfloh wie ein Dieb.

Als der Graf nach Hause zurückgekehrt war, schrieb er einen sehr kurzen Brief und trug es seinem Kammerdiener auf, denselben an die Marquise von Beauséant abzugeben. Zugleich ließ er ihr sagen, daß es sich jetzt um Leben und Tod handele.

Als der Bote abgegangen war, trat Herr von Nueil in den Salon zurück, in welchem sich seine Frau noch immer mit dem Capriccio von Herold abquälte. Er setzte sich und erwartete die Antwort.

Als eine Stunde später das Capriccio beendigt war und die beiden Gatten schweigend einander gegenüber saßen, jeder an einer Seite des Kamins, da kehrte der Kammerdiener von Valleroy zurück und übergab seinem Herrn den gleichfalls unerbrochenen Brief.

Herr von Nueil ging in ein Boudoir neben dem Salon, in welches er bei seiner Rückkehr von der Jagd die Flinte gestellt hatte und erschoß sich.

Dieser schnelle und unglückliche Ausgang, der allen Ge-

wohnheiten des jungen Frankreichs so ganz und gar entgegengesetzt ist, war dennoch sehr natürlich.

Wer die Erscheinungen aufmerksam beobachtet oder selbst mit Wonne durchlebt hat, welche durch die vollkommene Vereinigung zweier Wesen veranlaßt werden, wird diesen Selbstmord leicht begreifen.

Ein Weib beugt sich nicht an einem Tage den Launen der Liebe. Die Wollust verlangt, gleich einer seltenen Blume, die Sorgfalt der sinnreichsten Cultur; nur die Zeit, nur der Einklang der Seelen vermag alle Wonnen derselben zu enthüllen, alle jene zarten und köstlichen Freuden zu erwecken, durch die wir an die Person gefesselt werden, deren Herz uns dieselben weiht.

Jener bewundernswürdige Sinn, jener religiöse Glaube, jene Gewißheit, ein eigenthümliches oder überschwänkliches Glück bei der geliebten Person zu genießen, sind zum Theil das Geheimniß der dauerhaften Anhänglichkeit und der fortdauernden Liebe.

Bei einem Weibe, welches das Talent ihres Geschlechtes besitzt, wird die Liebe nie zu einer Gewohnheit: ihre liebenswürdige Zärtlichkeit weiß die verschiedenartigsten Gestalten anzunehmen, sie ist so geistreich und so liebend zu gleicher Zeit, sie legt so viel Kunst in ihre Natur, oder so viel Natur in ihre Kunst, daß sie auch in der Erinnerung noch eben so fesselt, wie in der Gegenwart. Vor ihr erbleichen alle andern weiblichen Erscheinungen. Man muß in der Furcht gelebt haben, eine so gewaltige und glänzende Liebe zu verlieren, oder muß dieselbe wirklich verloren haben, um den ganzen Werth derselben kennen zu lernen. Wenn aber ein Mann dieselbe kennen

gelernt und sich dennoch von ihr getrennt hat, um zu irgend einer kalten Ehe überzugehen; wenn das Weib, durch das er eines Glücks theilhaft zu werden hoffte, durch irgend welche der Thatsachen, die im Dunkel des ehelichen Lebens begraben werden, ihm beweist, daß er bei ihm nimmer eine solche Liebeswonne finden werde; wenn er dann noch auf seinen Lippen den Nachgeschmack einer himmlischen Liebe wahrnimmt und dennoch sich vorwerfen muß, daß er die wahre Gattin um einer Chimäre willen tödtlich verwundet habe, so muß er entweder sterben oder jene materielle, egoistische, kalte Philosophie besitzen, vor der alle wahrhaft leidenschaftlichen Seelen zurückschaudern.

Was Frau von Beauséant betrifft, so hatte sie ohne Zweifel nicht geglaubt, daß die Verzweiflung ihres Geliebten bis zum Selbstmorde gehen werde, nachdem sie ihn neun Jahre lang reichlich mit Liebe gespeist hatte. Vielleicht dachte sie auch, daß sie allein der leidende Theil sei. Uebrigens war es auch ganz recht von ihr, wenn sie die erniedrigendste Theilung, die es giebt, verschmähte, die sich eine Gattin aus Gründen wohl gefallen lassen kann, die aber einer Geliebten verhaßt sein muß, weil ihre ganze Rechtfertigung in der Reinheit ihrer Liebe liegt.

Die Grenadière.

Die Grenadière ist ein kleines Landhaus am rechten Ufer der Loire, etwa tausend Schritte abwärts von der Brücke von Tours. In der Gegend, wo es liegt, ist der Fluß breit wie ein See und mit grünen Inseln übersäet, während das felsige Ufer eine Menge von Landhäusern trägt, die sämmtlich von weißen Steinen erbaut und von Weinpflanzungen und Gärten umgeben sind, in denen wegen ihrer mittägigen Lage die schönsten Früchte von der Welt reifen. Die Geduld mehrer Generationen hat die Felsenabhänge des Ufers in Terrassen umgeschaffen, von denen die heißen Strahlen der Mittagssonne zurückgeworfen werden, so daß diese künstlich erzeugte Temperatur auch die Früchte wärmerer Gegenden im freien Lande zu cultiviren erlaubt. In einer der Buchten, welche die Hügelreihe des Ufers unterbrechen, liegt Saint-Cyr, ein kleines Dorf, zu welchem alle in der Nähe zerstreut umherliegenden Häuser gehören. Etwas weiter hin fließt die Choisille in die Loire, nachdem sie eins der üppigsten Thäler bewässert hat, welches ebenfalls die genannte Hügelreihe durchbricht.

Die Grenadière, welche etwa hundert Schritte von der

Kirche Saint-Cyr erbaut ist, erscheint als eins jener alten Gebäude aus dem funfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert, denen man in allen anmuthigen Lagen von Touraine begegnet. Eine Unterbrechung des Felsens hat die Errichtung einer Steige begünstigt, die sich in einem sanften Abhange nach der Levée senkt, denn so nennt man dort zu Lande die Dämme an den niedrigen Theilen des Ufers, deren Bestimmung es ist, die Loire in ihrem Bette zurückzuhalten, während zu gleicher Zeit die Hauptstraße von Paris nach Nantes auf ihnen hinführt.

Am höchsten Theile der Steige findet man eine Thür und hinter derselben beginnt ein kleiner steiniger Weg, der zwischen zwei Terrassen eingeengt wird, welche gewissermaßen mit Gittern und Espaliers besetzte Festungswerke bilden und deren Bestimmung es ist, das Herunterfallen der Erde zu verhindern. Jener Pfad, der in den untern Theil der obern Terrasse eingehauen ist und fast durch die Bäume der andern Terrasse, über welcher er hinwegführt, verborgen wird, führt an einem jähen Abhange hin bis zu dem Hause und gewährt einen Blick nach dem Flusse, dessen Breite bei jedem Schritte zu wachsen scheint. Dieser rinnenartige Weg endet bei einer zweiten Thür, die in gothischem Style gebaut und mit einfachen aber verwitterten Verzierungen geschmückt ist; auf dem gemauerten Bogen derselben wachsen Steinnelken, Winden, Flechten und andere Mauerkräuter. Diese Gewächse, welche allen Unbilden der Witterung trotzen, schmücken die Mauern aller Terrassen, wachsen aus den Spalten aller Steine hervor und bezeichnen jede Jahreszeit durch besondere Arten von Blumengewinden.

Tritt man durch die wurmstichige Thür, so erscheint ein

kleiner Garten, welcher durch eine letzte Terrasse dem Felsen abgewonnen ist. Das alte schwarze Stacket desselben ragt über die Geländer der übrigen Terrassen hervor und umgiebt einen frischen Rasen, auf dem einige grüne Bäume und eine Unmasse von Rosen und andern Blumen stehen. Der Thür gegenüber, am andern Ende der Terrasse, steht ein hölzernes Gartenhaus, das sich auf die benachbarte Mauer stützt und dessen Säulenwerk von Jasmin, Jelängerjelieber, Wein und Waldreben verdeckt wird.

In der Mitte dieses letzten Gartens erhebt sich das Haus, welches die Grenadière heißt, auf einer gemauerten Grundlage, die mit Weinstöcken bezogen ist und in der man die Thür zu einem geräumigen in den Felsen gehauenen Keller erblickt. Dieses Haus ist von Franzobst und von Granatbäumen, die hier im freien Lande stehen, umgeben, und von den Granaten (grenadiers) hat es eben seinen Namen erhalten. An der Vorderseite bemerkt man zwei große Fenster, welche durch eine sehr ländliche Thür getrennt sind; aus dem Dache, welches im Verhältniß zu der geringen Höhe des Erdgeschosses von einer ungemeinen Größe ist, springen drei Erkerfenster hervor. Das Dach selbst ist ein in zwei Flächen gebrochenes und mit Ziegeln bedeckt. Die Mauern des Hauptgebäudes sind gelb angestrichen, die Thür, die Wetterdächer und die Sommerladen dagegen sind von grüner Farbe.

Wenn man eintritt, so sieht man sich auf einer kleinen Hausflur, auf welcher eine gewundene Treppe beginnt, deren Holz fast vermodert ist. Das Geländer der Treppe ist ebenfalls schraubenförmig gearbeitet und durch langen Gebrauch gebräunt. Rechts von der Hausflur ist ein großes Speise-

zimmer, welches nach alterthümlicher Art mit Holz ausgetäfelt ist, während der Fußboden von viereckigen Steinplatten gebildet wird; links von der Hausflur findet man ein Gemach von gleicher Ausdehnung, dessen Wände jedoch nicht getäfelt, sondern mit einer rosenrothen Tapete bedeckt sind. Die hervorspringenden Balken der Decken sind in beiden Zimmern von Nußbaumholz und die Felder zwischen ihnen mit Gips geweißt.

Im ersten Stock sind zwei große Zimmer, deren Wände mit Kalk geweißt sind; die Kamine sind weniger sorgfältig gearbeitet als die des Erdgeschosses. Alle Fenster gehen nach Mittag. Nach Norden führt nur eine einzige Thür, durch welche man nach den Weinbergen gelangt.

Links von dem Hause erblickt man noch einen Bau von Fachwerk, dessen Holz gegen Regen und Sonne durch die Ziegeln geschützt ist, mit denen seine Wände benagelt sind. Die Küche, welche in diesem hüttenartigen Gebäude angebracht ist, steht unmittelbar mit dem Hauptgebäude in Verbindung, hat aber doch noch einen besondern Eingang, zu welchem man auf einigen Stufen gelangt. Am Fuße dieser kleinen Treppe befindet sich ein tiefer Brunnen, der auf ländliche Weise geschmückt ist und um welchen herum sich Wasserpflanzen und hohes Gras erheben.

Dieser neue Anbau beweist, daß die Grenadière vordem ein einfaches Weinbergshaus war. Die Eigenthümer wohnten wahrscheinlich in der Stadt, von der es durch das breite Ufer der Loire getrennt ist, und bezogen nur dann das einsame Haus, wenn sie die Weinlese abhalten oder sonst sich ein ländliches Vergnügen machen wollten. Sie ließen sich ihre Lebensmittel aus der Stadt bringen und schliefen nur

während der kurzen Zeit der Weinernte in der Grenadière. Da fielen die Engländer gleich einer Wolke von Heuschrecken in die Touraine ein und man sah sich daher genöthigt, auch die Grenadière vollständiger einzurichten, um sie den Inselbewohnern vermiethen zu können. Glücklicher Weise wird der neue Anbau durch die ersten Linden einer Allee versteckt, welche in einer Vertiefung am Fuße der Weinberge angepflanzt ist.

Der Weinberg, welcher etwa zwei Morgen halten mag, erhebt sich über dem Hause an einem so schroffen Abhange, daß die Ersteigung desselben sehr schwierig ist. Das Haus ist von diesem mit Reben bedeckten Abhange durch einen kaum fünf Fuß breiten Raum getrennt, der stets feucht und kalt ist, eine Art von Graben bildet und die üppigste Vegetation zeigt, da der Dünger des Weinbergs von den Regengüssen an diesen Ort hinabgeführt wird.

Das Haus des Winzers, welcher mit der Aufsicht des Weinberges beauftragt ist, lehnt sich an den linken Giebel der Grenadière, ist mit Stroh bedeckt und bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu der Küche.

Das ganze Grundstück ist von Mauern und Espaliers umgeben; der Weinberg ist mit Obstbäumen von jeder Art bepflanzt und nicht ein Zoll breit des Bodens ist unbenutzt gelassen. Wenn der Mensch wirklich einen dürren Theil der Felsen vernachlässigt, so läßt die Natur gleich dort einen Feigenbaum oder einige wilde Blumen, oder durch die Steine geschützte Erdbeersträucher hervorsprießen.

In keiner Gegend der Welt möchte man wohl eine Wohnung finden, die zu gleicher Zeit so bescheiden und so großartig, so fruchtbar an Genüssen und Wohlgerüchen, so reich

an Aussichten ist. Sie bildet ein kleines Touraine im Herzen von Touraine, und vereinigt alle Blumen, Früchte und Schönheiten jenes Landes auf die vollkommenste Weise. Dort sieht man die Trauben aller Länder, die Feigen, die Pfirsichen, die Birnen jeglicher Art, Melonen im freien Lande, die Ginsterbüsche Spaniens, die Lorbeeren Italiens und den Jasmin der Azoren.

Die Loire fließt zu unsern Füßen. Wir schauen von einer Terrasse auf sie hinab, welche sich etwa sechzig Fuß über ihren Wasserspiegel erhebt. Abends athmen wir die frischen Lüfte ein, die man anderswo nur an den Meeresgestaden kennen lernt, die hier aber einen Reiz mehr besitzen, denn sie sind geschwängert von den Wohlgerüchen der Blumen, über welche sie hinstreifen. Ein leichtes Wölkchen, welches unter dem vollkommen blauen Himmel dahinschwebt und in jedem Augenblicke seine Gestalt und Färbung verändert, zieht unsere Blicke auf sich und zugleich auf die prachtvollen Landschaften, über die es dahinschwebt und die sich nach allen Seiten hin in ewiger und endloser Abwechslung ausdehnen. Wir schauen zuerst nach dem linken Ufer der Loire, welches uns bis Amboise sichtbar ist; dann überschauen wir die fruchtbare Ebene, in der sich Tours, seine Vorstädte, seine Fabriken und Plessis erheben; dann wenden wir unsere Augen nach dem Theile des linken Ufers, der von Vauvray bis Saint-Symphorien einen Halbkreis von Felsen beschreibt, die ebenfalls mit heitern Weinbergen bedeckt sind. In der Ferne wird der Blick durch die reichen Gegenden begrenzt, welche der Cher durchfließt, und die mit Parks und Schlössern fast überladen sind. Nach Westen endlich verliert sich unser Blick auf dem gewaltigen Flusse, über den man zu jeder Stunde des Tages Schiffe

mit weißen Segeln dahinschweben sieht, denn fast nie fehlt es in diesem breiten Thale an Wind.

Ein Fürst könnte aus der Grenadière seine Villa machen und ein Dichter möchte nirgends ein geeigneteres Plätzchen finden, um sich dem Dienste der Musen zu weihen. Zwei Liebende würden dagegen in diesem Landhause den süßesten Zufluchtsort erblicken. Jetzt aber gehört das Haus einem guten Bürger von Tours. Die Grenadière bietet jeder Art der Geistesrichtung geeignete Poesien dar; sie befriedigt den demüthigsten wie den kältesten, den erhabensten wie den leidenschaftlichsten Geist. Niemand vermag dort zu weilen, ohne sich glücklich zu fühlen und die Freuden eines ruhigen von Ehrsucht freien Lebens zu ahnen. Die Luft selbst scheint zu Träumereien zu stimmen, das Murmeln der Wellen nähert sich so traulich unsern Ohren, der unter unsern Schritten knisternde Sand scheint mit uns zu sprechen; kurz, Alles ist Bewegung um uns her, wenn wir dort inmitten der lebensfrischen Blumen und lockenden Früchte stehen.

Ein Engländer zahlt tausend Franken, um sechs Monate lang dieses demüthige Haus bewohnen zu können; dabei verpflichtet er sich jedoch, die Ernte unberührt zu lassen; verlangt er auch das Obst, so verdoppelt er den Pacht, zieht auch der Wein ihn an, so zahlt er die genannte Summe vierfach. Wie viel mag demnach die Grenadière mit ihren hohlgetretenen Wegen, ihrer dreifachen Terrasse, ihren zwei Morgen Weinberg, ihren blühenden Rosen und ihren dichtbelaubten Bäumen werth sein? Bietet keinen Preis! Die Grenadière wird nie verkauft werden. 1690 wurde sie von ihrem damaligen Besitzer für vierzigtausend Franken verkauft und

mit Wehmuth verlassen, wie ein Araber sein Lieblingspferd verläßt, und seitdem blieb sie in derselben Familie, deren Stolz, deren erb= und eigenthümliches Juwel, deren Regent sie ist. Gilt nicht Sehen gleichviel wie Besitzen? hat ein Dichter gefragt. Nun sieht man aber von dort die drei Thäler von Touraine und seine Kathedrale, die gleich einem Kunstwerke von Filigran in den Lüften schwebt. Kann man solche Schätze bezahlen? Kann man je die Gesundheit bezahlen, die man dort, unter jenen Linden, erwirbt?

Es war im Monat März des Jahres 1819, als eine Dame, begleitet von einer Haushälterin und zwei Kindern, von denen das jüngste acht und das andere etwa dreizehn Jahr zu zählen schien, in Tours erschien, um dort eine Wohnung zu suchen. Sie sah die Grenadière und miethete dieselbe. Vielleicht wurde sie durch die Entfernung, welche dieses Landhaus von der Stadt trennt, veranlaßt, dasselbe zu miethen. Der Salon diente ihr als Schlafzimmer; für jedes Kind wurde eins der Zimmer des ersten Stocks eingerichtet, und die Haushälterin schlief in einer kleinen Kammer über der Küche. Das Speisezimmer wurde zu dem gemeinschaftlichen Wohn= und Empfangzimmer der kleinen Familie bestimmt. Das ganze Haus wurde auf eine sehr einfache, aber geschmackvolle Weise eingerichtet; man sah nichts Ueberflüssiges, nichts, was nach Luxus geschmeckt hätte. Die Möbel, welche die Unbekannte auswählte, waren von Nußbaumholz und ohne alle Verzierung. Dagegen herrschten Reinlichkeit und Einklang im Innern und Aeußern des Hauses und bildeten den ganzen Reiz desselben.

Es war demnach ziemlich schwierig zu erfahren, ob Frau

Wilmsens (so nannte sich die Fremde) der reichen Bürgerschaft, dem hohen Adel oder gewissen zweideutigen Klassen des weiblichen Geschlechts angehöre. Aus ihrer Einfachheit konnte man die widersprechendsten Folgerungen ziehen, allein ihr Benehmen bewies, daß sie durchaus von guter Herkunft sein müsse. Kaum war sie daher in Saint-Cyr eingebürgert, als sie bereits die Aufmerksamkeit der müßigen Personen erweckte, die in der Provinz gewohnt sind, Alles zu beobachten, wovon sie meinen, daß es die enge Sphäre, in welcher sie sich bewegen, zu beseelen vermöge.

Frau Wilmsens war eine Dame von hohem, schlankem und hagerem Wuchs, aber zart gebaut. Sie hatte niedliche Füße, die bemerkenswerther durch die Anmuth erschienen, mit welcher sie sich dem übrigen Körper anschlossen, als durch ihre Schmalheit, welche letztere eine sehr alltägliche Schönheit ist; daß ihre Hände schön seien, vermochte man schon aus den Handschuhen abzunehmen. Einige tief geröthete Flecken kupferten ihren weißen Teint, der ehedem eine frische und anmuthige Färbung gezeigt haben mochte. Vorzeitige Runzeln deckten ihre hohe Stirn, über der sich schöne kastanienbraune Haare zeigten, die stets in zwei kreisrunde Flechten vereinigt waren und zur Erhöhung ihres schwermüthigen Aussehens beitrugen. Ihre schwarzen, tief eingefallenen und hohlen Augen zeigten eine fieberhafte Glut, ungeachtet sie sich bestrebten, eine erkünstelte Ruhe zu behaupten; bisweilen, wenn sie den Ausdruck vergaß, den sie sich abgezwungen hatte, zeigte sich in ihren Blicken sogar eine geheime Angst. Ihr ovales Antlitz war etwas zu lang, doch hatte es vielleicht vordem, als noch Glück und Gesundheit auf ihm thronten, die richtigen Verhältnisse gehabt. Ein erzwungenes Lä-

cheln, das den Ausdruck einer sanften Trauer zeigte, schwebte gewöhnlich über ihre bleichen Lippen; dennoch aber belebte sich ihr Mund und drückte ihr Lächeln die Wonnen der Mutterliebe aus, wenn ihre beiden Kinder, von denen sie stets begleitet wurde, sich an sie schmiegten und eine jener unnöthigen und endlosen Fragen an sie richteten, mit denen Kinder stets bereit sind, und die nur für die Mütter einen Sinn haben. Ihr Gang war langsam und edel.

Sie trug stets dieselbe Kleidung und zwar mit einer Beständigkeit, welche die förmliche Absicht andeutete, daß sie sich nicht mehr um die Toilette kümmern und die Welt vergessen wollte, so wie sie von derselben vergessen zu werden wünschte. Sie trug ein langes schwarzes Gewand, darüber einen Halskragen von Battist mit breitem Saum, dessen beide Enden nachlässig unter den Leibgürtel von schwarzem Mohr geschoben waren. Ihre Füße bekleidete sie mit einer Sorgfalt, welche darauf deutete, daß sie an Eleganz gewöhnt sei; sie trug Strümpfe von grauer Seide, durch welche die Färbung der Trauer vollendet wurde, die ihrem ganzen Anzuge eigen war. Auch ihr Hut, der nach englischem Schnitte gefertigt war, hatte eine graue Färbung, und ein schwarzer Schleier fiel von ihm vor ihrem Antlitz herunter.

Sie schien ungemein schwach und sehr kränkelnd zu sein. Ihr einziger Lustgang bestand darin, daß sie von der Grenadière nach der Brücke von Tours ging. An heitern Abenden begab sie sich mit ihren beiden Kindern nach der genannten Brücke, um von dieser aus die frische Luft der Loire einzuathmen und die Wirkungen zu bewundern, welche die untergehende Sonne hervorbrachte, wenn sie diese Landschaft

beleuchtete, deren Ausdehnung eben so bedeutend war, gleich wie die bei Neapel oder des Genfersees.

Während der Zeit, daß sie in der Grenadière wohnte, begab sie sich nur zwei Mal nach Tours; das erste Mal ging sie zu dem Vorsteher des Collegiums, um ihn zu bitten, daß er ihr die besten Lehrer in der lateinischen Sprache, der Mathematik und im Zeichnen nenne, und das zweite Mal geschah es, um mit den ihr genannten Männern wegen des Unterrichtsgeldes und wegen der Zeit, zu welcher ihre Kinder die Stunden erhalten sollten, die nöthigen Verabredungen zu treffen. Wenn sie sich aber außerdem auch nur ein oder zwei Mal wöchentlich auf der Brücke zeigte, so reichte das doch schon hin, um die Aufmerksamkeit fast aller Bewohner der Stadt auf sich zu ziehen, die dort gewöhnlich zu lustwandeln pflegten. Zwar unternahmen die ersten Kreise der Stadt eine unschuldige Spionirung, deren Eifer um so mehr in der Provinz angefacht wird, als auffallende Ereignisse dort selten vorkommen; allein dennoch vermochte Niemand zuverlässige Nachweisungen über den Rang zu erfahren, welchen die Unbekannte in der Welt einnähme, noch auch über ihr Vermögen oder selbst nur über ihren wahren Stand. Der Eigenthümer der Grenadière wußte selbst weiter nichts, als daß sich seine Mietherin unter dem Pachtvertrage Marie Wilmsens, Gräfin von Brandon, unterzeichnet habe. Der letztere Name mochte wohl der ihres Gatten sein. Die letzten Ereignisse, die wir in dieser Erzählung mittheilen, werden bestätigen, daß sie ihren wahren Namen genannt hatte, doch wurde derselbe auch nur in der Handelswelt bekannt, mit welcher der Eigenthümer der Grenadière in Verbindung stand. So blieb also Frau Wilmsens ein beständiges Geheimniß

für alle Mitglieder der höhern Klassen von Tours, welche nur aus ihren einfachen Sitten und aus dem Tone ihrer sanften Stimme auf ihre vorzüglichen Herzensgaben schließen konnten.

Die tiefe Einsamkeit, in welcher sie lebte, ihre Schwermuth, ihre halb verwelkte Schönheit, die von einem Schleier der Leidenschaft verdüstert schien, das Alles hatte so viele Reize für die junge Männerwelt, daß sich Mancher in sie verliebte; je aufrichtiger aber diese Liebe war, desto mehr fehlte es ihr an Kühnheit. Frau Wilmsens wurde von einer solchen Hoheit umstrahlt, daß Niemand sie anzureden wagte. Hatten auch einige kühnere Jünglinge den Muth gefaßt, an sie zu schreiben, so waren doch ihre Briefe wahrscheinlich unerbrochen verbrannt. Frau Wilmsens warf überhaupt alle Briefe, welche sie empfing, in das Feuer, als wäre es ihre Absicht gewesen, die Zeit ihres Aufenthalts in der Touraine ohne den geringsten Kummer hinzubringen. Sie schien sich in ihre reizende Einsamkeit zurückgezogen zu haben, um sich vollkommen dem Glück des Lebens zu überlassen. Die drei Lehrer, denen es erlaubt war, die Grenadière zu betreten, sprachen mit einer Art achtungsvoller Bewunderung von dem rührenden Gemälde, welches die innige und ungetrübte Verbindung der Mutter und ihrer beiden Kinder darstellte.

Die beiden Kinder erregten gleicher Weise viel Theilnahme und andere Mütter vermochten dieselben nicht ohne Neid anzublicken. Beide glichen der Frau Wilmsens zu sehr, als daß man an deren Mutterschaft hätte zweifeln dürfen. Sie hatten beide jenen durchscheinenden Teint, jene lebhaften Farben, jene reinen und feuchten Augen, jene langen Wimpern,

jene Frische der Formen, welche der kindlichen Schönheit so viel Reiz verleihen.

Das ältere der beiden Kinder, ein Knabe, Namens Louis Gaston, hatte schwarze Haare und einen kühnen Blick. Alles an ihm verrieth eine kräftige Gesundheit, so wie seine breite und hohe, glücklich gewölbte Stirn einen energischen Charakter zu verrathen schien. Er war schnell und bestimmt in allen seinen Bewegungen, verwunderte sich über nichts und schien über Alles, was er sah, nachzudenken.

Das jüngere Kind war ebenfalls ein Knabe, Namens Marie Gaston. Er war blond, obgleich manche unter seinen Haaren bereits dunkler waren und sich in der Farbe denen seiner Mutter näherten. Marie hatte einen schlanken Wuchs, zarte Züge und jene feine Anmuth, die so sehr für Frau Wilmsens einnahm. Er schien kränklich; seine grauen Augen hatten einen sanften Ausdruck, seine Wangen waren bleich, Alles aber an ihm schien fast weiblich. Seine Mutter kleidete ihn noch stets mit einem kurzen Ueberrock mit langen und weiten Aermeln, der vorn mit Schnüren zugeknöpft wurde und ließ sein lockiges Haar lang wachsen, so wie auch der breite gestickte Halskragen die echt weibliche Freude am Putz verrieth, die vielleicht dem Kinde eben so sehr wohlgefiel wie der Mutter. Dieser niedliche Anzug bildete einen Widerspruch mit der einfachen Tracht des ältern Bruders, über dessen Rock nur ein einfacher Hemdkragen geschlagen war.

Die Beinkleider, die Halbstiefel und die Farbe der Kleidung waren bei beiden Kindern gleich und deuteten, so wie ihre Aehnlichkeit, darauf, daß sie Brüder wären. Wenn man sie sah, so mußte man durch die Sorgfalt gerührt werden,

mit welcher sich Louis seines jüngern Bruders annahm. Der ältere zeigte beim Umgange mit dem jüngern Bruder etwas Väterliches in seinen Blicken, und Marie schien ungeachtet der Sorglosigkeit seines Alters von Dank gegen Louis erfüllt zu sein; sie glichen zwei kleinen Blumen, die kaum von ihrem Stamme getrennt waren, von demselben Luftzuge noch bewegt und durch denselben Strahl der Sonne noch beleuchtet wurden, obgleich die eine frisch, die andere bereits halb verwelkt war. Ein Wort, ein Blick, eine geringe Aenderung der Stimme ihrer Mutter reichte hin, um sie aufmerksam zu machen und zum Gehorsam zu bringen. Meist wußte Frau Wilmsens durch einen einzigen Blick ihnen ihre Wünsche und ihren Willen mitzutheilen, als hätte Gemeinschaft der Gedanken zwischen ihnen stattgefunden.

Wenn die Kinder während der gemeinschaftlichen Lustgänge voraneilten, um zu spielen, eine Blume zu pflücken oder ein Insect zu betrachten, so schaute die Mutter ihnen mit einer so tiefen Rührung nach, daß auch der gleichgültigste Vorübergehende sich gerührt fühlte und stehen blieb, um den Kindern nachzuschauen, ihnen zuzulächeln und die Mutter selbst freundschaftlich zu begrüßen. Wer hätte nicht die ausgezeichnete Reinlichkeit ihrer Kleider bewundert, den angenehmen Ton ihrer Stimme, die Anmuth ihrer Bewegungen, ihre glückliche Gesichtsbildung und den instinktmäßigen Adel, der darauf deutete, daß sie von der Wiege an eine sorgfältige Erziehung genossen hatten. Diese Kinder schienen nie geschrieen, nie geweint zu haben. Ihre Mutter hatte gewissermaßen ein elektrisches Vorgefühl ihrer Wünsche und ihrer Schmerzen, kam denselben zuvor und beruhigte sie ohne Unterlaß. Sie schien eine Klage ihrer Kinder mehr zu fürch-

ten als die ewige Verdammniß. Dafür war auch Alles an diesen Kindern ein Lobspruch für ihre Mutter, und das Gemälde ihres dreifachen Lebens, welches ein und dasselbe Leben zu sein schien, erweckte unbestimmte und wohlthuende Halbgedanken, gewährte ein Bild von dem Glück, welches wir in einer bessern Welt zu genießen hoffen.

Das innere Leben dieser drei harmonievollen Wesen stimmte mit den Begriffen, die man bei ihrem Anblick faßte; es war ein Leben der Ordnung, ein regelmäßiges und einfaches Leben, wie es bei der Erziehung der Kinder am geeignetsten ist. Die beiden Kleinen erhoben sich bald nach Anbruch des Tages, sagten dann ein kurzes Gebet her, welches sie in ihrer zartesten Kindheit gelernt hatten, und widmeten sich dann ohne Zweifel jener kleinlichen Sorgfalt für den Körper, die für die Reinheit der Seele, wie für die Gesundheit des Leibes gleich nothwendig ist, denn wer sie je gesehen hatte, der hatte auch ihre Toilette sorgfältig gefunden wie die eines hübschen Weibes. Sie versahen dabei nichts, denn sie fürchteten sich zu sehr vor einem Tadel von Seiten ihrer Mutter, wie zärtlich auch dieselbe einen solchen aussprechen mochte, wenn sie während des Frühstücks je nach den Umständen die mit einem Kuß begleiteten Worte zu ihnen sagte:

„Meine lieben Engel, wie habt Ihr Eure Nägel so schwarz werden lassen können?“

Dann begaben sich Beide in den Garten, schüttelten dort die Eindrücke der Nacht in dem Thau und der Frische des Morgens von sich ab und erwarteten, daß die Haushälterin das gemeinschaftliche Wohnzimmer gereinigt habe, in welchem sie dann ihre Aufgaben lernten und blieben, bis ihre

Mutter aufgestanden war. Von Zeit zu Zeit lauschten sie, ob die Mutter noch nicht erwacht sei, durften aber nicht eher in ihr Zimmer treten, als zu einer festgesetzten Stunde. Dieser Eintritt am Morgen, der allemal etwas früher stattfand, als ursprünglich festgesetzt war, gewährte stets eine Scene, die sowohl für die Kinder wie für Frau Wilmsens köstlich war. Marie sprang auf das Bett, um seine Arme um den Hals der vergötterten Mutter zu schlingen, während Louis zu Häupten des Bettes niederknieete, um die Hand seiner Mutter zu erfassen und zu küssen. Nun folgten besorgte Fragen, wie sie ein Liebhaber an seine Geliebte richtet; dann ein engelgleiches Lachen, Liebkosungen, die zu gleicher Zeit leidenschaftlich und rein waren, ein beredtes Schweigen oder auch kindliche Erzählungen, die durch Küsse unterbrochen, selten beendigt, aber stets angehört wurden. —

„Habt Ihr fleißig gearbeitet?“ fragte die Mutter mit sanfter und freundlicher Stimme, bereit, denjenigen, der seine Faulheit bekennen würde, als einen Unglücklichen zu beklagen und mit einem thränenfeuchten Blicke demjenigen zu danken, der mit sich selbst zufrieden wäre.

Sie wußte, daß ihre Kinder nur von dem Verlangen beseelt würden, ihr zu gefallen. Eben so wohl wußten diese, daß ihre Mutter nur für sie lebe, sie mit der Einsicht der Liebe durch das Leben geleite und alle ihre Gedanken, alle ihre Zeit nur ihnen widme. Ein wundersamer Sinn, der weder Egoismus, noch Vernunft ist, vielleicht aber das Gefühl in seiner ursprünglichen Reinheit darstellt, sagt den Kindern, ob sie der Gegenstand einer ausschließlichen Sorgfalt sind oder nicht sind, und ob man sich mit Freude für sie bemüht. Liebt man sie aufrichtig, dann sind diese lieben klei-

nen Wesen, die noch eine unverdorbene Offenherzigkeit und Gerechtigkeit besitzen, außerordentlich dankbar. Sie lieben denn auch und lieben mit Leidenschaft, mit Eifersucht, entfalten das anmuthigste Zartgefühl, erfinden die zärtlichsten Worte; sie sind vertrauensvoll und glauben an Alles, glauben an uns. Daher ist es auch vielleicht nicht möglich, daß schlechte Kinder anders vorkommen als bei schlechten Müttern; denn die Gegenliebe, welche sie fühlen, steht alle Mal im Verhältniß mit der Liebe, die ihnen zu Theil wird, mit der ersten Sorgfalt, die man auf sie verwandte, mit den ersten Worten, welche sie vernahmen, mit den ersten Blicken, mit denen sie die Liebe und das Leben suchten. In den ersten Augenblicken des Lebens fühlt das Kind bereits, ob Alles um es her anreizend oder abstoßend ist. Gott hat die Kinder in den Schooß der Mutter gesetzt, um damit anzudeuten, daß sie lange auf demselben bleiben sollen. Indeß trifft man grausam verkannte Mütter, zärtliche Herzen, die erhaben sind durch ihre Liebe und dennoch stets geknickt werden; schrecklichen Undank, der es beweist, wie schwierig es ist, unbestreitbare Grundsätze hinsichtlich der Gefühle aufzustellen.

In dem Herzen dieser Mutter und in denen ihrer Kinder fehlte keins von den tausend Banden, durch welche sie an einander gefesselt werden sollten. Allein in der Welt lebten sie dasselbe Leben und begriffen sich außerordentlich gut. Wenn Frau Wilmsens eines Morgens schweigsam war, so verstummten auch Louis und Marie, indem sie selbst die Gedanken achteten, welche sie nicht theilten. Der Aeltere, dessen Ueberlegungskraft bereits gereifter war, begnügte sich nie mit den Versicherungen des Wohlbefindens, welche ihm seine Mutter

gab, sondern prüfte ihr Antlitz mit einer ängstlichen Unruhe, da er zwar die Gefahr noch nicht kannte, aber doch schon ahnete, wenn er um die eingesunkenen Augen her violette Färbungen sah, die Augäpfel tiefer eingesunken glaubte und die Röthe des Antlitzes entzündungsartiger geworden war. Voll Zartgefühl errieth er es, wenn Marie's Spiele die Mutter zu ermüden begannen und dann wußte er zu seinem Bruder zu sagen:

„Komm, Marie, wir wollen frühstücken, mich hungert!"

Wenn er aber die Thür erreichte, so wandte er sich noch einmal, um den Ausdruck auf dem Antlitze seiner Mutter zu sehen, die dann stets ein freundliches Lächeln für ihn bereit hatte; oft traten sogar Thränen in ihre Augen, wenn sie in irgend einem Worte oder einer Handlung ihres Kindes dessen seltenes Zartgefühl oder vorzeitiges Verständniß des Schmerzes entdeckte.

Die Zeit, welche zu dem ersten Frühstück der Kinder und deren Erholung bestimmt war, wurde von Frau Wilmsens zu ihrer Toilette verwandt, denn sie zeigte sich gegen ihre lieben Kleinen kokett. Sie wollte ihnen gefallen, wollte ihnen in jeder Hinsicht angenehm sein, ihren Blicken schmeicheln; kurz, sie wollte für sie anziehend sein wie ein süßer Wohlgeruch, von welchem man sich nicht zu trennen vermag.

Sie war stets zugegen, wenn die Kinder zwischen zehn und drei Uhr ihre Aufgaben wiederholten, doch wurden diese Wiederholungen zur Mittagszeit durch ein zweites Frühstück unterbrochen, welches in dem Gartenhause gemeinschaftlich eingenommen wurde. Nach diesem Mahle wurde eine Stunde den Spielen gewidmet, während die arme Frau in jenem

Gartenhäuschen auf einem langen Divan lag, von welchem aus sie das schöne Touraine erblicken konnte, dessen Ansichten endlos wechselten und durch die tausend Zufälligkeiten der Witterung, des Himmels und der Jahreszeit fortwährend verjüngt wurden. Ihre beiden Kinder liefen dann in dem Garten umher, kletterten auf die Terrassen, haschten nach den grünen Eidechsen, selbst behend und beweglich wie Eidechsen, oder bewunderten Blumen, beobachteten Insekten und alle Mal Belehrung bei ihrer Mutter, wenn ihnen irgend etwas Neues aufgefallen war. Daher sah man sie fast fortwährend nach dem Gartenhause eilen und wieder zurückkehren. Auf dem Lande bedürfen die Kinder keines Spielzeugs, Alles gewährt ihnen dort Beschäftigung.

Frau Wilmsens war bei ihrem Unterrichte zugegen, während sie an ihrem Stickrahmen arbeitete. Sie sprach dabei kein Wort, sah weder auf die Lehrer, noch auf die Kinder, sondern hörte mit Aufmerksamkeit zu, um den Sinn der Worte zu ergreifen, und sich zu überzeugen, ob Louis an Stärke des Geistes zunähme. Wenn er seinen Lehrer durch eine Frage in Verlegenheit setzte und dadurch seine Fortschritte bekundete, dann belebten sich ihre Augen, dann lächelte sie und warf einen Blick voller Hoffnung auf ihn. Von Marie verlangte sie wenig. Alle ihre Wünsche bezogen sich auf den Aeltern, gegen den sie eine Art von Ehrfurcht bezeigte, während sie ihren ganzen weiblichen und mütterlichen Takt anwandte, um seinen Geist zu kräftigen und ihm eine hohe Meinung von sich selbst beizubringen. Diesem Benehmen lag irgend ein geheimer Sinn zu Grunde, den der Knabe eines Tages begreifen mußte und auch begriff.

So oft der Unterricht vorüber war, geleitete sie die Leh-

rer bis an die erste Thür und ließ sich dort gewissenhafte Rechnung von den Fortschritten ablegen, welche Louis gemacht hatte. Sie war so wohlwollend und so einnehmend, daß die Lehrer ihr stets die Wahrheit sagten, damit sie Louis in denjenigen Gegenständen noch besonders anhalten könnte, in welchen er schwach schien.

Die Zeit des Mittagsessens erschien; dann wurde gespielt, gelustwandelt, und des Abends lernten die Kinder ihre Aufgaben.

So verfloß ihr Leben zwar einförmig, aber bei steter Beschäftigung, und der glückliche Wechsel von Arbeit und Zerstreuung ließ keine Langeweile aufkommen. Eine Entmuthigung oder gar Zwistigkeiten waren unmöglich. Die grenzenlose Liebe der Mutter erleichterte Alles. Sie wußte ihren Kindern eine männliche Kraft zu verleihen, indem sie ihnen nie etwas versagte, erweckte ihren Muth dadurch, daß sie dieselben zu rechter Zeit lobte, und pflanzte Entsagung in ihre Herzen, indem sie ihnen die Nothwendigkeit in allen Gestaltungen zeigte. Sie entwickelte und kräftigte die engelgleiche Natur der Kleinen mit der Sorgfalt einer Fee. Wenn sie ihre Söhne spielen sah und daran dachte, daß sie noch nie den mindesten Kummer durch dieselben gehabt habe, so netzten sich ihre Augen bisweilen mit einigen heißen Thränen. Ein großes und vollkommenes Glück erregt unsere Thränen nur darum, weil es ein Bild des Himmels ist, von dem wir Alle mehr oder minder deutliche Vorstellungen haben. Wonnige Stunden verlebte sie, während sie auf ihrem ländlichen Kanapee lag, nach dem heitern Himmel, der ausgedehnten Wasserfläche und der malerischen Landschaft schaute, die Stimme ihrer Kinder, ihr unschuldiges Lachen hörte, und

selbst in den kleinen Streitigkeiten derselben ihre gegenseitige Liebe erkannte, das väterliche Gefühl, welches Louis gegen Marie hegte. Beide hatten in ihrer frühesten Kindheit eine englische Gouvernante gehabt, sprachen das Französische und das Englische gleich gut, und die Mutter bediente sich bei ihren Unterhaltungen mit ihnen abwechselnd beider Sprachen. Sie lenkte die Richtung ihrer jugendlichen Seelen auf eine bewundernswürdige Weise, so daß kein falscher Begriff in ihrem Verstande, kein böser Grundsatz in ihren Herzen wurzeln konnte. Sie lenkte ihre Kinder durch die Milde, verhehlte ihnen nichts und erklärte ihnen Alles. Wenn Louis zu lesen wünschte, so gab sie ihm anziehende, aber gute Bücher, Lebensbeschreibungen berühmter Seemänner, großer Staatsmänner, ausgezeichneter Feldherren, und wußte in den geringsten Einzelnheiten, welche ihr in solchen Büchern aufstießen, tausendfache Gelegenheiten zu ergreifen, um den geliebten Sohn mit der Welt und dem Leben bekannt zu machen; sie machte ihn auf die Mittel aufmerksam, deren sich geringe, aber geistig große Männer bedient hatten, um ohne Gönner sich von den untersten Stufen der menschlichen Gesellschaft bis zu ihrem edlen Geschick und ihrer hohen Bestimmung emporzuschwingen. Dieser Unterricht, welcher nicht weniger nützlich war, als derjenige, welchen die Lehrer ertheilten, fand des Abends Statt, wenn der kleine Marie auf den Knieen der Mutter während der Stille einer schönen Nacht eingeschlummert war und die Loire den gestirnten Himmel wiederstrahlte; stets wurde aber dadurch die Schwermuth der anbetungswürdigen Frau so verdoppelt, daß sie endlich verstummte, regungslos und träumerisch wurde, auch wohl ihre Augen sich mit Thränen füllten.

„Warum weinst Du, meine Mutter? —“ fragte bei einer solchen Gelegenheit Louis an einem herrlichen Abende des Monats Juni, als eben die Halbschatten einer sternhellen Nacht einem heißen Tage folgten.

„Mein Sohn,“ antwortete sie und zog das Kind an ihre Brust, da sie lebhaft durch die Bemühungen desselben, seinen Schmerz zu verbergen, gerührt wurde, „ich weine, weil das Schicksal des armen Jameray Duval, der ohne fremde Unterstützung sich emporgeschwungen hatte, auch das Schicksal ist, welches Dein und Deines Bruders wartet. Bald, mein liebes Kind, werdet Ihr allein in der Welt stehen, ohne Unterstützung, ohne Gönner. Ich werde Euch noch jung verlassen und möchte doch wenigstens Dich kräftig und gebildet genug sehen, um Marie als Beschützer dienen zu können; es ist mir aber das versagt. Ich liebe Euch zu innig, als daß ich mich nicht in Folge solcher Gedanken recht unglücklich fühlen sollte. Liebe Kinder, möget Ihr nur mich nicht eines Tages verfluchen!“

„Und warum sollten wir Dir fluchen, meine Mutter?“

„Armer Kleiner,“ sagte sie und küßte ihn auf die Stirn, „Du wirst dereinst erfahren, daß ich Unrecht gegen Euch gehandelt habe. Ich werde Euch hier zurücklassen, ohne Vermögen, ohne —“

Sie stockte.

„Ohne einen Vater!“ fuhr sie dann fort.

Als sie dieses letzte Wort gesagt hatte, brach sie in eine Fluth von Thränen aus und schob ihren Sohn sanft von sich hinweg, der in Folge einer innern Wahrnehmung errieth, daß seine Mutter allein sein wollte und den halb eingeschlafenen Marie mit sich fortführte. Als eine Stunde später

sein Bruder eingeschlafen war, kehrte Louis mit leisen Schritten nach dem Gartenhause zurück, in welchem seine Mutter noch weilte. Da hörte er, wie sie mit einer für sein Herz köstlichen Stimme sagte:

„Komm, Louis!"

Der Knabe warf sich in die Arme seiner Mutter und Beide umschlangen einander fast krampfhaft mit ihren Armen.

„Meine Geliebte," sagte er endlich, denn er gab ihr oft diesen Namen, da er selbst die Worte der Liebe noch zu schwach fand, um seine Gefühle ausdrücken zu können. „Meine Geliebte, warum befürchtest Du den Tod?"

„Ich bin krank, armer geliebter Engel. Mit jedem Tage schwinden meine Kräfte mehr, und es giebt kein Mittel gegen meine Leiden, ich weiß das."

„An was für einer Krankheit leidest Du?"

„Das muß ich vergessen, und auch Du darfst es nie erfahren."

Das Kind schwieg einen Augenblick, während es verstohlene Blicke auf seine Mutter warf, die ihre Augen gen Himmel richtete und den Zug der Wolken zu betrachten schien. Das war ein Augenblick süßer Schwermuth! Louis glaubte nicht an den nahen Tod seiner Mutter, allein er fühlte ihren Kummer mit, ohne ihn zu errathen; er achtete ihre lange Träumerei. Wäre er nicht zu jung gewesen, so hätte er auf ihrem erhabenen Antlitz einige Gedanken der Reue gelesen, mit glücklichen Erinnerungen untermischt; ein ganzes weibliches Leben! erst eine sorglose Kindheit, dann eine kalte Ehe, darauf eine furchtbare Leidenschaft, Blüthen, die sich während eines Gewitters erschlossen, vom Blitze

vernichtet und in einen Abgrund geschleudert wurden, aus dem sie durch keine menschliche Macht wieder hervorgeholt werden konnten.

„Meine geliebte Mutter," sagte Louis endlich, „warum birgst Du mir Deine Leiden?"

„Mein Sohn," antwortete sie, „wir müssen den Augen Anderer unsere Leiden entziehen, ihnen ein heiteres Antlitz zeigen, gegen sie nie von uns sprechen, nur mit ihnen uns beschäftigen: werden diese Grundsätze im Familienleben ausgeübt, so wird dadurch unser Glück begründet. Auch Du wirst dereinst Leiden zu dulden haben! Dann erinnere Dich daran, daß Deine arme Mutter vor Deinen Augen starb, während sie Dir stets zulächelte, Dir ihre Schmerzen barg, und Du wirst dann ebenfalls Muth finden, um die Leiden des Lebens zu ertragen."

Sie unterdrückte jetzt ihre Thränen und suchte ihren Sohn mit den Quellen ihres Lebens, mit dem Werth und Bestand ihres Vermögens, mit ihren Beziehungen zu der Welt bekannt zu machen, so wie mit den ehrenvollen Mitteln, um das für die Bedürfnisse des Lebens nöthige Geld zu erlangen. Besonders aber zeigte sie ihm, wie nothwendig es sei, recht viel zu lernen. Dann eröffnete sie ihm eine der Ursachen ihrer gewöhnlichen Trauer und ihrer Thränen, indem sie ihm sagte, daß er und Marie sich nach ihrem Tode in einer großen Entblößung befinden würden, da sie ihnen nur eine geringe Summe hinterlassen könnte, und keinen andern Beschützer als Gott.

„So ist es also nöthig, daß ich mich bemühe, recht schnell zu lernen!" rief der Knabe aus und richtete einen klagenden und vielsagenden Blick auf seine Mutter.

„Ach! wie glücklich bin ich!“ sagte sie und bedeckte ihren Sohn mit Küssen, aber auch mit Thränen; „er versteht mich!“

„Louis,“ fuhr sie dann fort, „Du wirst der Vormund Deines Bruders sein, nicht wahr, Du versprichst mir das? Du bist kein Kind mehr!“

„Ja,“ antwortete er, „aber Du wirst doch jetzt noch nicht sterben, sag?“

„Arme Kinder,“ antwortete sie, „meine Liebe zu Euch erhält mich! Und dann ist ja auch diese Gegend so schön, die Luft hier so gesund! vielleicht —“

„O! ich liebe nun die Touraine noch mehr,“ sagte der Knabe gerührt.

Frau Wilmsens, welche ihren nahen Tod voraussah, sprach von diesem Tage an mit ihrem ältern Sohne öfters über sein zukünftiges Loos. Louis hatte sein vierzehntes Jahr zurückgelegt, war jetzt weniger zerstreut, fleißiger, und zeigte seltner Lust zum Spielen als früher. Vielleicht wußte er auch Marie zu überreden, daß es besser sei, Bücher zu lesen, als sich geräuschvollen Zerstreuungen zu überlassen, denn beide Kinder machten jetzt weniger Lärm in den ausgehöhlten Wegen, in den Gärten und auf den Terrassen der Grenadière. Sie brachten ihr Leben mit dem schwärmerischen Brüten ihrer Mutter in Einklang, deren Antlitz von Tage zu Tage mehr erbleichte und gelbe Färbungen annahm, deren Stirn an den Schläfen immer tiefer einsank und deren Runzeln nach jeder Nacht gewachsen waren.

Es war im Monat August, fünf Monate nach der Ankunft der kleinen Familie in der Grenadière, als sich Alles in derselben verändert hatte. Die alte Haushälterin beob=

achtete die Symptome der fortschreitenden Abnahme der Kräfte bei ihrer Herrin, welche nur noch durch ihr liebevolles Herz und durch ihre überschwänkliche Mutterliebe aufrecht gehalten wurde; die alte Frau schien das Geheimniß dieses vorzeitigen Todes zu kennen und war traurig und schwermüthig geworden. Wenn die Mutter, die noch immer schön war und gefallsüchtiger als je in frühern Jahern, ihren verwelkenden Körper schmückte und Roth auflegte, auf der obersten Terrasse mit ihren beiden Kindern lustwandelte, dann schob die alte Annette ihren Kopf zwischen den beiden an dem Brunnen stehenden Sadebäumen hindurch, vergaß ihre begonnene Arbeit, hielt nur mit Mühe ihre Thränen zurück und blickte nach Frau Wilmsens, die kaum noch dem reizenden Weibe ähnlich war, das sie ehedem gekannt hatte.

Dieses hübsche Haus, so heiter und so belebt früher, schien jetzt öde und ausgestorben. Es war still und schweigsam, die Bewohner desselben ließen sich selten sehen; Frau Wilmsens konnte nicht ohne große Anstrengung bis zu der Brücke von Tours gehen. Louis, dessen Verstand sich plötzlich entwickelt hatte, der seine Mutter gewissermaßen begriff, ihre Schwäche und ihre Schmerzen unter dem aufgelegten Roth errieth, erfand stets neue Vorwände, um seine Mutter nicht zu weit gehen zu lassen. Nun sahen die heitern Paare, welche nach Saint-Cyr, dem kleinen Courtille von Tours, lustwandelten, nur noch jenseits des Dammes an schönen Abenden die bleiche und hagere Frau, die ganz in Trauer gekleidet, schon halb erloschen war, aber stets noch strahlte und einem Gespenste gleich auf den Terrassen dahinschwebte. Ein großer Schmerz läßt sich leicht errathen, und auch in

dem Hause des Weinberg-Wärters war daher jetzt eine tiefe Stille eingetreten. Bisweilen saß der Bauer mit seiner Frau und seinen beiden Kindern vor der Thür seiner Hütte, während Annette am Brunnen wusch, und die kranke Frau mit ihren Söhnen in dem Gartenhause weilte; allein nicht das geringste Geräusch vernahm man in diesem einst so heitern Garten, und ohne daß es Frau Wilmsens bemerkte, richteten sich Aller Augen mit dem Ausdrucke der Rührung auf sie. Sie war so gut und so gefällig gegen Alle, die sich ihr nahten!

Seit dem Beginn des Herbstes, der in Touraine so schön und so heiter ist und dessen wohlthuender Einfluß, dessen Trauben und köstliches Obst das Leben der Mutter verlängern zu müssen schien, sah dieselbe Niemand mehr als ihre Kinder; mit diesen war sie auch fortwährend zusammen, denn es schien ihr, als wäre jede Stunde für sie die letzte. Vom Monat Juni bis zu Ende des September hatte Louis, ohne daß es seine Mutter wußte, alle Nächte gearbeitet und ungemeine Fortschritte gemacht; in der Algebra war er bis zu den Gleichungen des zweiten Grades gekommen, auch mit der Planimetrie war er zu Ende, so wie er wunderschön zeichnete; kurz, er vermochte sich der Prüfung zu unterwerfen, welche die jungen Leute bestehen müssen, welche in die polytechnische Schule aufgenommen werden wollen. Bisweilen ging er des Abends auf die Brücke von Tours, wo er einen auf halben Sold gesetzten Schiffslieutenant kennen gelernt hatte. Die männlichen Züge, die Orden und der Gang dieses Seemannes aus der Kaiserzeit hatten seine Einbildungskraft aufgeregt. Der alte Seemann hatte seinerseits eine Freundschaft gegen den Jüngling gefaßt, dessen Augen von

Muth strahlten. Louis, der gern Erzählungen von Kriegsthaten hörte und nach Belehrung heißhungrig war, legte oft bei dem Seemann an Bord, um mit ihm zu plaudern. Der Lieutenant hatte einen Freund und Gefährten, welcher Obrist der Infanterie gewesen, aber wie er aus dem activen Dienste entfernt war, und der junge Gaston konnte nun abwechselnd das Leben im Felde und das Leben zur See schildern hören. Er bestürmte die beiden Krieger mit Fragen. Nachdem er sich mit den Leiden und dem entsagensvollen Dasein des Kriegsmannes bekannt gemacht hatte, bat er seine Mutter um Erlaubniß, eine kleine Zerstreuungsreise zu machen. Da die erstaunten Lehrer überdieß der Frau Wilmsens sagten, daß ihr Sohn zu viel arbeite, so bewilligte mit großer Freude seine Mutter die Bitte. Er wollte sich abhärten und auf Anstrengungen vorbereiten, deswegen erstieg er mit unglaublicher Gewandtheit die höchsten Bäume, lernte schwimmen und durchwachte manche Nacht. Er war nicht mehr das Kind von früher, sondern ein junger Mann, auf dessen sonnengebräuntem Antlitz der Ausdruck eines ernsten Nachdenkens zu lesen war.

Der Monat Oktober erschien. Frau Wilmsens vermochte sich erst um die Mittagszeit von ihrem Lager zu erheben, wenn die von dem Wasserspiegel der Loire zurückgeworfenen und zwischen den Terrassen verdichteten Sonnenstrahlen in der Grenadière jene hohe Wärme hervorbrachten, wie man sie an heißen Tagen in der Bucht von Neapel findet. Sie setzte sich dann unter einen der grünen Bäume, und ihre Kinder trennten sich nun nicht mehr von ihr. Der Unterricht hatte aufgehört, die Lehrer waren verabschiedet. Mutter und Kinder wollten Herz an Herz, ohne Sorgen und

ohne Zerstreuung mit einander leben. Man sah keine Thränen mehr bei ihnen, aber auch kein Zeichen der Heiterkeit. Der Aeltere saß im Grase neben seiner Mutter, verwandte keinen Blick von ihr und küßte ihre Füße. Marie eilte in ängstlicher Besorgniß hinweg, pflückte Blumen, brachte sie der Mutter mit trauriger Miene und erhob sich dann auf die Zehen seiner Füße, um einen jungfräulichen Kuß von ihren Lippen zu empfangen. Wenn dann die bleiche Frau mit den großen schwarzen Augen, die sich nie beklagte, den lebensfrischen und gesunden Kindern zulächelte, so wurde dadurch ein erhabenes Gemälde gebildet, denn weder die schwermüthige Pracht des Herbstes mit ihren vergelbenden Blättern und halb entlaubten Bäumen fehlte, noch der milde Schein der Sonne und die weißen Wolken des Himmels von Touraine.

Endlich wurde Frau Wilmsens durch den Arzt veranlaßt, ihr Zimmer nicht mehr zu verlassen. Dieses wurde nun täglich mit den Blumen ausgeschmückt, die ihr lieb waren, und ihre Kinder blieben stets bei ihr.

In den ersten Tagen des Novembers spielte sie zum letzten Male auf dem Piano.

Ueber dem Piano hing eine Landschaft aus der Schweiz. Neben demselben, nach dem Fenster hin, standen ihre beiden Kinder, schmiegten sich an einander und umschlangen sich mit ihren Armen. Nun schweiften ihre Blicke fortwährend von ihren Kindern nach dem Landschaftsgemälde und von dem Landschaftsgemälde nach ihren Kindern. Ihr Antlitz färbte sich; ihre Finger eilten in leidenschaftlicher Aufregung über die elfenbeinenen Tasten. Das war ihre letzte festliche Feier, eine unbekannte Feier, ein Fest, das sie in der verschlossenen

Tiefe ihres Herzens dem Genius der Erinnerung feierte. Der Arzt erschien und befahl ihr, das Bett nicht mehr zu verlassen. Die Mutter und die Kinder hörten mit einem fast stumpfsinnigen Schweigen diesen schrecklichen Ausspruch an.

Als der Arzt gegangen war, sagte sie:

„Louis, führe mich auf die Terrasse, damit ich noch einmal nach meinem Vaterlande hinüberblicke."

Sie sprach diese Worte ohne einen auffallenden Ausdruck aus, und der Sohn reichte der Mutter seinen Arm, um sie auf die Mitte der Terrasse zu führen. Als sie dort angelangt war, richteten sich ihre Augen vielleicht unwillkürlich mehr nach dem Himmel als nach der Erde; allein es wäre auch schwierig gewesen, zu entscheiden, ob der Himmel oder die Erde in jenem Augenblicke eine schönere Aussicht darbot, denn die Wolken gewährten zufällig ein Bild der großartigsten Gletscher der Alpen. Da deckte sich ihre Stirn mit Runzeln, da gewannen ihre Augen einen Ausdruck des Schmerzes und der Reue, und sie ergriff die beiden Hände ihrer Kinder und drückte dieselben an ihr stürmisch aufgeregtes Herz.

„Vater und Mutter sind Euch unbekannt!" rief sie mit einem schmerzhaften Blicke aus. „Arme Engel! Was soll aus Euch werden? und wie werdet Ihr in zwanzig Jahren mich anklagen und Rechenschaft von mir verlangen wegen meines Lebens und wegen des Eurigen!"

Dann stieß sie beide Kinder zurück, stützte ihre Ellbogen auf die Brustwehre und verbarg ihr Antlitz in den Händen, als schäme sie sich, dasselbe sehen zu lassen. So blieb sie einige Augenblicke stehen.

Als sie aus ihrem schmerzhaften Nachdenken wieder erwachte, fand sie ihre Kinder an ihrer Seite knieend, gleich zwei betenden Engeln; sie lasen forschend in den Augen der Mutter und lächelten ihr sanft entgegen.

„Warum kann ich dieses Lächeln nicht mit mir nehmen!“ sagte sie und trocknete ihre Thränen.

Dann kehrte sie in das Haus zurück und legte sich auf ihr Bett, von dem sie nicht wieder erstand.

Acht Tage vergingen, acht Tage, von denen der eine dem andern glich. Die alte Annette und Louis wachten abwechselnd bei Frau Wilmsens, während sie keinen Blick von der Kranken verwandten. Man erblickte dort in jeder Stunde des Tages jenes hochtragische Drama, welches in allen Familien stattfindet, sobald man bei jedem etwas lautern Athemzuge einer angebeteten Kranken befürchtet, daß es der letzte sein möge.

Am fünften Tage dieser unglücklichen Woche verbannte der Arzt die Blumen aus dem Zimmer. So verschwand von den Täuschungen des Lebens die eine nach der andern.

Wenn Marie und sein Bruder die Stirn der Mutter küßten, so glaubten sie glühende Kohlen mit ihren Lippen zu berühren.

Am Sonnabend Abend war Frau Wilmsens so empfänglich gegen jedes Geräusch, daß die Aufräumung des Zimmers unterbleiben mußte. Der Umstand, daß diese elegante und die Schönheit liebende Frau alles Aeußere zu vernachlässigen begann, deutete auf die nahe Auflösung. Louis wollte nun seine Mutter nicht mehr verlassen.

Es war in der Nacht, die auf den Sonntag folgte, als Louis beim Scheine einer Lampe saß, die größte Stille um

ihn herrschte und er die Mutter eingeschlummert wähnte. Da sah er, wie eine bleiche und vom Todesschweiß feuchte Hand die Vorhänge des Bettes zurückschob.

„Mein Sohn,“ sagte seine Mutter zu ihm.

Der Ton, welchen die Stimme der Sterbenden hatte, besaß etwas so Feierliches, daß er den größten Eindruck auf den Sohn ausübte und dieser das Mark seiner Gebeine von einer glühenden Hitze durchströmt fühlte.

„Was willst Du, meine Mutter?“

„Höre mich an. Morgen wird Alles mit mir vorüber sein. Wir werden uns dann nicht mehr sehen. Morgen wirst Du ein Mann sein, mein Kind. Ich bin daher verpflichtet, einige Verfügungen zu treffen, welche ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben müssen. Nimm den Schlüssel zu meinem kleinen Tische. Gut! nun öffne das Schubfach. Zur Linken wirst Du zwei versiegelte Papiere finden. Auf dem einen steht: Louis; auf dem andern: Marie.“

„Hier sind sie, meine Mutter.“

„Mein geliebter Sohn, dieses sind Eure Geburtsscheine, welche Euch nothwendig sein werden. Du kannst sie der armen alten Annette zur Aufbewahrung übergeben, die sie Euch zurückstellen wird, sobald Ihr derselben bedürft.“

„Liegt nicht an derselben Stelle noch ein anderes Papier, auf welches ich einige Zeilen geschrieben habe?“

„Ja, meine Mutter.“

Louis begann zu lesen: „Marie Wilmsens, geboren in —“

„Genug,“ rief sie lebhaft aus. „Fahre nicht fort. Wenn ich todt bin, mein Sohn, so kannst Du auch dieses Papier Annetten übergeben und ihr sagen, daß sie es in der Mairie von Saint-Cyr abgeben möge, damit auf Grund desselben

mein Todtenschein ausgefertigt werde. Nun hole Alles herbei, was zum Schreiben eines Briefes nöthig ist und schreib das nieder, was ich Dir dictiren werde.“

Als sie ihren Sohn bereit sah, und dieser sich nach ihr wandte, um auf ihre Worte zu hören, da sagte sie ihm mit ruhiger Stimme Folgendes vor:

„Herr Graf!

Ihre Gattin, Lady Brandon, ist in Saint-Cyr bei Tours, Departement des Indre und Loire, gestorben. Sie hat Ihnen verziehen!“

„Wie soll ich unterzeichnen? —“

Sie stockte, schien unentschlossen und aufgeregt.

„Haben sich Deine Schmerzen vermehrt?“ fragte Louis.

„Unterzeichne: Louis Gaston.“

Sie seufzte und fuhr dann fort: „Siegle den Brief zu und setze folgende Aufschrift darauf: An Lord Brandon. Brandon-Square. Hyde-Park, in London.“

„Gut,“ fuhr sie dann fort. „An dem Tage meines Todes kannst Du den Brief in Tours auf die Post geben.“

„Nun nimm die kleine Brieftasche,“ fuhr sie dann fort, „welche Du kennst, und komm hierher zu mir, mein liebes Kind.“

„Hierin sind zwölftausend Franken,“ sagte sie, als Louis sich wieder neben sie gesetzt hatte. „Sie sind Euer rechtmäßiges Eigenthum! Ihr wäret reicher gewesen, wenn Euer Vater —“

„Mein Vater,“ rief der Knabe aus, „wo ist er?“

„Todt,“ sagte sie und legte einen Finger auf ihre Lippen. „Gestorben, um mir die Ehre und das Leben zu retten!“

Sie richtete ihre Augen gen Himmel und würde geweint haben, wenn der Schmerz noch fähig gewesen wäre, ihr Thränen abzulocken.

„Louis,“ fuhr sie fort, „schwöre mir zu, daß Du vergessen willst, was Du geschrieben hast und was ich Dir sagte.“

„Ja, meine Mutter.“

„Nun küsse mich, theurer Engel.“

Es entstand jetzt eine lange Pause, während welcher sie Kraft von Gott zu erflehen schien, um die Worte auszusprechen, welche sie noch zu sagen hatte.

„Höre. Diese zwölftausend Franken sind Euer ganzes Vermögen. Du mußt dieselben zu Dir nehmen, weil nach meinem Tode Leute hierher kommen werden, die Alles versiegeln. Nichts, was dann noch hier ist, wird Euch gehören, nicht einmal Eure Mutter! Ihr armen Waisen habt dann weiter nichts zu thun, als daß Ihr Euch entfernt. Wohin? das weiß Gott. Annettens Loos habe ich sicher gestellt. Sie wird jährlich hundert Thaler haben und ohne Zweifel in Tours bleiben. Was wirst Du aber mit Deinem Bruder beginnen?“

Sie richtete sich auf ihrem Lager empor und blickte den unerschrockenen Knaben an, der mit Schweißperlen vor der Stirn, bleich vor Schmerzen und mit Thränen in den Augen vor ihrem Bette stand.

„Mutter,“ antwortete er mit ernster Stimme, „ich habe schon darüber nachgedacht! Ich werde Marie auf das Collegium von Tours bringen. Zehntausend Franken übergebe ich der alten Annette, damit sie dieselben in Sicherheit bringe und für meinen Bruder sorge. Mit den hundert Louis, welche mir dann noch bleiben, gehe ich nach Brest und schiffe mich als

Schiffscadet ein. Während Marie studirt, werde ich Schiffslieutenant. Stirb also in Ruhe, meine Mutter, ich werde reich zurückkehren und unsern Kleinen auf die polytechnische Schule bringen oder ihn sonst seinem Geschmack folgen lassen."

Ein Blitz der Freude leuchtete aus den halb erloschenen Augen der Mutter. Zwei Thränen traten in dieselben und rollten über ihre entzündeten Wangen; dann entschlüpfte ein lauter Seufzer ihren Lippen und sie wäre fast als Opfer ihrer freudigen Aufregung gestorben, da sie das Herz des Vaters bei dem plötzlich Mann gewordenen Sohne wiederfand.

„Engel des Himmels," sagte sie weinend, „Du hast alle meine Schmerzen gelindert. Ha! nun sterbe ich glücklich!"

„Du bist mein Sohn," fuhr sie dann fort, „ich habe diesen Mann geboren und ihn zum Manne erzogen!"

Dann erhob sie ihre Hände nach oben und faltete dieselben, weil ihr kein anderer Ausdruck für ihre große Freude übrig blieb. Endlich sank sie wieder auf ihr Lager zurück.

„Meine Mutter, Du wirst so bleich!" rief das Kind aus.

„Laß einen Priester holen," antwortete sie mit ersterbender Stimme.

Louis erweckte die alte Annette, welche erschrocken zu dem Pfarrer von Saint-Cyr eilte.

Bei dem ersten Dämmerlichte des anbrechenden Morgens erhielt Frau Wilmsens das letzte Sakrament. Es war eine rührende Scene. Ihre Kinder, Annette und die Familie des Weinberg-Wärters, einfache Leute, die sich aber als die Angehörigen der Fremdlinge betrachteten, knieeten in einem Kreise um ihr Sterbelager. Die silberhellen Stimmen der Chorknaben erklangen in dem Zimmer und ein alter Priester reichte der sterbenden Mutter die letzte Zehrung. Die letzte Zehrung!

Erhabenes Wort, das einen noch weit erhabenern Sinn in sich schließt, den aber nur die apostolische Religion der römischen Kirche kennt.

„Diese Frau hat viel geduldet!“ sagte der Pfarrer in seinem ländlichen Tone und seiner einfachen Redeweise.

Marie Wilmsens hörte nichts mehr; ihre Augen hafteten auf den beiden Kindern. Von Schrecken ergriffen, lauschte Jeder während des tiefen Schweigens nur auf die Athemzüge der Sterbenden, die bereits mit jedem Augenblicke langsamer wurden. In Zwischenräumen deutete ein Seufzer darauf, daß noch Leben in dem Körper sei, aber mit dem Tode ringe. Endlich athmete die Mutter nicht mehr. Jeder der Anwesenden brach in Thränen aus, Marie ausgenommen. Das arme Kind war noch zu jung, um den Tod zu begreifen.

Annette und die Frau des Weinberg-Wärters drückten dem anbetungswürdigen Weibe, dessen Schönheit nun in ihrem ganzen Glanze wieder erschien, die Augen zu. Sie schickten alle Anwesenden hinweg, trugen die Tische und Stühle aus dem Zimmer, hüllten die Gestorbene in ihr Leichentuch, legten sie dann wieder auf das Lager und stellten angezündete Kerzen rund um dasselbe auf. Dann setzten sie auch nach dem Gebrauche des Landes den Weihkessel hin, tauchten den Buchsbaumzweig hinein und stellten das Crucifix daneben, worauf sie die Laden öffneten und die Vorhänge zurückschlugen. Später erschienen der Vicar, um die Nacht im Gebete mit Louis hinzubringen, welcher seine Mutter nicht verlassen wollte.

Am Dienstag Morgen fand die Beerdigung Statt. Die alte Haushälterin und die Frau des Weinberg-Wärters folgten allein dem Leichnam der Frau, deren Geist, Schönheit und Anmuth einen europäischen Ruf hatten und deren Leichenbe-

gängniß in London ein Ereigniß gewesen wäre, welches die Zeitungen mit pomphaften Worten verkündet hätten, eine Art von aristokratischer Feierlichkeit, wenn sie nicht das süßeste aller Verbrechen begangen hätte, ein Verbrechen, welches sich stets schon auf dieser Welt straft, damit die Engel, die es begingen, begnadigt und gereinigt in den Himmel zurückkehren können.

Als die Erde dumpf auf den Sarg hinabrollte, da weinte auch Marie, denn nun begriff er, daß er nimmer seine Mutter wiedersehen würde.

Auf dem Grabe erhebt sich ein einfaches hölzernes Kreuz, auf welches der Pfarrer von Saint-Cyr folgende Inschrift setzen ließ:

Hier liegt
Eine unglückliche Frau,
gestorben im 36. Jahre.
Marie ist ihr Name vor Gott.
Betet für sie!

Als Alles beendigt war, kehrten die beiden Kinder nach der Grenadière zurück und warfen einen letzten Blick auf ihre bisherige Wohnung; dann nahmen sie einander bei der Hand und schickten sich an, dieselbe mit Annetten zu verlassen, indem sie alles Uebrige der Besorgung des Weinberg-Wärters übergaben.

In diesem Augenblicke rief die alte Frau Louis bei Seite, führte ihn auf die Stufen des Brunnens und sagte zu ihm:

„Herr Louis, hier ist der Ring der gnädigen Frau!“

Der Knabe weinte, weil es ihn rührte, ein lebendiges Andenken an seine gestorbene Mutter gefunden zu haben.

In der Kraft seines Geistes hatte er an diese letzte Sorge nicht gedacht. Er küßte die alte Frau.

Dann entfernten sich alle Drei, gingen durch die ausgehöhlten Wege, die Steige hinab und begaben sich nach Tours, ohne noch einmal den Blick zurückzuwenden.

„Ueber diese Brücke ist Mama gekommen,“ sagte Marie, als sie die Brücke erreichten.

Annette hatte eine alte Base, die ehemals Näherin gewesen war und jetzt in Zurückgezogenheit in der Rue de la Guierche in Tours lebte. Sie führte die beiden Kinder in das Haus ihrer Verwandten, mit der sie gemeinsame Wirthschaft zu führen gedachte. Louis erklärte ihr seine Pläne, übergab ihr Marie's Taufschein nebst den zehntausend Franken und führte dann am folgenden Tage, begleitet von der alten Haushälterin, seinen Bruder auf das Collegium. Er machte den Vorsteher desselben mit seiner Lage bekannt, obschon in sehr kurzen Worten, und ging dann, nachdem ihn sein Bruder bis an das Thor begleitet hatte. Dort ermahnte er ihn feierlich und zärtlich, sagte ihm, daß er nun allein in der Welt stehe, betrachtete ihn einen Augenblick, umarmte ihn, betrachtete ihn nochmals, trocknete eine Thräne ab und entfernte sich dann, während er zu wiederholten Malen zurückschaute, um seinen Bruder bis auf den letzten Augenblick zu sehen, der ebenfalls stehen blieb, um dem Scheidenden so lange wie möglich nachzusehen.

Einen Monat später war Louis Gaston Cadet am Bord eines französischen Kriegsschiffes und fuhr von der Rhede von Rochefort ab. An den Mast der Corvette Iris gestützt, schaute er nach den Küsten von Frankreich hinüber, die schnell seinen Blicken entflogen und endlich als eine bläuliche Linie mit dem

Horizont verschwammen. Bald fand er sich einsam inmitten des unermeßlichen Oceans, wie er ja überhaupt einsam in der Welt und im Leben stand.

„Man muß nicht weinen, junger Mann! Es giebt einen Gott, der für die ganze Welt sorgt!“ sagte ein alter Matrose mit seiner zugleich rauhen und auch gutmüthigen Stimme zu ihm.

Der Knabe dankte dem Manne mit einem Blick des Selbstbewußtseins. Dann senkte er das Haupt und fügte sich in das Leben der Seeleute. Er war Vater geworden.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der berühmte Gaudissart.

Der Reisediener, eine Person, welche dem Alterthum unbekannt war, bietet uns eine der merkwürdigsten Gestalten von allen denen, welche die Gegenwart geschaffen hat. Er ist gewissermaßen bestimmt, den großen Uebergang zu bezeichnen, welcher unsere heutige materielle Zeit mit der vergangenen Zeit der geistigen Forschungen verbindet; er knüpft das Reich der isolirten Kraft, das so reich war an originellen Schöpfungen, an das Reich der eingestaltigen Kraft, welche Alles nivellirt hat, die Produkte ausgleicht, in Massen umherwirft und einem Gedanken der Einheit gehorcht, diesen letzten Ausdruck der geselligen Verbindung. Nach den Saturnalien des verallgemeinten Geistes, nach den letzten Kraftaufwendungen der Civilisationen, welche alle Schätze der Welt auf einen Punkt zusammenhäufen, folgen dann stets die Finsternisse der Barbarei.

Der Reisediener ist für die Ideen das, was unsere Postwagen für die Dinge und Menschen sind; er bringt sie weiter, setzt sie in Bewegung und läßt sie sich an einander reiben; er übernimmt in dem lichtvollen Mittelpunkte eine Ladung Strahlen und streut sie über die eingeschlummerten

Völkerschaften aus. Dieses menschliche Feuerzeug ist ein weiser Dummkopf, der selbst zum Narren gehalten ist und wieder Andere zum Narren hält, ein ungläubiger Priester, der nur das Beste von den Geheimnissen und Glaubenssätzen seiner Religion aussagt. Eine wunderliche Gestalt das! Der Mann hat Alles gesehen, er weiß Alles, er kennt die ganze Welt, hat die Laster der Hauptstadt und kann sich doch auch das Ansehen geben, als wäre er das unschuldigste Kind aus dem unschuldigsten Flecken; er ist die Kette, welche die Hauptstadt mit der Provinz verbindet, aber eigentlich gehört er weder der Hauptstadt, noch der Provinz an, er ist ein Reisender. Nichts sieht er gründlich; er lernt von den Menschen und von den Orten nur die Namen kennen und würdigt von den Dingen bloß die Oberfläche; er besitzt ein eigenthümliches Maß, nach dem er Alles mißt; kurz, sein Blick gleitet über die Gegenstände hin, aber durchdringt sie nicht; er nimmt an Allem Theil, und doch erregt auch wieder nichts seine Theilnahme. Er macht Witze, singt oder pfeift sich ein Stückchen, ist dem Anscheine nach in alle Mädchen verliebt, aber im Herzen im Allgemeinen ein treuer Freund des Vaterlands.

Als ausgezeichneter Mimiker nimmt er bald das Lächeln der Gönnerschaft an, bald das der Zufriedenheit oder Dankbarkeit, und legt es dann wieder ab, um zu seinem wahren Charakter zurückzukehren, zu jenem normalen Zustande, den er in der Ruhe behauptet. Er ist gehalten, Beobachter zu sein, oder auf sein Handwerk zu verzichten. Stets ist er ja gezwungen, die Menschen mit einem einzigen Blicke zu prüfen, ihre Handlungen und Sitten, besonders aber ihre Zahlungsfähigkeit zu errathen und, um seine Zeit nicht zu ver-

lieren, schnell zu überschauen, ob er Aussicht auf Erfolg hat. Die Gewohnheit, sich schnell in jeder Angelegenheit zu entscheiden, schärft sein Urtheil auf eine wesentliche Weise; daher kann er auch als Kenner über die Theater in Paris, über ihre Schauspieler und über die der Provinz urtheilen. Dann kennt er alle guten und alle schlechten Orte seines Vaterlandes de actu et visu. Er würde nöthigenfalls mit derselben Sicherheit dem Laster wie der Tugend entgegen segeln. Seine Beredtsamkeit können wir nach Belieben spielen lassen, und sie geht dann in einem Zuge fort, wie das Wasser eines Brunnens, dessen Hahn aufgedreht ist. Er vermag, ohne sich einmal zu irren, die Sammlung seiner zum voraus überdachten Redensarten zu unterbrechen und wieder aufzunehmen, vermag mit ihnen den Gegenmann oder sein Opfer zu überschütten und die Wirkung einer moralischen Douche hervorzubringen. Er ist ein erzählendes Genie, und auch wieder Grillenfänger; er raucht und trinkt. In der Tasche trägt er eine goldene Cylinderuhr und setzt einfache Leute in Staunen, gilt in den Dörfern für einen Mylord, läßt sich niemals einschüchtern, weiß zu rechter Zeit an seine Tasche zu schlagen, um sein Geld klingeln zu lassen und von den argwöhnischen Mägden der bürgerlichen Häuser, in welche er keck eindringt, nicht für einen Dieb gehalten zu werden.

Seine Thätigkeit anbetreffend, so ist diese nicht die geringste Eigenschaft der menschlichen Maschine, welche man Reisediener nennt. Nicht die Weihe, welche auf ihre Beute hinabschießt, nicht der Hirsch, wenn er neue Widersprünge erfindet, um den Hunden unter den Wind zu kommen und die Jäger auf falsche Fährte zu leiten, nicht die Hunde, die

dem Schweiß des Wildes nachspüren, vermögen eine Vergleichung mit der Schnelligkeit seines Fluges auszuhalten, wenn er einen Auftrag wittert, noch mit der Gewandtheit, mit der er seinen Concurrenten ein Bein stellt, noch auch mit der Kunst, mit welcher er fühlt, riecht und sieht, wo eine Aussicht auf Unterbringung der Waaren vorhanden ist.

Wie viele außerordentliche Eigenschaften hat nicht ein solcher Mann nöthig? Findet man wohl in einer Gegend viele von diesen Diplomaten im Kleinen, von diesen geistreichen Kauf- und Handelsleuten, die im Namen ihrer Kattune, ihrer Tuche, ihrer Weine und Cigarren sprechen und sich dabei selbst Gesandten und vergoldeten Schafsköpfen gegenüber, welche im Namen eines Volks oder eines Fürsten zu sprechen haben, geistig überlegen zeigen?

Niemand in ganz Frankreich ahnet die unglaubliche Macht, welche diese furchtlosen Vertreter des Handels fortwährend ausüben; nein, Niemand denkt an diese bewundernswürdigen Verbreiter der Künste und Erfindungen. Sie gleichen jenen unermüdlichen Steinhauern, deren Feile den härtesten Porphyr glättet, wenn sie die ungebildetsten Bewohner der entlegenen Theile der Monarchie zwingen, die Verfeinerungen aufzunehmen, welche der Luxus der Hauptstadt erfand.

Wollt Ihr die Gewalt der Rede und den Hochdruck kennen lernen, welchen ein solcher Mann auf die widerspenstigsten Thaler ausübt, auf die nämlich des Grundbesitzers, der in seinem ländlichen Hause wohnt; so hört, wie sich einer der großen Würdenträger der Industrie ausdrückt, zu dessen Nutzen jene verständigen Hebel der Maschine, welche man Spekulation nennt, auf allen Wegen dahin fahren, an alle Thüren pochen und in alle Familien eindringen.

„Mein Herr," sagte zu einem klugen Staatsmanne der Generaldirektor einer der berühmtesten Brandschäden-Versicherungs-Anstalten, „mein Herr, in der Provinz werden von fünfhunderttausend Franken Prämien, welche zu erneuern wären, kaum mit vieler Mühe und proprio motu mehr als funfzigtausend wirklich erneuert, während die andern vierhundertfunfzigtausend nur durch die Bitten unserer Agenten erhalten werden, die selbst zu dem zögernden Versicherten gehen und ihm zusetzen, bis er auf das Neue versichert hat, indem sie ihn durch grausige Erzählungen von Feuersbrünsten rc. in Schrecken setzen." So ist die Beredtsamkeit und der Wortfluß von neun Zehntheilen aller Geschäfte, welche gemacht werden, die Ursache.

Wer da redet, der macht, daß auf ihn gehört werde, was schon mit Ueberreden ziemlich gleichbedeutend ist. Eine Nation, welche zwei Kammern hat, und ein Mädchen, welches seine beiden Ohren leiht, sind gleicher Weise verloren. Eva und ihre Schlange bilden den ewigen Mythus einer fortwährenden Thatsache, welche mit der Welt begonnen hat und vielleicht auch mit der Welt erst enden wird.

„Wenn Sie zwei Stunden mit einem Manne gesprochen haben, so muß er sich in Ihren Willen schicken!" sagte ein Anwalt, der sich von seinen Geschäften zurückgezogen hatte.

Geht um den Reisediener herum! Prüft sein Angesicht! Vergeßt weder den olivenfarbenen Ueberrock, noch den Mantel, noch die Halsbinde, noch die Pfeife, noch das Hemd von blaugestreiftem Baumwollenzeug. In diesem so originellen Gesichte, welches bei allen Abwaschungen dasselbe bleibt, entdeckt man eine Unzahl verschiedener Naturen. Seht den

Athleten, wie die Welt sein Circus, die Sprache seine Waffe ist! Als unerschrockener Seemann schifft er sich ein, mit einigen Redensarten bewaffnet, um fünf- bis sechshunderttausend Franken in eisigen Meeren, im Lande der Irokesen, in Frankreich zu fischen! Handelt es sich nicht darum, durch rein geistige Operationen das Gold aus den Goldsäcken der Provinz, und zwar ohne Schmerzen hervorzulocken? Der Fisch im Departement hat weder durch die Harpune, noch durch die Angel zu leiden, er wird nur in den sanftesten Netzen und Reusen gefangen.

Nun kennt ihr die Art. Jetzt lernt auch das Individuum kennen.

Es giebt in Paris einen unvergleichlichen Reisediener, das Musterbild aller Reisediener, einen Mann, der im höchsten Grade die Bedingungen besitzt, von denen seine Erfolge abhängen. Seine Worte enthalten zu gleicher Zeit Vitriolöl und Vogelleim; mit dem Vogelleim fängt er seine Beute, so daß sie fest an ihm hängen bleibt, mit dem Vitriolöl weiß er die härtesten Berechnungen aufzulösen. Seines Gewerbes eigentlich ein Hutmacher, hatte er durch sein Talent und durch die Kunst, mit welcher er die Leute zu leimvitriolisiren verstand, eine so große Berühmtheit in der Handelswelt erlangt, daß ihm die Kaufleute des Artikels Paris sämmtlich den Hof machten, um von ihm zu erlangen, daß er geruhe, sich ihren Aufträgen zu unterziehen. So oft er von seinen Triumphzügen zurückkehrte, um einige Tage in Paris zuzubringen, so wurde er von einem Festmahle zum andern eingeladen. In der Provinz schmeichelten ihm die Correspondenten, in Paris liebkosten ihn die fetten Häuser. Ueberall willkommen und mit Festgelagen beehrt, war es eine Wol-

lust und ein Entzücken für ihn, wenn er einmal allein speisen konnte. Er führte ein Leben wie ein König oder vielmehr wie ein Journalist. Aber er war auch das lebendige Feuilleton des Pariser Handels. Sein Name war Gaudissart. Sein Ruf, sein Ansehen, die Lobsprüche, mit denen er überhäuft wurde, hatten ihm den Beinamen, „der Berühmte“ verschafft. Wo er auch eintrat, in einen Laden oder in eine Herberge, in einen Salon oder in eine Postkutsche, in ein Dachstübchen oder in das Gemach eines Banquiers, überall sagte man, wenn man ihn sah: da ist der berühmte Gaudissart.

Nie stand bei irgend einem Menschen der Name mit der Haltung, dem Wuchse, dem Gesichte, der Stimme und der Rede in größerem Einklange (Gaudissart bedeutet Fröhlich.). Alles lächelte dem Reisediener zu und auch der Reisediener lächelte wieder einem Jeden entgegen. Similia Similibus! Der Mann war jedenfalls ein Anhänger des großen Homöopathen Hahnemann. Seine Witze, sein Lachen, sein mönchsartiges Antlitz, seine Kleidung, sein Körper, Geist und Alles, was an ihm und um ihn war, stimmte zur Fröhlichkeit. Er machte seine Geschäfte kurz ab und war ein gutmüthiger Mann. Er war der liebenswürdige Geist der Grisetten, der mit Anstand auf das Verdeck der Postkutsche zu steigen weiß, der Dame die Hand giebt, welche bei ihrem Aussteigen aus dem Coupé in Verlegenheit ist, seine Scherze losläßt, wenn er die Reiterstiefel des Postillons sieht, mit der Dienstmagd lächelt, sie umfaßt und ihr süße Worte vorsagt, der das Kluckkluck einer Flasche nachahmt oder auf seinen aufgeblasenen Wangen den Zapfenstreich trommelt, oder auch aus aller Kraft mit seinem Messer an die Champagnergläser schlägt,

ohne sie zu zerbrechen und dann den Andern zuruft: Thut das einmal nach! der die blöden Reisediener hänselt, die gelehrten Männer Lügen straft, an der Tafel das große Wort führt und die besten Bissen wegschnappt. Uebrigens war er auch ein starker Geist, konnte zu rechter Zeit alle seine Scherze abwerfen, ernst und klug scheinen, besonders wenn er von seinem luftigen Sitze auf dem Postwagen aus eine Stadt erblickte, den Rest seiner Cigarre fortwarf und dabei sagte:

„Ich werde doch sehen, was für Leute in dem Neste da wohnen!“

Dann wurde Gaudissart der feinste und gewandteste aller Gesandten. Er wußte sich bei dem Unterpräfect wie ein Kenner des Verwaltungswesens zu benehmen, wie ein Kapitalist bei dem Banquier, wie ein frommer und monarchisch gesinnter Mann bei den Royalisten, wie ein schlichter Bürger bei dem Bürger, kurz er war überall das, was er sein mußte, ließ den Gaudissart vor der Thür und nahm ihn erst dann wieder auf, wenn er ging.

Bis zum Jahre 1830 war der berühmte Gaudissart dem Artikel Paris treu geblieben. Indem er zum größten Theile den Bedürfnissen des menschlichen Luxus diente, hatten ihm die verschiedenen Zweige dieses Handels erlaubt, die Falten des Herzens zu beobachten und die Geheimnisse seiner anziehenden Beredtsamkeit kennen zu lernen; er kannte die beste Weise, wie die am schönsten zugebundenen Säcke geöffnet werden könnten, wußte die Launen der Frauen, die Neigungen der Männer, der Kinder und Dienstboten zu erwecken und Alle zur Befriedigung derselben zu veranlassen. Keiner verstand besser als er die Kunst, die Kaufleute durch den

Reiz eines Geschäfts zu ködern und gerade in dem Augenblick zu gehen, wo das Verlangen auf die höchste Stufe des Paroxismus gestiegen war.

Voll Erkenntlichkeit gegen die ganze Innung der Hutmacher, pflegte er zu sagen, daß er schon an der Bedeckung des Kopfes erkennen könne, was in demselben stecke, daß er gewohnt sei, den Leuten den Kopf zurecht zu setzen, ihnen Alles vor den Kopf zu sagen rc. Seine Witze über die Hüte flossen aus einer unversieglichen Quelle.

Dennoch verließ er nach dem August und Oktober 1830 die Hutmacherkunst und den Artikel Paris, überließ Andern die Handelscommissionen und schwang sich dagegen in die höchsten Sphären der Pariser Spekulation. Er verließ, wie er sagte, den Stoff um des Geistes willen, die Erzeugnisse der Handarbeit um der unendlich reineren Arbeiten des Verstandes willen.

Das verlangt eine weitere Erklärung.

Die Revolution von 1830 erzeugte, wie Jedermann weiß, eine Menge von alten Ideen, welche geschickte Spekulanten zu verjüngen suchten. Seit 1830 sind die Ideen im eigentlichsten Sinne zu Handelsartikeln geworden, und ein Schriftsteller, der geistreich genug ist, um nichts zu schreiben, hat daher gesagt: Man stiehlt heutigen Tages mehr Ideen als Taschentücher. Vielleicht errichtet man noch dereinst eine Börse für die Ideen; aber schon jetzt haben sie einen Werth, der bald steigt, bald fällt, werden eingeführt und ausgeführt, werden gekauft und verkauft, und bringen sogar Zinsen.

Für Paris ist vielleicht das Boulogner Hölzchen schon jetzt

eine Börse, wo Jeder den Werth, die Sicherheit und den Zinsfuß der Ideen kennen lernen kann.

Dort sieht man in großem Galop einen Mann vorbeireiten, der auf die Hoffnungen seiner Partei gestiegen ist, die sich für dieses Mal in ein kastanienbraunes Pferd oder in einen Goldfuchs verwandelt haben. Hier rollt ein Tilbury vorüber, der durch eine wohlfeile Zeitung auf die prachtvollste Weise erhalten wird. Der auf geschickte Weise benutzte Husten des Volks schmiert die Räder jener hübschen Britschka. Auf jener Seite sehen wir einen dicken Burschen kommen, der seit zwanzig Jahren Alles stiehlt, was er berührt, Alles beschmutzt hat, was ihm in die Hände gekommen ist, allein er hat es verstanden, sich auf so positive Ideen zu stützen und auf so geschickte Berechnungen, daß Jedermann seinen Hut vor ihm abnimmt, obgleich er ihn verachtet. Tacitus und Persius haben ihn ehedem in Rom gekannt.

Platz! Platz! Da erscheint eine Kutsche, welche fortwährend durch die Verräthereien des gewissenhaftesten Journals unserer Zeit lackirt wird; man kann ja auch Gewissenhaftigkeit verkaufen! Werft ein Zweihundert-Sousstück zwischen Herrn von Chateaubriand, der hier zu Fuß wandelt, und der Kutsche des Königs von Frankreichs nieder, und die verständigen Räder dieser Kutsche werden es verstehen, die beiden Thaler aufzuheben, ohne dabei weder den großen Mann, noch den Staatswagen zu beschmutzen. In ihm fährt eine Art politischer Bruder Kains, der gewandter gewesen ist als sein Ahnherr, den Abel verkauft, aber nicht gemordet hat; dennoch bedient er sich seiner Kauwerkzeuge:

„Unter seinem glücklichen Gebiß,
Wird das Wort zu Gold.“

Dann wirft er die Zähne wieder von sich, wenn er sie damit abgenutzt hat, daß er den Pedantismus gebissen und an seiner Roste genagt hat.

Madenwürmer aller Dynastieen, seht da die Gönner der Doctrin, welche Gesandtschaften und Pairieen aus dem Tuche ihrer Spitzfindigkeiten geschnitten haben, die in dem Nebel ihrer philosophischen Vorlesungen Sinekuren fanden oder in ihren philippischen Reden gegen die Restauration den nöthigen Stoicismus fanden, um sich in dem Kothe des Budget umher zu wälzen.

Nun abermals Platz, Schweigen und Bewunderung! Hüte ab! Seht da den bleichen Greis, den König der starken Geister, der weder Magenmorseillen verkauft, noch Abonnenten, noch große oder kleine Ideen; er verkauft ein ganzes Land in Pausch und Bogen, und würde es nicht der Mühe werth halten, sich zu bücken, um eine Provinz aufzuheben. Dieser alte Kater bedient sich stets des Königs, dem er dient, er hält einem Königreiche, einer Herrschaft einen Sack vor, hält ihn zehn Jahre lang, bis er endlich die Herrschaft drin hat, dann den Sack zubinden kann und durch ganz Europa schleppen, indem er dabei ausruft: „Wer kauft mir meine Monarchie ab!“ Er ist ein dreifacher Richelieu. Beherrscht er nicht drei Königreiche, das der Kraft, das der Schwäche, und endlich auch das des Geldes; aber auch darin steht er höher als sein Vorgänger, daß er ohne Unterlaß mit Worten abmacht, was Jener nur mit Beilhieben durchsetzte.

Ihm folgt ein Crispin, so eine Art bischöflichen Schleppenträgers, der die Brosamen aufliest, die vom Tische der Verrätherei fallen, im Kleinen und en détail zu festen Preisen Verrätherei treibt und auf seinen Herrn speculirt.

In diesem beweglichen Bazar verkauft ein Jeder das, was er verkaufen kann. Hat auch Jemand nur eine einzige Idee gefischt, er wägt sie, beschaut sie von allen Seiten, mästet sie, wenn sie mager ist und schlägt sie dann los. Gestern war sie vielleicht ausgezeichnet, morgen kann sie keinen Heller mehr werth sein. Man wendet eben so viel List an, um eine Idee zu verkaufen, wie man entfaltet, wenn man seinem Freunde ein blindes Pferd verkaufen will. Unkluger Neuling, der Du vorgiebst, daß Du ebenfalls Deinen Theil an diesem rollenden Prunk haben wollest, tritt nicht in das Hölzchen von Boulogne, wenn Du Dich noch nicht mit der Agiotage und Discontage der Ideen bekannt gemacht hast. Dieser hier hat nur ein System, das er ausbeutet, von dem er sich einige Monate nährt, und dessen Ueberreste er dann einigen literarischen Trödlern überläßt; Jener weiß dagegen, wie viel mittelmäßige Ideen man zu Tage fördern muß, um in einer gegebenen Zeit Professor zu werden. Der Eine kauft den Geist im Großen und verkauft ihn dann wieder Lothweise; Andere, die reicher sind, verkaufen an den ersten besten die Stichworte, welche Dolchen gleich morden, den täglichen Witz, das Stillicidium, welches mit der Zeit auch die festesten Männer aushöhlt und die dauerhaftesten Opfer vernichtet. Diese Leute sind die Münzwardeine der Ideen. Condottieri im Dienste der modernen Revolutionen, machen sie sich zu den Oberhäuptern der literarischen, finanzlichen, politischen, religiösen oder ministeriellen Großworte. Bestän-

dige Verspotter der Triumphe, haben sie ihre ergebenen Leute, die je nach den erhaltenen Befehlen die handelnden Personen beklatschen oder auspfeifen. Dann erscheinen die Seidenwürmer, welche auf den öffentlichen Blättern leben. Seht dieses Schreibervolk an, welches sich Vervollkommnungspatente auf die Erfindungen in den Künsten, in der Poesie und Prosa geben läßt, und dem Ansehen nach weit in die Ferne hinausschaut, weil es auf die Schultern von Dummköpfen gestiegen ist. Hätte Napoleon dieses Volk gekannt, so hätte er weder der flachkieligen Fahrzeuge, noch des Continentalsystems bedurft, um in England zu landen; jene Männer haben es zu ihrem Nutzen confiscirt. Ihr Geist, ihre Ideen, ihre Werke, ihr Alles kommt von England; sie leben von England und haben dort eine Art literarischen Flanells entdeckt, in den sie sich hüllen und der sie in den Augen solcher Leute, die gewohnt sind, sich an die Außenseite zu halten, fett erscheinen läßt. Irgend ein Spötter könnte eine Geschichte von der Eroberung Englands durch diese muthigen Franzosen schreiben, wenn dieselben eines Spottes noch werth wären. Hinter ihnen kommen die, welche auf Deutschlands Triften weiden, dessen Erzeugnisse wiederkäuen und auf französisch abgurgeln. Dann erscheinen die Wehrwölfe und Schakals der Feuilletons, welche die literarischen Schafe zur Schlachtbank schleppen, sie zerlegen und verzehren, und deren Schnauze von dem Blute ihrer Artikel stets geröthet ist. Nehmt Euch in Acht, kommt jenem glänzenden Coupé nicht zu nahe, ihr möchtet sonst alle die niedlichen Corvetten und reizenden Fregatten unserer literarischen Marine zu Boden werfen.

Und dort — dort fahren tausend und ein Vaudeville in

der Kutsche vorüber, während einige große Männer, die nur Dramen zuschneiden, zu Fuß folgen. Dieses Männchen, das sich so gewaltig in die Brust wirft, hält sich für einen Staatsmann; er hat Geist, Ideen, ist eben so stark, wie sein sich ebenfalls in die Brust werfender Bruder, der sein Glück gemacht hat; allein der Erstere will nur einfacher Minister werden; er verschmäht es, sich Reichthümer zu erwerben, denn er bedarf des Geldes nur, um es als ein Fox im Kleinen zu verzehren, und weiß ungeachtet seines Geistes nicht, daß sich in unserer Zeit Alles auf eine Grundlage von Geld stützt. Jene kleinen Männer, welche dahin rollen, gleich den Goldstücken, denen sie nachlaufen, haben das Wort pitoresk ausgebeutet, gleich wie jener dicke Greis das Wort phantastisch ausgesogen hat. Lacht nicht! Ein Wort ist eben so viel werth wie eine Idee in einem Lande, wo man mehr durch die Schönheit des Beutels gereizt wird, als durch den Inhalt desselben. Wer keine Ideen zu verkaufen hat, der sucht Worte in Gunst zu setzen und verleiht ihnen den Gehalt einer Idee, und lebt von seinen Worten, gleich wie der Vogel von seinen Rübsamenkörnern. Bewundert endlich in dem ganzen Luxus seines Schnauzbartes den Lebemann, der Frankreich errathen hat, die Carricaturen unter das Volk bringt und einigen brotlosen Künstlern Gelegenheit giebt, sich in dieser Atmosphäre des Gelderwerbes von einem Tage zum andern fortzuhelfen.

Die allerliebste und elegante Frau, die dort so wollüstig auf den seidenen Kissen ihres Wagens sitzt, verdankt Luxus und Glück, nächtliche und tägliche Festlichkeiten einem einzigen guten Einfalle, einer asiatischen Paste, einer Art von Opiat, welche die Verdauung erleichtert, den Katarrh ver-

hütet, die Unreinigkeiten des Magens abführt und das Leben verlängert.

Seht ihr den kleinen dürren Mann dort? Er hat einen Blutegel im Gehirn, eine schlechte Idee, die ihn verzehrt und in die er verliebt ist. Unglücklicher Weise findet man auch recht gute, schlechte Ideen. Nun veranlassen aber die Fortschritte der Welt bei ihm einen beständigen Heißhunger und lassen ihn alle seine Kapitalien verzehren.

Im Boulogner Wäldchen gehen die Freuden der Kindheit, die Laster der Männerwelt, die Krankheiten des Weibes, unsere Launen, Schwächen, Verbrechen, Freuden, Alles mathematisch bestimmt vorüber und nach bestimmten Regeln geordnet. Wenn man diese Art moralischen Panorama's betrachtet, in welchem die Ideen zu bestimmten Resultaten übergehen, so muß man die Gewißheit gewinnen, daß derjenige, welcher den Acker des Verstandes zu pflügen versteht, hier Meiereien, Schlösser, Pachthöfe, Miethen, Mühlen, Esel und Proletarier zu finden vermag. Aber schon hat auch der Fiscus eine Steuer des Geistes ausgedacht: er versteht auf das Herrlichste das Feld der Ankündigungen auszumessen und in der Rue de la Paix, im Hotel du Timbre, die Gedanken zu wägen.

Allein diese beißenden Witze sind nur das ohnmächtige Geschrei des zu Fuß wandelnden Volks, des gezwungen rechtlichen Mannes, der gern ein Schurke würde, wenn er nur könnte, der sich des Abends zeitig zu Bett legt und zu seiner Frau sagt, nachdem er ihre Klagelieder angehört hat, oder zu Gott, wenn er noch unbeweibt ist: „Warum habe ich nicht den weißen Mostrich erfunden?“ Vor funfzig Jahren fragte sich der ehrliche Mann in einer solchen Lage: „Warum bin

ich nicht als Montmorency geboren?“ Steht er dann nach einer verschlafenen oder schlaflosen Nacht auf, so starrt er die Figuren der Tapete in seinem Dachstübchen an und fragt: „Was hat Herr So und So für ein Verdienst, daß er täglich dreitausend Franken in die Tasche stecken kann? Sind doch meine Hände eben so breit und eben so vogelleimig, wie nur die seinigen sein können.“

Solche schönen Worte nach der Weise eines Juvenal sind in der That Albernheiten, Ausrufungen der Leute ohne Ideen.

„Einmal verdient es unsere Zeit nicht besser,“ antworten die Cavalcadores, welche auf den Narrheiten des Jahrhunderts paradiren. „Wie, ihr zahlt jetzt so und so viel monatlich an Eure Tanzlehrer, Priester, Könige, Richter, Aristokratie, und beklagt Euch, daß ihr auch die noch bezahlen müßt, welche euch das wunderschöne Resultat der Constitution verschafft haben? — Rund heraus gesagt, ihr seid Jammervolk, höchstens werth, daß wir uns die Mühe nehmen, euch zu betrügen. Ueberdieß hat sich unsere Zeit Bedürfnisse geschaffen: wir sehen dieselben voraus, sorgen für die Befriedigung derselben; hätte sie keine Bedürfnisse, sondern drängen wir ihr nur künstliche Bedürfnisse auf, so würden wir auch dadurch wieder würdig sein, eure Meister zu heißen. Ihr hattet irgend einen intellectuellen, einen psychologischen Tabak nöthig; ihr wolltet Ideen haben, und da in England Ideen in Ueberfluß waren, so holten wir von dort euren geistigen Tabak, gleich wie man von dort Stahlwaaren und Maroquin holt. Ihr seid nie mit dem Vaterländischen zufrieden, deßwegen führen wir euch italienische, persische und deutsche Produkte ein; wir würden euch sogar als lebendige Gladia=

toren dienen, wenn ihr bereits hinreichend civilisirt wäret, um euch an sterbenden Menschen zu ergötzen. In unserer verkümmerten Epoche dient die Literatur als Ersatz für die Athleten. Warum schmäht ihr also auf uns, wenn ihr nicht auch auf den Mann schmähen wollt, welcher Schnell-Essig verkauft oder mit Brillen handelt? Sollten wir uns deswegen, weil wir Geist haben und listig sind, bisweilen ohne Umstände verkaufen, gleich wie das Hornvieh verkauft wird? Habt ihr euch über den Zucker beklagt, den die Banquiers fabrizirten, deren Vermögen ihr anbetet und welche für rechtschaffene Männer gelten? Kann man genau bestimmen, von wem das Verderben ausgeht, ob von dem Regierenden oder von den Regierten. Wenn unsere Aristokratie euch drückt, so schafft euch andere Sitten an. Wißt ihr, was wir gewagt haben, um uns bis zu den Betrachtungen zu erheben, durch welche wir so groß geworden sind? Uns hat die Armuth erzogen, wir haben Nächte durchwacht, haben eure Laster und euren Geschmack beobachtet, haben uns daran gewöhnt, bis in eure Tiefen hinabzusinken, um euch errathen zu können. Kurz, obgleich wir das Uebergewicht des Talents auf unserer Seite haben, so gehorchen wir eigentlich doch nur euch. Stellten wir nicht eine von euren Meinungen dar, eine von euren kaleidoskopischen Phantasieen, so wären wir verloren! Daher sind wir gezwungen, eine Stunde jeden Morgen eure Sclaven zu sein, um während des übrigen Theils des Tages euch mit dem Kothe unserer Räder bespritzen zu können. Vielleicht liebt ihr uns sogar! Ein Volk liebt Alles, was es duldet. Dann aber, wenn ihr uns vernichten wolltet, dann würden wir unsere Grobheit gezeigt haben, den Muth des

quos ego eines Neptun oder den eines Danton, welchen er Robespierre gegenüber zeigte, denn wir sind groß!“

Die Leute haben gewissermaßen Recht, wie man sieht. Sie sind starke Geister und müssen es wohl sein, denn sie sagen es selbst.

Wenn aber die geistige Ausbeutung eben so ernstlich und eben so unverschämt sich auf die Production legt, so muß sie natürlich in derselben Weise angewandt werden, wie das in Manufacturen und Fabriken der Fall ist. Die Ideen, welche nach einem Glase Wein in dem Gehirne irgend eines von jenen beschäftigten Müßiggängern entsprungen sind, welche sich moralische Treffen liefern, während sie die Flasche leeren oder die Schenkel eines Fasans abnagen, finden am Tage nach ihrer Geburt aus dem Gehirne Reisediener, welche sie mit Geschicklichkeit urbi et orbi, Paris und der Provinz darstellen; dann finden sich auch die Actionäre, die correspondirenden Mitglieder, die Subscribenten oder Gönner, vor allen Dingen aber die Dummköpfe.

„Ich bin ein rechter Dummkopf gewesen!“ hat schon mehr als ein armer Landbauer gesagt, der durch die Aussicht, Begründer irgend einer Sache zu werden, angereizt war, aber sich endlich nur überzeugte, daß er tausend oder zwölfhundert Franken zum Fenster hinaus geworfen habe.

„Die Abonnenten sind Dummköpfe, welche nicht begreifen wollen, daß man, um im geistigen Gebiete vorwärts zu rücken, mehr Geld bedarf, als zu einer Reise durch ganz Europa ꝛc.,“ sagte ein Speculant.

So findet also ein beständiger Kampf zwischen dem zurückbleibenden Publikum, welches die Zahlung der geistigen Steuern

weigert, und den Einnehmern Statt, die von ihren Einnahmen leben, dasselbe mit neuen Ideen spicken, Ankündigungen ausgeben, Schmeicheleien erfinden und endlich sich in irgend einer neuen Sauce berauschen, wie eine Fliege in der gepfefferten Milch.

Was hat man nicht seit 1830 Alles erfunden uud verschwendet, um in Frankreich den Eifer und die Eigenliebe der verständigen und fortschreitenden Massen anzufeuern. Titel, Medaillen und Diplome, so eine Art von Ehrenlegion, für das gemeine Volk der Märtyrer erfunden, sind in Massen ausgetheilt; alle Fabriken der geistigen Produkte haben irgend eine neue Würze, irgend einen besondern Pfeffer erfunden. Daher jene Conscription berühmter Namen, welche ohne Wissen der unglücklichen Künstler, welche dieselben tragen, veranstaltet wird, und die daher an mehr Unternehmungen thätigen Antheil nehmen, als das Jahr Tage hat; es giebt noch kein Gesetz gegen den Diebstahl der Namen. Daher jener Raub der Ideen, welche von den Unternehmern des Volksgeistes dem väterlichen Gehirne entrissen werden, gleich wie die Kinder der Neger von Sclavenhändlern sich davon führen lassen müssen.

Diese Narrheit unserer Zeit übte auch auf den berühmten Gaudissart ihren Einfluß aus. Eine Lebensversicherungs-Anstalt hatte von seiner Redefertigkeit gehört und schlug ihm Vortheile vor, wie sie früher noch nie gewährt waren, weßhalb er dieselben auch annahm. Als der Kauf abgeschlossen und der Vertrag unterzeichnet war, da wurde der Reisediener zu dem Generalsecretair der Verwaltung geführt, welcher Gaudissarts Geist von seinen Vorurtheilen befreite, ihm die Finsterniß und die Schattenseite des Geschäfts erklärte, ihn

mit dem Rothwelsch desselben bekannt machte, ihm Stück für Stück den ganzen Mechanismus zeigte, ihm das besondere Publikum zerlegte, welches er ausbeuten sollte und ihn mit Redensarten, Antworten und Beweisen in reichlicher Menge versah. Der Lehrling entsprach der Sorgfalt, welche sich der Herr Generalsecretair gab, auf bewundernswürdige Weise.

Die Vorsteher der Lebensversicherungs-Anstalt rühmten den großen Gaudissart mit so warmen Worten, bezeugten eine solche Aufmerksamkeit gegen ihn, setzten seine Verdienste in der Sphäre der hohen Bank und der hohen intellectuellen Diplomatik in ein so glänzendes Licht, daß die finanziellen Directoren zweier zu jener Zeit berühmten und seitdem eingeschlafenen Zeitungen den Gedanken faßten, ihn zum Sammeln von Abonnenten zu verwenden.

Der Globe (Erdball), das Organ der Saint-Simonistischen Lehre, und die Bewegung, eine republikanische Zeitschrift, zogen den berühmten Gaudissart in ihre Comptoire und gelobten ihm für jeden Abonnenten zehn Franken, wenn er deren tausend verschaffen wollte, dagegen wollten sie nur fünf Franken geben, wenn er nicht über fünfhundert Abonnenten zusammenbrächte.

Da die Partei der politischen Journale der Partei der Lebensversicherungs-Anstalten nicht schädlich war, so wurde der Handel abgeschlossen. Indeß verlangte Gaudissart eine Schadloshaltung von fünfhundert Franken für die acht Tage, deren er bedürfte, um sich mit der Lehre Saint-Simons bekannt zu machen, indem er sich auf die außerordentlichen Anstrengungen des Gedächtnisses und Verstandes berief, die zum gründlichen Studium dieses Artikels erfordert würden

und nöthig wären, um über denselben auf eine solche Weise zu sprechen, daß man Abonnenten anzöge und sich nicht Blößen aussetze.

Von den Republikanern verlangte er nichts. Er neigte sich selbst zu den Republikanern hin, da diese nach seiner Philosophie die einzigen waren, welche eine vernünftige Gleichheit hervorbringen konnten; auch machte er die Banquiers des Journals darauf aufmerksam, daß er sich bereits seit dem Monat Juli den Schnauzbart habe wachsen lassen und nur noch einer gewissen Kopfbedeckung und der langen Sporen bedürfe, um die Republik darzustellen.

So brachte er also eine Woche damit zu, daß er sich des Morgens Saintsimonisiren und des Abends in den Lebensversicherungs-Bureaux mit den Feinheiten der Lebensversicherungs-Sprache bekannt machen ließ. Seine Fähigkeiten und sein Gedächtniß zeigten sich so glänzend, daß er bereits am funfzehnten April, an welchem er sonst jährlich seinen ersten Feldzug antrat, auch für dieses Jahr seine Reise unternehmen konnte. Zwei fette Handelshäuser, welche durch die Abnahme der Geschäfte erschreckt waren, veranlaßten den berühmten Gaudissart, den ehrsüchtigen Gaudissart, auch für sie noch Aufträge zu übernehmen. Der König der Reisediener zeigte sich in Betreff seiner alten Freunde, und der ungeheuern Prämie, welche ihm bewilligt wurde, sehr gnädig.

„Höre, meine kleine Jenny," sagte er zu einer niedlichen Blumenmacherin, als er sie um elf Uhr Abends aus dem Gymnase „nach Hause führte; „nach meiner Rückkehr werde ich Dein Zimmer auf eine reizende Weise einrichten. Die große Mathilde, die Dich immer mit ihren Vergleichungen,

ihren echten indischen Shawls, und ihrem russischen Fürsten ärgert, soll nichts mehr an Dir auszusetzen finden. Ich opfere alle Kinder, die ich in der Provinz machen werde, der Ausschmückung Deines Zimmers."

„Nun! das ist hübsch," rief die Blumenmacherin aus, „Du Ungeheuer von einem Manne erzählst mir von den Kindern, die Du machen willst und denkst, daß ich so etwas leiden werde?"

„Bist Du dumm, Jenny, das ist ja nur so ein Geschäftsausdruck bei uns."

„Ja, hübsche Geschäfte mögen das sein."

„So höre doch; denn wenn Du immer sprechen willst, mußt Du natürlich Recht behalten."

„Ich will auch immer Recht haben! Sieh nur, Du bist einmal recht ungenirt."

„Willst Du mich denn gar nicht aussprechen lassen? Ich habe eine herrliche Idee unter meinen Schutz genommen, eine Zeitung, die für die Kinder geschrieben werden soll. Habe ich als Reisender in irgend einer Stadt meinetwegen zehn Abonnenten für die Kinderzeitung zusammengebracht, so sage ich, daß ich zehn Kinder gemacht habe; habe ich zehn Abonuenten für die Zeitung der Bewegung gefunden, so werde ich sagen, daß ich zehn Bewegungen gemacht habe. Verstehst Du mich nun?"

„Das ist noch besser, Du befaßt Dich also mit der Politik. Ich sehe Dich schon in Saint-Pélagie und mich gezwungen, alle Tage Dich dort zu besuchen."

Der Miethwagen hielt in diesem Augenblicke vor einem hübschen neugebauten Hause in der Rue d'Artois, in welchem Gaudissart und Jenny bis in das vierte Stock hinanstiegen.

Dort wohnte nämlich Fräulein Jenny Courand, eine hübsche und junge Blumenmacherin, von der es allgemein hieß, daß sie insgeheim mit Gaudissart vermählt sei, ein Gerücht, dem der Reisediener nicht widersprach. Dieses ausgezeichnete Genie hatte dasselbe Loos, wie so viele andere talentvolle Männer, er wurde nämlich durch Jenny Courand vollkommen beherrscht, und die Blumenmacherin zwang den berühmten Gaudissart zu tausend kleinen Mühwaltungen, indem sie ihn stets mit ihrer Untreue bedrohte, wenn er sich nur in irgend einer Hinsicht lässig zeigte. Blieb Gaudissart auch nur einen Tag lang in einer Stadt, so mußte er auch von dort einen Brief an sie schreiben.

„Und wie viel Kinder sind nöthig, damit ich mein Zimmer neu meubliren kann?“ fragte sie, indem sie ihren Shawl abwarf und sich zu dem hellflackernden Feuer des Kamins setzte.

„Ich bekomme fünf Sous für jeden Abonnenten.“

„Allerliebst! und mit fünf Sous willst Du mich zu einer reichen Dame machen! Wenn Du nicht der ewige Jude bist und recht feste Taschen hast —“

„Ei, Jenny, ich werde ja tausende von Kindern machen. Bedenk doch, daß die Kinder noch nie eine Zeitung gehabt haben. Uebrigens bin ich ein Narr, daß ich Dir die Politik des Geschäftslebens erklären will, Du begreifst ja doch nichts von allen den Dingen.“

„Aber sag doch, Gaudissart, warum hast Du mich denn lieb, wenn ich so dumm bin?“

„Eben weil Du dumm bist! Höre nur, Jenny. Siehst Du wohl, wenn ich nun für den Globe, für die Bewegung, für die Lebensversicherung und meine andern Pariser Artikel

reise, so bin ich im Stande, auf dieser einen Reise zwölf- bis zwanzigtausend Franken zu verdienen."

„Hefte mir einmal das Kleid auf, Gaudissart, aber thue hübsch säuberlich."

„Dann," fuhr der Reisediener fort, „während er den glatten Rücken der Blumenmacherin betrachtete, „dann werde ich Actionär bei den Zeitungen, so wie ein ehemaliger Kammerdiener ein guter Freund von mir, der jetzt seine dreißigtausend Livres zu verzehren hat und, wäre er nicht eine Standesperson, nach der Julirevolution eben so gut hätte Pair werden können, wie alle die übrigen, die man dazu gemacht hat. Ich aber, ich besitze Ehrgeiz. Ich würde die Rednerbühne besteigen und könnte noch einmal Minister werden! Schau nur, wie ich sprechen kann!"

„Meine Herrn," sagte er und stellte sich hinter einen Stuhl, „die Presse ist weder ein Werkzeug noch ein Geschäft. Vom politischen Standpunkte aus betrachtet ist sie eine Einrichtung; unsere Pflicht aber ist es jetzt, Alles nur vom politischen Standpunkte aus zu betrachten."

Er schöpfte Athem.

„Wir haben demnach zu untersuchen, ob sie nützlich oder schädlich sei, ob sie zu ermuthigen oder zu unterdrücken, mit Abgaben zu belasten oder von solchen zu befreien sei; inhaltsschwere Fragen! Ich glaube, die Zeit, welche den Kammern stets so kostbar sein muß, nicht unnütz zu verwenden, wenn ich diesen Artikel prüfe und ihn nach allen seinen Qualitäten darstelle. Wir stehen am Rande eines Abgrundes und wahrlich, noch sind die Gesetze nicht, was sie sein sollten. —"

„Das ist so die Sitte der Redner in den Kammern, daß sie Frankreich an den Rand eines Abgrundes stellen, von dem

Staatsruder, dem politischen Horizont und Gott weiß welchen Schnurrpfeifereien sprechen. Ich habe den Schlüssel zu einem jeden Geschäfte. Weißt Du auch warum? Ich bin mit einer Kopfbedeckung geboren; meine Mutter hat meine Kopfbedeckung aufgehoben und ich werde sie Dir geben! Folglich werde ich bald ein mächtiger Mann werden. Warum sollte ich nicht Baron Gaudissart, Pair von Frankreich werden! Ha, wenn man mich als Gesandten nach London schickte, so würde ich den Engländern schon den Kopf zurecht setzen. Noch hat Niemand dem berühmten Gaudissart zu widerstehen vermocht, und nie wird mich auch Jemand unterbekommen, weder in politischer, noch in unpolitischer Hinsicht, weder hier nech anderswo. Für jetzt muß ich mich aber ganz und gar der Lebensversicherung, dem Globe, der Bewegung, den Kindern und dem Artikel Paris widmen."

„Sie werden Dich noch festhalten mit Deinen Zeitungen. Ich wette, daß sie Dich anhalten, ehe Du noch nach Poitiers kommst."

„Warum wetten wir, mein Liebchen?"

„Um einen Shawl!"

„Na, wenn ich den Shawl verliere, so kehre ich zu meinem Artikel Paris und zu der Hutmacherei zurück. Aber, den Gaudissart festnehmen, nimmer, nimmer!"

Und der berühmte Reisende stellte sich vor Jenny hin, blickte sie stolz an, schob die Hand in die Weste, neigte den Kopf um drei Viertheile, kurz, nahm eine napoleonische Haltung an.

„Du bist ein Närrchen."

Gaudissart war ein Mann von dreiunddreißig Jahren, von mittlerem Wuchs und dick und fett wie ein Mann, dem

es zur Gewohnheit geworden ist, in der Postkutsche zu fahren; sein Gesicht war rund wie eine Pomeranze, gefärbt, regelmäßig und jenen klassischen Gesichtern ähnlich, deren sich die Bildhauer aller Länder bedienen, um die Statuen des Ueberflusses, des Gesetzes, der Kraft, des Handels ꝛc. darzustellen. Sein vorstehender Bauch lief beinahe in eine Spitze aus und seine Beine waren kurz, doch war er behend und nervig.

Als er die letzten Worte gesagt hatte, nahm er die halb entkleidete Jenny in seine Arme und trug sie in ihr Bett.

„Nun schweig, freies Weib!“ sagte er. „Du weißt noch nichts von dem freien Weibe, von dem Saint-Simonismus, von dem Antagonismus, dem Fourierismus, dem Kriticismus und der leidenschaftlichen Ausbeutung; nun, das heißt — das heißt — zehn Franken für jeden Abonnenten, Madame Gaudissart.“

„Auf Ehre, Du wirst noch ein Narr, Gaudissart.“

„Ich bin allemal närrischer als Du, sagte er und warf seinen Hut auf den Divan der Blumenmacherin.

Die Blumenmacherin hatte nämlich einen Divan, der mit einem türkischen Seidenstoffe überzogen war.

Nachdem Gaudissart am folgenden Morgen ein treffliches Frühstück mit Jenny Courand eingenommen hatte, bestieg er sein Pferd, um sich zunächst in die Hauptorte des Cantons zu begeben, in denen er die besten Geschäfte in den Artikeln zu machen hoffte, welchen er seine Talente gewidmet hatte. Er bedurfte allein fünfundzwanzig Tage, um die Gegenden zwischen Paris und Blois durchzumachen. In der letztern Stadt blieb er zwei Wochen, um theils seinen Briefwechsel

besorgen, theils die vermoderten kleinen Nester des Departements mit Ausflügen und Besuchen zu beehren. Am Tage vor seiner Abreise nach Tours schrieb er den folgenden Brief an Fräulein Jenny Courand, den wir deswegen mittheilen müssen, da er, abgesehen von den bestimmten Berichten, die er enthält, noch überdieß die besondere Gesetzlichkeit der Bande beweist, durch welche die beiden Personen mit einander verbunden waren.

Gaudissart an Jenny Courand.

„Meine liebe Jenny, ich glaube, daß Du Deine Wette verlieren wirst. Gaudissart hat sein schützendes Gestirn, gleich wie einst Napoleon, aber kein Waterloo. Ueberall habe ich triumphirt. Mit der Lebensversicherungs-Anstalt geht es ganz vorzüglich. Von Paris bis Blois habe ich fast für zwei Millionen Versicherungen angenommen. Je näher ich aber dem Mittelpunkte von Frankreich komme, desto härter werden die Köpfe, desto seltner folglich auch die Millionen. Der Artikel Paris geht recht gut. Das ist nur eine Lumperei. Mit der bekannten Nadel meiner Zunge fädele ich die alten guten Ladenhelden nur so mir nichts dir nichts auf. In Orleans allein habe ich zweiundsechzig Kashmirshawle untergebracht. Ich weiß auf Ehre nicht, was die Leute mit allen Shawlen wollen, sie müßten denn ihre Hammel mit denselben schmücken wollen. Was aber den Artikel Zeitungen betrifft, alle Teufel! so ist das ein ganz anderes Paar Aermel. Gerechter Gott! wie lange muß man den Leuten etwas vororgeln, ehe man ihnen eine neue Melodie beibringt. Bis jetzt habe ich erst dreiundsechzig B e w e g u n g e n gemacht, also auf meiner ganzen Reise nur eine einzige mehr, als ich in einer einzigen

Stadt Shawle abgesetzt habe. Das Volk der Republikaner will gar nicht abonniren. Ich spreche und sie sprechen wieder. Sie theilen meine Ansichten und wir sind bald einverstanden, daß die ganze bestehende Ordnung umgestürzt werden müsse. Nun denke ich, daß der Mann unterzeichnet, ach! ja doch, morgen! Wenn er nur drei Zoll Erde hat, um darauf ein Dutzend Kohlköpfe zu ziehen, oder so viel Holz, daß er einen Zahnstocher machen kann, so spricht er davon, daß man das Eigenthum, die Abgaben, die Staatseinkünfte und die Staatsausgaben feststellen müsse, und was dergleichen Dummheiten mehr sind, und ich habe indeß meine Zeit und meinen Patriotismus verschwendet. Das sind schlechte Geschäfte. Im Allgemeinen macht die Bewegung gar keine Bewegung. Ich habe das auch an die Herren geschrieben. Was den Globe betrifft, so ist das wieder eine andere Sache. Spricht man von den neuen Ansichten und Lehren mit Leuten, von denen man denkt, daß sie freisinnig genug sind, um auf solche Dinge einzugehen, so glauben dieselben doch schon, daß man ihnen das Haus über dem Kopfe anstecken will. Vergebens sage ich ihnen, daß es sich um die Zukunft handelt, um den wohlverstandenen eigenen Nutzen, um eine Unternehmung, bei der man nicht verlieren kann; vergebens stelle ich ihnen vor, daß es nun schon lange genug her ist, daß der Mann den Mann unterjocht und die Frau eine Sclavin ist, daß endlich der große Gedanke der Vorsehung obsiegen und eine vernünftigere Anordnung der Verhältnisse eintreten müsse. — O ja, wenn ich solche Gedanken von Stapel laufen lasse, so schließen sie ihre Schränke zu, als wollte ich Ihnen etwas stehlen, und bitten mich, das Haus zu räumen. Sind das Dummköpfe! Ich habe zu ihnen ge-

sagt: „Ihr seid so weit vorgeschritten, Ihr schreitet immer vorwärts, und das ist schön; allein es sind auch Resultate nöthig, und die Provinz liebt ja die Resultate.“ Dennoch habe ich erst hundert Globe abgesetzt, und bedenken wir die harten Köpfe dieses Bauernvolks, so müssen wir uns sogar darüber wundern, daß ich bereits so viel abgesetzt habe; aber ich verspreche ihnen auch so viele schöne Dinge, und prophezeie so viel Segen für die Zukunft, daß ich die zehn Franken für jeden Abonnenten redlich verdiene. Ein Pächter war sogar der Meinung, daß er auf den ganzen Erdball abonnire, und ich ließ ihn bei seiner Meinung, damit er um so williger für den Globe unterzeichne. Ja, da lobe ich mir die Kinder! Allein von Paris bis Blois habe ich zweitausend Kinder gemacht. Das ist ein hübsches kleines Geschäft, man hat dabei nicht viele Worte zu machen. Man zeigt das niedliche kleine Blatt mit seiner Titel-Vignette der Mutter hin und stellt sich, als solle das Kind nichts davon wissen. Natürlich wird das Kind neugierig, will das Ding sehen und zupft die Mama so lange am Kleide, bis es seine Zeitung bekommen hat, denn der Papa hat ja auch seine Zeitung. Die Mama hat ein Kleid für zwanzig Franken an und will nicht, daß ihr dasselbe von ihrem kleinen Murmelthierchen zerrissen werde; die Zeitung kostet nur sechs Franken, das ist spottbillig, und es wird also unterzeichnet. Eine herrliche Sache das, ein wahres Bedürfniß, das zwischen den Zuckerplätzchen und den Puppen, diesen beiden ewigen Bedürfnissen der Kindheit, mitten inne steht. Die kleine Welt liest nun auch schon ihre Zeitungen.“

„An der Gasthaustafel habe ich hier einen Streit gehabt. Ich saß ganz ruhig an der Seite eines Herrn, der einen

grauen Hut auf hatte und die **Débats** las. Da dachte ich: Ich muß einmal meine Beredtsamkeit versuchen. Der Herr ist königlich gesinnt und könnte ich ihn bekehren, so wäre das eine kostbare Bestätigung meiner ministeriellen Talente. Und ich mache mich ans Werk und beginne damit, daß ich gegen ihn sein Journal lobe. Von Wort kommt es zu Wort und ich schicke mich an, das Uebergewicht über meinen Mann zu erlangen, indem ich Redensarten loslasse, an denen vier Pferde zu ziehen hatten, und Beweisgründe in **Fis moll** aufspiele. Jedermann hörte mir zu und mir gegenüber saß einer, der den Juli in seinem Schnauzbart hatte und bereit schien, an die Bewegung anzubeißen. Wie ich nun in meinen Redensarten und Bemerkungen immer mehr zu den Ansichten des Letztern übergehe, da wird mein Königlich gesinnter Hut, dieser graue Hut, übrigens ein schlechter Hut, halb aus Lyoner Seide, halb aus Baumwolle, plötzlich böse. Nun nehme ich meine wichtige Miene an, die Du kennst, und sage zu ihm: „Mein Herr, Sie haben gewiß schon mehr als einmal eine Pistole in Ihren Händen gehabt. Sind Sie nicht zufrieden, so werde ich Ihnen Genugthuung geben. Ich fürchte mich nicht, denn ich habe mich an den Julitagen geschlagen.“ — „Ich bin zwar Familienvater,“ sagte er zu mir, „aber doch bereit.“ — „Sie sind Familienvater, mein lieber Herr?“ fragte ich ihn. „Sollten Sie vielleicht Kinder haben?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Von elf Jahren?“ — „Fast sind sie so alt.“ — „Nun! mein Herr, es wird eine Zeitung für Kinder erscheinen, sechs Franken jährlich, monatlich eine Nummer in zwei Spalten, von den berühmtesten Schriftstellern redigirt, eine ganz vorzügliche Zeitschrift, auf festem Papier, mit Zeichnungen von der Hand unserer besten Künstler.“ Und der Vater

war ganz verwirrt! Der Streit endete sich und löste sich in ein Abonnement auf. — Nur ein Gaudissart kann auf so geschickte Weise Geschäfte machen. —“

„Morgen reise ich nach Amboise ab. Amboise werde ich in zwei Tagen abmachen und Dir dann von Tours aus den nächsten Brief zuschicken. Dort will ich das Licht des Geistes unter den ungebildetsten Landleuten zu verbreiten suchen. Nun leb wohl, meine Kleine, liebe mich stets und bleib mir treu. Die Treue ist ja ebenfalls eine von den vorzüglichen Eigenschaften des treuen Weibes. Es küßt Dich

Dein Felix.“

Fünf Tage später ritt Gaudissart eines Morgens aus dem Gasthofe zum Fasanen, in welchem er in Tours gewohnt hatte, um sich nach Vauvray, einem reichen und bevölkerten Canton, zu begeben und dort den Patriotismus auszubeuten.

Er saß auf seinem Pferde und ritt auf dem Damme der Loire entlang, während er so wenig an seine Redensarten dachte, wie ein Schauspieler an die Rolle denkt, die er hundert Mal gespielt hat. Der berühmte Gaudissart ritt sorglos dahin, bewunderte die herrliche Gegend und ahnete nicht, daß in den heitern Thälern von Vauvray seine Untrüglichkeit als Geschäftsmann scheitern würde.

Einige Bemerkungen über den Geist der Touraine möchten hier nothwendig sein.

Der verschmitzte, spöttische, witzige Geist, den man in den Werken eines Rabelais auf jeder Seite bemerkt, giebt ein treues Bild des Geistes der Touraine, deren Bewohnern man ihre Feinheit und Gewandtheit leicht ansieht, daß die

Könige von Frankreich lange in ihrer Mitte Hof gehalten haben. Die mildere Luft, die Schönheit des Klima's, eine gewisse Leichtigkeit des Lebens und die Gutmüthigkeit der Sitten ersticken aber dort bald das Gefühl der Künste und benagen auch den festesten Willen.

Versetzt man aber den Tourainer in ein anderes Land, so entwickeln sich seine natürlichen Fähigkeiten und bringen große Dinge hervor, wie das in den verschiedensten Sphären der Thätigkeit Rabelais und Semblancay, der Buchdrucker Plantin und Descartes, Boucicault und Pinaigrier gezeigt haben, von denen der letztgenannte die Fenster der meisten Kathedralen in Frankreich gemalt hat, so wie auch Verville und Courier. Der Tourainer, so bemerkenswerth außer seiner Heimath, träumt dagegen in derselben wie der Indier auf seiner Matte, wie der Türke auf seinem Divan; er verwendet seinen Geist dazu, über seinen Nachbar zu spotten, sich Genüsse des Lebens zu verschaffen und das Ziel seines Daseins glücklich zu erreichen. Die Touraine ist jene Abtei von Thélème, welche in dem Buche über Gargantua so sehr gerühmt wird; man findet dort, wie in dem Werke des Dichters, gefällige Nonnen, und die wohlbesetzte Tafel, welche Rabelais so sehr feierte, ist dort zu Hause. Was die Faulheit betrifft, so ist sie dort so recht eigentlich heimisch und spricht sich auch in jenem Volswitze aus:

„Tourainer, willst Du Suppe?“

„Ja.“

„So hole Deinen Löffel.“

„Ich habe keinen Hunger mehr.“

Ist die Freude des Winzers, die harmonische Sanftheit eines der schönsten Länder von Frankreich, oder die Ruhe des

Landes, in welches nie die Kriegsheere eines fremden Volks eingedrungen sind, die Ursache von dieser weichlichen Nachlässigkeit, diesen leichten und milden Sitten? Man vermag keine Antwort auf diese Fragen zu geben. Begebt euch selbst in diese französische Türkei, und ihr werdet dort faul, träge und glücklich werden. Wäret ihr auch ehrsüchtig wie Napoleon es war, oder ein Dichtergeist wie Lord Byron, eine unglaubliche und unbesiegliche Gewalt würde euch dennoch zwingen, eure Dichtungen für euch zu behalten und von euren ehrsüchtigen Plänen nur noch zu träumen.

Der berühmte Gaudissart sollte dort, in Vouvray, einen jener eingeborenen Spottvögel kennen lernen, deren Spöttereien nur durch die Unübertrefflichkeit des Spottes selbst beleidigen und mit dem er einen grausamen Kampf zu bestehen hatte.

Mögen nun die Tourainer Recht oder Unrecht haben, kurz, sie beerben sehr gern ihre Eltern und Verwandten. Den Lehren des Saint-Simon wurde demnach dort vorzugsweise Haß und Verachtung zu Theil; allein wie man in der Touraine haßt und verachtet, mit einer Geringschätzung und einem treffenden Witze, wie er des Landes der schönen Mährchen und der feinen Nachbaren gespielten Possen würdig ist. Unglücklicher Weise begab sich daher Gaudissart zu dem Spottvogel von Vouvray, nachdem er in der goldenen Sonne abgestiegen war, einem Gasthause, welches Mitouflet gehört, einem ehemaligen Grenadier der kaiserlichen Garde, der eine reiche Weinbergsbesitzerin geheirathet hat.

Der Figaro von Vouvray war vordem Tapetenfabrikant gewesen, verzehrte jährlich seine sieben- bis achttausend Li-

vres Zinsen, bewohnte ein hübsches Haus und hatte eine kleine dicke Frau, die von Gesundheit strotzte. Seit zehn Jahren hatte er nichts anderes gethan, als daß er seinen Garten in Ordnung erhielt, für seine Frau sorgte, seine Tochter verheirathete, des Abends sein Whist spielte und sich nach allen Klatschereien erkundigte; außerdem ging er bisweilen auf dem Damme hinaus, um zu sehen, was in Tours vorgehe, oder er wartete auch wohl darauf, daß ein Stück Land verkauft werde, welches an seine Weinpflanzungen grenzte. Kurz, er führte ein Leben, wie es in Touraine Mode ist, ein Leben, wie man es nur in einer kleinen Landstadt führen kann. Uebrigens war er für seine Mitbürger ein wichtiger Mann und ein Feind aller derer, die höher standen als er und verachtete dieselben mit der bewundernswürdigen Ruhe der Unwissenheit.

Herr Vernier, so hieß der kleine große Mann des Fleckens, hatte eben sein Frühstück in Gesellschaft seiner Frau und seiner Tochter eingenommen, als Gaudissart sich in seinem Zimmer zeigte.

„Habe ich die Ehre, Herrn Vernier selbst zu sehen? —“ fragte der Reisende und beugte seine Rückensäule mit so viel Anmuth, daß dieselbe elastisch zu sein schien.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der mit alter Lauge gewaschene Tapetenfabrikant, indem er ihn unterbrach und jenen forschenden Blick auf ihn warf, mit dem er seinen Gegenmann sogleich zu durchschauen verstand.

„Ich komme, mein Herr,“ versetzte Gaudissart, „um mich der Unterstützung Ihres hellen Geistes zu bedienen, da mir Herr Mitouflet gesagt hat, daß Sie einen außerordentlichen Einfluß auf diesen Canton ausüben. Ich bin nämlich in

einer Unternehmung von höchster Wichtigkeit in die Departements gereist und mit Aufträgen von Banquiers versehen, welche —“

„Welche uns eine Prise bieten wollen,“ sagte Vernier lachend, da er schon gewohnt war, mit Reisedienern umzugehen und sie in seinem Hause erscheinen zu sehen.

„Ganz recht,“ antwortete der berühmte Gaudissart, ohne aus seiner Fassung zu kommen. „Sie müssen aber wissen, mein Herr, da sie einen so feinen Takt besitzen, daß man den Leuten nur so lange Prisen bieten kann, wie dieselben einen Gefallen danach empfinden, deren zu nehmen. Ich bitte Sie daher, mich nicht mit jenen gewöhnlichen Reisedienern zu verwechseln, welche ihre Erfolge nur durch ihre Verschlagenheit oder durch ihre Aufdringlichkeit erlangen. Ich bin kein Reisediener mehr; ich bin es gewesen, mein Herr, und bin stolz darauf. Jetzt aber habe ich eine Sendung von der höchsten Wichtigkeit, daher ich auch von den aufgeklärtesten Köpfen als ein Mann betrachtet werde, der sich der Erleuchtung seines Vaterlandes widmet. Geruhen Sie mich anzuhören, mein Herr, und Sie werden sich überzeugen, daß Sie in der halben Stunde, die Sie mir opfern dürften, viel gelernt haben. Die berühmtesten Banquiers von Paris haben sich daher auch mit dieser Sache befaßt, die keineswegs zu jenen ehrlosen Spekulationen gehört, welche ich Rattenfallen nenne; nein, das nicht; ich würde mich wahrlich nicht dazu hergeben, solche Dinge zu unterstützen. Nein, mein Herr, die besten und angesehensten Häuser von Paris sind bei dieser Sache betheiligt und leisten Bürgschaft, daß —“

Nun wickelte Gaudissart das ganze Knäuel seiner Re-

densarten ab, und Herr Vernier ließ ihn fortfahren, indem er ihm mit einer anscheinenden Theilnahme zuhörte, durch welche Gaudissart getäuscht wurde. Aber Herr Vernier hatte schon bei dem Worte Bürgschaft aufgehört, der Redekunst des Reisedieners seine Aufmerksamkeit zu widmen, und gedachte ihm irgend einen Possen zu spielen, um sein Vaterland, welches von den Spekulanten, die dort nichts auszurichten vermochten, mit Recht ein barbarisches genannt wird, von solchem Pariser Ungeziefer zu befreien.

Im Hintergrunde eines köstlichen Thales, das wegen seiner vielen Krümmungen und weil es um so schöner erscheint, je weiter man in dasselbe eindringt, die Vallée Coquette genannt wird, wohnte in einem kleinen Hause, in der Mitte eines von Mauern umschlossenen Weinbergs, ein Mann, der ein halber Narr war und Margaritis hieß.

Herr Margaritis stammte aus Italien ab, war verheirathet, hatte aber keine Kinder und wurde von seiner Frau mit einem allgemein anerkannten Muthe gepflegt; denn Frau Margaritis war in beständiger Todesgefahr bei ihrem Manne, der die fixe Idee hatte, daß er seiner Frau mit einer großen Scheere den Hals abschneiden müsse. Wer kennt aber nicht die wunderschöne Aufopferung, mit der sich die Leute aus der Provinz der Pflege ihrer Kranken widmen, und die Entehrung, die einer Bürgerin zu Theil werden würde, wenn sie ihr Kind oder ihren Gatten der öffentlichen Verpflegung in einem Hospitale übergeben wollte. Wer kennt nicht ferner das Widerstreben, welches die Provinzler zeigen, wenn man von ihnen verlangt, daß sie in Charenton oder irgend einem andern Verpflegungshause ein Kostgeld von hundert Louis oder tausend Thalern zahlen sollen. Wollte Jemand der Frau

Margaritis von den Doctoren Dubuisson, Esquirol, Blanche oder Andern erzählen, so würde sie es mit edlem Unwillen vorziehen, ihre dreitausend Franken und damit zugleich ihren guten Mann zu behalten.

Die unbegreiflichen fixen Ideen des Herrn Margaritis hängen mit dem Ausgange dieser Erzählung zu genau zusammen, als daß wir nicht die auffallendsten derselben mittheilen sollten. Herr Margaritis verließ jedes Mal seine Wohnung, wenn der Regen in Strömen niederschoß und durchwanderte dann barhaupt seinen Weinberg. War er zu Hause, so verlangte er in jedem Augenblick die Zeitung. Seine Frau und die Dienstmagd gaben ihm dann eine alte Zeitung, um ihn zu befriedigen, und seit sieben Jahren hatte er noch nie bemerkt, daß er stets dieselbe Nummer las. Vielleicht hätte ein Arzt nicht ohne Interesse die Verbindung beobachtet, in welcher die Verschlimmerung seiner Anfälle mit den Veränderungen der Witterung stand. Am häufigsten beschäftigte er sich damit, den Zustand der Witterung zu beobachten und Folgerungen über den Einfluß derselben auf seinen Weinberg zu machen.

Wenn seine Frau Besuch hatte, was fast alle Abende stattfand, da die Nachbaren Mitleid mit ihrer Lage fühlten und sich daher zu einem Boston bei ihr einfanden, so war Herr Margaritis gewöhnlich stumm und ruhig, setzte sich in eine Ecke und rührte sich nicht von seiner Stelle. Hatte aber die Uhr zehn geschlagen, so erhob er sich bei dem letzten Schlage mit der maschinenmäßigen Pünktlichkeit der Automaten, welche durch eine Feder in Bewegung gesetzt werden, ging langsam auf die Spielenden zu, richtete einen finstern Blick auf sie und sagte:

„Nun packt Euch!“

Zu gewissen Zeiten schien dieser Mann seinen frühern Verstand zu erlangen und dann ertheilte er seiner Frau herrliche Rathschläge hinsichtlich des Verkaufs ihrer Weine; dann wurde er aber auch wieder außerordentlich unruhig, stahl alles Eßbare aus den Vorrathsschränken und verzehrte es heimlich.

Bisweilen antwortete er den Stammgästen des Hauses, wenn dieselben eintraten, ganz höflich auf ihre Fragen; am häufigsten aber sagte er die unzusammenhängendsten Dinge. Als ihn einst eine Frau gefragt hatte:

„Wie befinden Sie sich heute, Herr Margaritis?“

Da antwortete er:

„Ich habe mich barbirt, und Sie auch?“

„Befinden Sie sich besser, mein Herr?“ fragte ihn ein Anderer.

„Jerusalem! Jerusalem!“ antwortete er.

Meist blickte er seine Gäste stumpfsinnig an, ohne ein Wort zu sagen. Seine Frau bemerkte dann gegen dieselben:

„Der gute Mann hört heute nicht.“

In fünf Jahren war es zwei oder drei Mal um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche vorgekommen, daß ihn diese Bemerkung in Wuth versetzte und er sein Messer mit den Worten hervorzog:

„Das Weib entehrt mich!“

Uebrigens aß und trank er, als hätte er sich bei vollkommener Gesundheit befunden. Daher war es dahin gekommen, daß ihn Jedermann so unbeachtet ließ wie einen alten Stuhl.

Unter allen seinen Wunderlichkeiten war jedoch eine, deren Sinn Niemand zu entdecken vermocht hatte, obschon die scharfsinnigen Geister des Landes alle übrigen auffallenden Handlungen dieses Narren erklären zu können glaubten.

Er wollte nämlich stets einen Sack voll Mehl im Hause haben und von seiner Weinernte zwei Fässer im Keller behalten, ohne daß er erlaubte, jenes Mehl oder den Wein zu berühren. Wenn aber der Monat Juni erschien, so drang er mit der ganzen Unruhe eines Narren auf den Verkauf des Mehles und des Weines. Dann sagte Frau Margaritis gewöhnlich zu ihm, daß sie beides zu einem außerordentlichen Preise verkauft habe, und übergab ihm das Geld, welches er verbarg, ohne daß seine Frau oder sonst Jemand bei aller Aufmerksamkeit sein Versteck zu erforschen vermocht hätte.

Am Vorabende des Tages, an welchem Gaudissart in Vouvray erschien, hatte Frau Margaritis zu Frau Vernier gesagt:

„Ich weiß in der That nicht, wie der folgende Tag für mich hingehen wird. Denken Sie sich, daß der gute Mann durchaus seine beiden Fässer Wein sehen will. Er hat mich den ganzen Tag so gequält, daß ich endlich genöthigt war, ihm zwei Fässer zu zeigen, die unser Nachbar Pierre Champlain nicht zu verkaufen vermocht und auf meine Bitten in unsern Keller gebracht hat. Seit aber der gute Mann dieselben gesehen hat, besteht er darauf, daß er sie selbst verkaufen will.

Frau Vernier hatte ihrem Manne einige Augenblicke vor Gaudissarts Ankunft die Verlegenheit der Frau Margaritis

mitgetheilt, und bei dem ersten Worte des Reisedieners faßte Herr Vernier bereits den Plan, ihn mit dem Herrn Margaritis in ein Geschäft zu verwickeln.

„Mein Herr,“ sagte er zu ihm, als der berühmte Gaudissart den ersten Theil seiner Rede beendigt hatte, „ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß sie bei Ihrer Unternehmung auf große Schwierigkeiten treffen werden. Bei uns zu Lande geht Alles höchst langsam und nichts ist schwieriger als neue Ideen einzuschmuggeln. Wir leben noch heutigen Tags wie ehedem unsere Väter lebten, halten vier Mahlzeiten täglich, bebauen unsere Weinberge und suchen unsern Wein gut an den Mann zu bringen. Unser ganzer Handel besteht einfach darin, daß wir die Dinge theurer wieder verkaufen, als sie uns zu stehen gekommen sind. In diesem Gleise bleiben wir, und selbst der Teufel vermag uns nicht aus demselben zu bringen. Allein ich will Ihnen einen guten Rath geben. In unserm Flecken lebt ein ehemaliger Banquier, zu dessen Einsicht ich das größte Vertrauen habe. Erhalten Sie dessen Billigung, so haben Sie auch die meinige. Vorausgesetzt nun, daß Ihre Vorschläge wirkliche Vortheile begründen und daß wir, Herr Margaritis und ich, uns von der Reellität derselben überzeugt haben, so werden sich wenigstens noch in zwanzig reichen Häusern von Vouvray alle Börsen für Sie öffnen.“

Als Frau Vernier den Namen des Wahnsinnigen hörte, blickte sie auf und sah ihren Mann an.

„Wenn ich nicht irre, so hat meine Frau die Absicht, mit einer unserer Nachbarinnen einen Besuch bei Frau Margaritis abzustatten; wollen Sie also einen Augenblick

verweilen, so können Sie in Gesellschaft der beiden Frauen gehen."

„Du kannst ja Frau Fontanieu abrufen," sagte der alte Tapetenfabrikant, indem er seiner Frau zuwinkte.

Indem er die heiterste, beredteste, scherzhafteste und witzigste Gevatterin aus dem Orte nannte, gab er seiner Frau einen hinreichenden Wink. Er konnte darauf rechnen, daß die beiden Frauen aufmerksam die Scene beobachten würden, welche zwischen dem Narren und dem Reisediener stattfinden mußte, um dann für einen Monat Stoff zur Belustigung des ganzen Fleckens zu haben.

Herr und Frau Vernier spielten ihre Rolle so gut, daß Gaudissart nicht das geringste Mißtrauen faßte, sondern treuherzig in die Schlinge gerieth. Als ein galanter Mann bot er der Frau Vernier seinen Arm und unterwegs kam es ihm vor, als habe er beide Frauen für sich gewonnen und ihre Herzen erobert.

Das Haus des vorgeblichen Banquiers lag da, wo das schöne Thal beginnt. Das Haus selbst, welches die Fuye genannt wurde, zeigte nichts Bemerkenswerthes. Im Erdgeschoß befand sich ein großer getäfelter Salon, und auf jeder Seite desselben ein Schlafzimmer, von denen das eine von dem Manne, das andere von der Frau benutzt wurde. In das Zimmer trat man durch eine Vorhalle, welche als Speisesaal diente und mit der Küche in Verbindung stand.

Ueber diesem Erdgeschoß, das völlig entblößt von jener äußern Eleganz war, durch die sich auch die demüthigsten Häuser in der Touraine auszeichnen, erhob sich ein Mansardendach, zu dessen Räumen eine seitwärts am Hause angebrachte Treppe führte, die sich an eine der Giebelseiten lehnte

und mit einem Bretterdache bedeckt war. Ein kleiner Garten, der mit Fliedern und Stiefmütterchen im Ueberfluß bepflanzt schien, trennte das Wohnhaus von dem Weinberge, und um den Hof herum erhoben sich die übrigen für die Weinwirthschaft nöthigen Gebäude.

Margaritis saß in seinem Wohnzimmer vor dem Fenster auf einem mit Utrechter Sammet beschlagenen Armstuhle und erhob sich nicht, als er die beiden Frauen mit Gaudissart hereintreten sah. Er dachte nur an den Verkauf seiner beiden Fässer Wein. Er war ein dürrer Mann, dessen Schädel vorn kahl, hinten mit wenigen Haaren bedeckt war und eine birnförmige Bildung hatte. Seine Augen lagen tief im Kopfe und über ihnen wölbten sich stark gebogene und dichte schwarze Brauen; seine Nase war scharf wie eine Messerschneide, seine Backenknochen sprangen hervor, die Wangen waren ausgehöhlt, die ganzen Linien des Gesichts schienen im Allgemeinen in die Länge gezogen und Alles, selbst das ungewöhnlich lange und flache Kinn trug zu dem fremdartigen Ausdruck seiner Physiognomie bei, so daß man ihn für einen alten Professor der Rhetorik oder Mathematik hätte halten können.

„Herr Margaritis,“ sagte Frau Vernier zu ihm, „rühren Sie sich doch! Hier ist ein Herr, den Ihnen mein Mann zuschickt und dem Sie mit Aufmerksamkeit zuhören müssen. Lassen Sie Ihre mathematischen Berechnungen für einen Augenblick fahren und sprechen Sie mit ihm.“

Als der Narr diese Worte hörte, erhob er sich, blickte Gaudissart an, gab ihm ein Zeichen, daß er sich setzen möge und sagte zu ihm:

„Reden Sie, mein Herr.“

Die drei Frauen entfernten sich in das Schlafgemach der Frau Margaritis und ließen die Thür offen, um Alles hören und im Fall der Noth sogleich hinzueilen zu können. Kaum hatten sie sich gesetzt, als auch Herr Vernier durch den Weinberg herbeischlich, das Fenster öffnen ließ und geräuschlos einstieg.

„Mein Herr," sagte Gaudissart, „Sie sind auch ein Geschäftsmann gewesen —"

„Ein Staatsmann," unterbrach ihn Margaritis, „ich erhielt unter der Regierung des Königs Murat Calabrien in Ruhe."

„Schau, nun ist er gar in Calabrien gewesen!" sagte mit leiser Stimme Herr Vernier.

„O!" fuhr Gaudissart fort, „dann verstehen wir einander vollkommen."

„Ich höre Ihnen zu," antwortete Margaritis und nahm die Haltung eines Mannes an, der einem Maler sitzt.

„Mein Herr," sagte Gaudissart und drehte den Schlüssel seiner Uhr, an dem er zerstreut zu spielen und ihm eine kreisförmige Bewegung mitzutheilen pflegte, die in einem hohen Grade die Aufmerksamkeit des Narren erregte und wahrscheinlich viel dazu beitrug, daß er ruhig blieb; „mein Herr, wenn Sie nicht ein geistreicher Mann wären —"

Der Narr verneigte sein Haupt.

„So würde ich mich damit begnügen, Ihnen die materiellen Vortheile des Geschäftes vorzurechnen, dessen psychologische Gründe ich Ihnen auf hohen Befehl aus einander setzen werde. Hören Sie mich an! Sie werden mir eingestehen, daß von allen Reichthümern die Zeit der kostbarste ist, und daß der nothwendig reich werden muß, welcher mit

der Zeit sparsam umgeht. Nun giebt es aber nichts in der Welt, was mehr Zeit raubte als die Besorgnisse über die Zukunft der Unsrigen; und wenn man also in dieser Hinsicht eine Sicherheit gewähren kann, so gewährt man zugleich die größte Zeitersparniß und giebt also demjenigen, welcher für den Augenblick arm ist, die Versicherung, daß er fortan reich sein werde.

„Reich, da haben Sie recht," sagte Margaritis.

„Nun, mein Herr, ich bin von einer Gesellschaft von Banquiers und Kapitalisten in die Departements geschickt, von Männern, denen es nicht entgangen ist, welcher ungeheure Verlust an Zeit und Kräften auf die besagte Weise stattfindet. Wir haben daher die Idee gefaßt, den Leuten, welche an die Zukunft denken, eben diese Zukunft zu kapitalisiren und den Werth derselben ihren Erben zu sichern. Es handelt sich also mit andern Worten dabei nicht mehr um eine Ersparniß der Zeit, sondern darum, derselben einen Werth zu geben, sie zu berechnen und auf pecuniäre Weise die Produkte derselben darzustellen. Das ist ein gewaltiger Fortschritt, eine Bewegung, die einer bessern Ordnung der Dinge entgegengeht, eine Bewegung, die wir der Thätigkeit unserer Zeit verdanken, welche endlos vorwärts schreitet, wie ich Ihnen noch weiter aus einander zu setzen gedenke. Ich will mich jedoch solcher Beispiele bedienen, die in die Sinne fallen und die rein abstrakte Auseinandersetzung aufgeben, oder, mit andern Worten zu sagen, von der Mathematik der Ideen zu der bildlichen Darstellung derselben übergehen. Anstatt ein Grundeigenthümer zu sein, der von seinen Renten lebt, könnten Sie auch ein Maler sein, ein Tonkünstler, ein Dichter —"

„Ich bin Maler,“ sagte der Narr.

„Nun gut, setzen wir den Fall, da Sie meine bildliche Redeweise so wohl verstehen, Sie sollen Maler sein, Sie haben eine schöne Zukunft, eine reiche Zukunft. Aber ich gehe noch weiter.“

Als der Narr diese letzten Worte hörte, sah er Gaudissart unruhig an, ob er wirklich noch weiter gehen würde. Erst als er sah, daß er sitzen bliebe, ermuthigte er sich wieder.

„Sie sind nichts von alle dem,“ fuhr Gaudissart nun fort, „aber sie fühlen —“

„Ja, ich fühle,“ sagte der Narr.

„Sie fühlen und denken: ich kann Minister werden! Nun gut, Sie, als Maler, als Künstler, als Gelehrter, als zukünftiger Minister, Sie berechnen Ihre Hoffnungen, schätzen dieselben und erwägen danach, daß Sie wenigstens hunderttausend Thaler werth sind —“

„Sie bringen mir also hunderttausend Thaler?“ fragte der Narr.

„Ja, mein Herr, und Sie sollen dieselben sehen. Ihre Erben aber müssen dieselben nothwendig in die Hände bekommen, wenn Sie dereinst sterben. Nun können Sie sich dreist allen Spekulationen überlassen, ohne daß Sie dabei Ihr Leben zu schonen brauchen, denn Sie wissen, daß dasselbe bezahlt werden wird. Wenn Sie aber einmal, wie ich die Ehre hatte Ihnen zu sagen, den Belauf Ihres eingebildeten Kapitals festgesetzt haben, denn es ist ein eingebildetes Kapital, verstehen Sie das richtig, ein eingebildetes.“

„Ich verstehe,“ sagte der Narr.

„So unterzeichnen Sie einen Versicherungsvertrag mit der Verwaltung, welche Ihnen, dem Maler, einen Werth von hunderttausend Thalern zuerkennt.“

„Ich bin Maler,“ sagte der Narr.

„Nein,“ fuhr Gaudissart fort, „Ihnen, dem Tonkünstler, dem Minister, und was Sie sonst noch Alles sind, wird jener Werth eingeräumt und die Verwaltung verpflichtet sich, denselben an Ihre Familie und Ihre Erben auszuzahlen, wenn durch Ihren Tod die Hoffnungen und Einkünfte, die auf das eingebildete Kapital gegründet sind, vernichtet werden; die Bezahlung der Prämie reicht demnach hin zur Sicherung Ihres —“

„Ihres Reichthums,“ sagte der Narr, indem er ihn unterbrach.

„Natürlich, mein Herr. Man sieht sogleich, daß der Herr selbst Geschäftsmann gewesen ist.“

„Ja,“ sagte der Narr, „ich habe 1798 die Territorial-Bank in der Rue des Fossés-Montmartre begründet.“

„Dann,“ fuhr Gaudissart fort, „um die eingebildeten Kapitalien auszahlen zu können, die sich Jedermann beilegt, ist durchaus nöthig, daß die Versicherten eine gewisse Prämie zahlen, drei Prozent vielleicht, eine Lumperei von drei Prozent. Dadurch also, daß Sie jährlich eine ganz geringe Summe zahlen, eine wahre Bettelei, sichern Sie Ihre Familie gegen die traurigen Folgen, die Ihr Tod mit sich bringen könnte.“

„Ich lebe ja noch,“ sagte der Narr.

„Ja, allein wie lange werden Sie noch leben? Was Sie mir da einwenden, ist der häufigste Einwand, der gewöhnlichste Widerspruch, und hätten wir diesen nicht vorher-

gesehen, zum Voraus niedergeschmettert und widerlegt, so wären wir nicht werth, die Buchhalter im großen Bureau der Lebenskenntnisse zu sein. Mein Herr, ich sage das keineswegs um Ihretwillen, allein man stößt allenthalben auf Menschen, welche die Absicht haben, irgend etwas Neues zu lernen, und Leute sprechen zu hören, welche bei ihren Geschäften ergraut sind! — Aber die Welt ist ein Mal so. Ich mag sie nicht verändern. Ihr Widerspruch ist ein Unsinn."

„Quesaco?" fragte Margaritis.

„Ich will Ihnen zeigen, warum. Wenn Sie leben, und die Summe errungen haben, zu welcher Sie in Ihrer Versicherungskarte gegen die Wechselfälle des Todes abgeschätzt sind, folgen Sie meinen Worten wohl —"

„Ich folge. —"

„Nun, dann haben Sie in Ihren Unternehmungen Glück gehabt! Sie haben gerade deswegen Glück haben müssen, weil Sie Ihr Leben versichert hatten; denn Sie verdoppelten die Ursachen des Erfolgs, indem Sie sich von allen Besorgnissen losmachten und befreiten, die man dann hat, wenn man Gatte und Vater ist, weil Frau und Kinder in das grenzenloseste Elend gestürzt werden können. Sind Sie demnach an Ihr Ziel gelangt, so streichen Sie das eingebildete Kapital ein, gegen welches die Versicherungsgelder nur eine Kleinigkeit gewesen sind —"

„Eine herrliche Idee!"

„Nicht wahr, mein Herr," fuhr Gaudissart fort, „ich nenne das eine gegenseitige Versicherung gegen das Elend, einen Wechsel, den man auf das Talent zieht."

„Für Sie."

„Teufel, der gute Mann ist schlau. Ich habe mich getäuscht,“ dachte Gaudissart. „Ich muß meinen Mann durch höhere Betrachtungen beherrschen, vielleicht durch mein Wischiwaschi Nummer eins.“

„Keineswegs, mein Herr, für Sie, der Sie —“

„Würden Sie ein Glas Wein annehmen?“ fragte Margaritis.

„Sehr gern,“ antwortete Gaudissart.

„Frau, bring uns doch eine Flasche Wein. Zapfe sie aus einem der beiden Fässer, die wir noch haben.“

„Sie sind hier im Herzen von Vouvray,“ sagte der gute Mann und zeigte Gaudissart seine Weinberge.

Die Magd brachte gleich darauf Gläser und eine Flasche Wein vom Jahre 1819. Der gute Margaritis goß ihn mit großer Vorsicht in ein Glas und reichte dieses mit großer Feierlichkeit dem Herrn Gaudissart hin, der es ergriff und austrank.

„Sie überraschen mich, mein Herr,“ sagte der Reisediener, „das ist Madeira, echter Madeira-Wein.“

„Ich glaube das wohl,“ sagte der Narr. „Es ist eben ein Fehler des Weines von Vouvray, daß man ihn als gewöhnlichen Wein oder Tischwein nicht gebrauchen kann, er ist zu edel und zu stark. Daher verkauft man ihn in Paris als Madeira, nachdem man noch etwas Sprit hinzugefügt hat. Unser Wein ist so sehr ein Liqueur-Wein, daß viele Kaufleute von Paris uns unsere Weine abkaufen, wenn die Lese für die Holländer und Belgier nicht gut genug ausgefallen ist. Sie verschneiden dann unsern Wein mit Weinen aus der Umgegend von Paris und machen auf diese Art Bordeaux-Weine nach. Was Sie aber in diesem Augenblick trin-

ken, mein theurer und sehr liebenswürdiger Herr, das ist ein königlicher Wein, die Seele von Vauvray. Ich habe noch zwei Fässer, nur noch zwei Fässer. Liebhaber von edlen Weinen, von ausgesuchten Weinen, welche auf ihre Tafeln Weinarten bringen wollen, die man im Handel gar nicht antrifft, wie es in Paris manche Häuser giebt, welche Eigenliebe für ihre Weine besitzen, machen ihre Bestellungen unmittelbar bei uns. Kennen Sie vielleicht Personen, welche —"

„Kehren wir zu unsern Geschäften zurück," sagte Gaudissart.

„Wir sind schon wieder dabei, mein Herr," versetzte der Narr.

„Sie haben also entweder Ihre eingebildeten Kapitalien verwirklicht," sagte Gaudissart, „oder —"

„Ich habe sie verwirklicht, mein Herr. Wollen Sie vielleicht meine beiden Fässer Wein kaufen? Wegen der Zahlungstermine würden wir uns schon einigen."

„Nein," sagte der berühmte Gaudissart, „ich spreche jetzt noch von der Sicherung der eingebildeten Kapitalien und fahre in meinen Beweisgründen fort."

Der Narr beruhigte sich.

„Ich sage, mein Herr, daß nach Ihrem Tode das Kapital ohne Schwierigkeiten an Ihre Familie ausgezahlt wird."

„Ohne Schwierigkeiten?"

„Ja, vorausgesetzt, daß kein Selbstmord stattgefunden hat."

„Diese Beschränkung kann Grund zu Häkeleien abgeben."

„Nein, mein Herr. Wie Sie selbst wissen, ist der Selbstmord eine von jenen Handlungen, die stets leicht zu bestätigen sind.“

„In Frankreich,“ sagte der Narr. „Aber —“

„Im Auslande,“ fiel ihm Gaudissart in die Rede; „mein Herr, um hinsichtlich dieses Punktes zu endigen, muß ich Ihnen sagen, daß der Selbstmord im Auslande und der Tod auf dem Schlachtfelde außerhalb der —“

„Was versichern Sie denn also? — gar nichts!“ rief Margaritis aus. „Da war es ganz anders mit meiner Territorial-Bank, die beruhte auf —“

„Gar nichts, mein Herr?“ rief Gaudissart ihn unterbrechend aus; „bedenken Sie denn nicht, daß die meisten Menschen in Folge von Krankheiten, Kummer, Elend und Leidenschaften sterben? Lassen wir uns also nicht auf Fälle ein, die nur als seltene Ausnahmen vorkommen können.“

„Nein, das wollen wir auch nicht,“ sagte der Narr.

„Was entspringt nun aus unserm Unternehmen? Ihnen, der Sie selbst Banquier sind, werde ich die Folgen mit klaren Worten deutlich machen können. Denken wir uns einen Mann, der eine Zukunft hat, gut gekleidet ist, von seiner Kunst lebt: er hat Geld nöthig und bittet um solches. Niemand giebt ihm etwas. Die ganze civilisirte Welt verweigert diesem Manne Geld, obgleich er in Gedanken die civilisirte Welt beherrscht und eines Tags sie in der That durch seinen Pinsel, durch seinen Meißel, durch das Wort, durch einen Gedanken, durch ein System beherrschen muß. Grausame civilisirte Welt! Sie hat kein Brod für ihre großen Männer, die ihr ihren Luxus gewähren; sie nährt dieselben nur mit Ungerechtigkeiten und Spöttereien; die Behauptung

ist stark, allein ich nehme kein Jota von derselben zurück. Nun kommt der große Mann zu uns, wir erkennen in ihm den großen Mann, begrüßen ihn mit Achtung und hören ihm zu. Er sagt zu uns:“

„Meine Herren von der Versicherungs-Anstalt, mein Leben ist so und so viel werth, von meinem Erwerb werde ich so und so viel Prozent Prämien zahlen.“

„Auf der Stelle lassen wir ihn zu der köstlichen Tafel der Civilisation als einen der ersten Gäste —“

„Dazu haben Sie auch Wein nöthig —“ sagte der Narr.

„Als einen der ersten Gäste. Er unterzeichnet seine Police, nimmt unser Stückchen Papier, unsere jämmerlichen Papierschnitzchen, die dennoch mehr Kraft haben, als je sein Talent hatte; denn hat er nun Geld nöthig, so darf er nur diese Police, dieses Blättchen Papier vorzeigen, und Jedermann borgt ihm Geld. Auf der Börse, bei den Banquiers, überall, selbst bei den Wucherern, findet er Geld, weil er eine Bürgschaft darbietet. Nun sagen Sie selbst, mein Herr, ob wir nicht eine empfindliche Lücke in unserm Staatensysteme ausgefüllt haben. Allein, mein Herr, das ist nur ein Theil der Operationen, welche die Gesellschaft in Bezug auf das menschliche Leben unternimmt. Wir sichern auch die Schuldner mittelst eines andern Systems von Prämien. Wir bieten lebenslängliche Interessen nach einem Satze dar, der sich nach dem Alter richtet, nach einer unendlich vortheilhaftern Stufenleiter, als bisher bei irgend welchen Tontinen stattfand, die sich auf falsche Sterblichkeitsberechnungen stützten.“

„Trinken Sie ein Glas Wein,“ sagte der Narr, „Sie

verdienen es wohl. Ihnen muß man den Magen anfeuchten, damit die Kehle nicht vertrockne. Mein Herr, der Wein von Vauvray, wenn er gut erhalten ist, ist ungemein vortheilhaft für den Magen."

„Was meinen Sie nun zu meinen Vorschlägen?" fragte Gaudissart und leerte sein Glas.

„Sie sind herrlich, ganz neu, sehr nützlich; aber ich ziehe doch die Wechselgeschäfte auf Grundbesitzungen vor, wie sie in meiner Bank betrieben wurden."

„Sie haben vollkommen Recht, mein Herr," antwortete Gaudissart; „allein das ist vorüber, das ist abgemacht. In der That war es auch nur ein kleiner Gedanke, wenn Sie ihn mit dem Gedanken, die Hoffnungen in Geld umzusetzen, vergleichen. Es bedurfte unserer Zeit, dieser Zeit der Uebergänge und Fortschritte, um einen solchen Gedanken zu verwirklichen!"

„Ja, ich liebe die Fortschritte," sagte der Narr, „ich gehe stets mit der Zeit vorwärts."

„Dann lesen Sie auch Zeitungen," versetzte Gaudissart.

„Zeitungen," sagte Margaritis, „allerdings, ich bin ganz vernarrt in die Zeitungen."

„Frau! Frau! wo ist die Zeitung?" rief er, indem er sich nach der Kammer seiner Frau wandte.

„Ei, mein Herr, wenn Sie an den Zeitungen so viel Theil nehmen, so können wir auch in dieser Hinsicht ein Wörtchen mit einander sprechen."

„Ja, aber zuvor gestehen Sie, daß dieser Wein —"

„Köstlich ist," ergänzte Gaudissart.

„Wir wollen die Flasche mit einander austrinken."

Der Narr goß einige Tropfen in sein Glas und füllte dann Gaudissarts Glas bis an den Rand.

„Nun, mein Herr, ich habe noch zwei Fässer von diesem Weine. Wenn Sie ihn gut finden und mir abkaufen wollen —“

„Das könnte sich machen,“ sagte Gaudissart. „Die Väter des Saint-Simonismus haben mich gebeten, ihnen einen guten Wein zu verschaffen. — Wir wollen jetzt über Ihr großes und schönes Zeitungsunternehmen sprechen. Da Sie die Versicherungs-Angelegenheit so herrlich begreifen und mich gewiß mit allen Ihren Kräften in diesem Canton unterstützen werden.“

„Sehr gern,“ sagte Margaritis. „Wenn —“

„Ich verstehe; wenn ich Ihnen Ihren Wein abkaufe. Ihr Wein ist sehr schön.“

„Man macht Champagner aus ihm; in Tours hält sich jetzt ein Pariser auf, der unsere Weine in Champagner-Weine verwandelt.“

„Das glaube ich gern, mein Herr. Der Globe, von dem Sie gewiß schon gehört haben —“

„O, ich habe ihn oft gesehen,“ sagte Margaritis.

„Davon war ich bereits überzeugt,“ sagte Gaudissart. „Mein Herr, wer einen so hellen Kopf hat wie Sie, konnte mit der neuen Theorie und Bildung der Menschheit nicht lange unbekannt bleiben. Eigentlich hätte die Unterwürfigkeit des Menschen gegen den Menschen schon mit dem Tage aufhören sollen, da der Christus erschien, um die Gleichheit der Menschen vor Gott auszusprechen. Allein bis jetzt ist diese Gleichheit eine beklagenswerthe Chimäre geblieben. Saint-Simon ist nun als zweiter Christus aufgetreten.“

„Er ist also gekreuzigt,“ sagte Margaritis.

„Allerdings hat auch er sein schweres Kreuz zu tragen, er arbeitet für die ganze Welt. Was er will, das ist der Liberalismus, die allgemeine geistige Freiheit. Nach seinem neuen Gesetze soll Jeder nur nach seinem freien Willen wirken und dem Andern gleich stehen.“

„Was machen wir dann mit den Dienstboten?“ fragte Margaritis.

„Sie bleiben Dienstboten, mein Herr, wenn sie keine andern Fähigkeiten besitzen, als die, Dienstboten zu sein.“

„Wozu nützt dann die neue Lehre?“

„Um sie zu beurtheilen, mein Herr, muß man sich auf den höchsten Standpunkt stellen, von welchem herab man einen allgemeinen Ueberblick der Menschheit haben kann. Daher hat auch unsere neue Zeitung den Namen: der Globe, die Weltkugel, weil wir den ganzen Weltball zu reformiren gedenken.“

„Trinken die Herren Reformatoren auch Wein?“

„Ja, mein Herr. Ich darf versichern, daß ihr Haus auf einen herrlichen Fuß eingerichtet ist; die schönsten Salons findet man darin und alle Tage ist großer Besuch zugegen, denn man baut dort an einer neuen Welt.“

„Dazu sind viele Arbeiter nöthig, welche ebenfalls Wein trinken,“ sagte der Narr.

„Allerdings, mein Herr.“

„Da kaufen Sie die beiden Fässer Wein von Vouvray, die ich noch liegen habe, zweihundertundsiebzig Flaschen, für hundert Franken, eine Lumperei.“

„Wie hoch setzt der die Flasche an?“ berechnete Gaudissart. „Ei, sieben und einen halben Sous, dazu Fracht

und Eingangssteuer, macht noch immer nicht zehn Sous, das wäre ein herrliches Geschäft. Wir bezahlen die anderen Weine weit theurer. Ich halte den Mann beim Worte, er mag mir den Wein verkaufen, dessen ich bedarf, und ich will ihn beherrschen."

„Nun, mein Herr," versetzte Gaudissart, „wenn man sich streitet, so ist man auch bereit, sich zu verständigen. Lassen Sie uns also offen mit einander reden. Sie haben einen großen Einfluß in dieser Gegend?"

„Ich bin der Erste in Vouvray," sagte der Narr.

„Sie haben die Angelegenheit mit der Lebensversicherung vollkommen verstanden?"

„Vollkommen."

„Sie haben auch die ganze Wichtigkeit des Globe begriffen?"

„Ich stehe mit beiden Füßen auf ihm."

Gaudissart hörte gar nicht mehr auf die Antworten des Andern, sondern nur auf sich selbst, weil er seines Triumphes gewiß war.

„Was Sie betrifft, so begreife ich allerdings, daß Sie in Ihrem jetzigen Alter, und da Sie Ihr Glück bereits gemacht haben, keine Lust zur Versicherung mehr fühlen werden. Allein, mein Herr, Sie können bewirken, daß andere Leute im Canton ihr Leben versichern: solche, die entweder einen besonderen persönlichen Werth haben, oder deren Familien sich in einer gedrückten Lage befinden. Wenn Sie also auf den Globe abonniren und mich hinsichtlich der Lebensversicherung mit Ihrem Ansehen unterstützen, so können wir uns auch hinsichtlich der beiden Fässer Wein verständigen. Gehen Sie auf unsern Erdball ein?"

„Ich stehe fest auf dem Erdball.“

„Werden Sie mich bei den einflußreichsten Personen dieses Bezirks unterstützen?“

„Ich werde Sie unterstützen —“

„Und? —“

„Und —“

„Und ich — aber Sie abonniren doch auf den Erdball?“

„Auf den Erdball, auf diese schöne Zeitung,“ sagte der Narr.

„Ja, mein Herr, es ist eine Zeitung voll von Leben, Kraft, Wissenschaft und Gelehrsamkeit, dabei schönes Papier und schöner Druck.“

„Das gefällt mir,“ antwortete der Narr.

„Dazu kommt, daß der Globe nur eine Lumperei kostet, achtzig Franken.“

„Das gefällt mir nicht mehr,“ sagte der gute Mann.

„Mein Herr,“ sagte Gaudissart, „Sie haben jedenfalls Enkel?“

„Zwei,“ antwortete Margaritis, der anstatt Enkel Schenkel verstanden hatte.

„Dann abonniren Sie auch auf die Kinderzeitung; sie kostet nur sieben Franken jährlich.“

„Kaufen Sie mir meine beiden Fässer Wein ab, und ich abonnire auf eine Kinderzeitung, das ist eine schöne Idee. Sind nicht die Kinder Menschen, die durch Menschen geschaffen sind?“

„Sie haben es getroffen.“

„Ich habe es getroffen.“

„Sie haben also die Güte, mein Führer in diesem Bezirk zu sein?“

„In diesem Bezirk.“

„Ich habe Ihre Billigung?“

„Sie haben dieselbe.“

„Nun, mein Herr, so kaufe ich Ihre beiden Fässer Wein zu hundert Franken.“ —

„Nein, nein! für hundertundzehn.“

„Mein Herr, es mag sein, auch für hundertundzehn.“

„Nun kommen Sie mit mir und besehen Sie meinen Weinberg.“

„Gern,“ sagte Gaudissart, „denn dieser Wein steigt in den Kopf.“

Und der berühmte Gaudissart ging nun mit Herrn Margaritis, der ihn von einem Rebstocke zum andern, von einem Senker zum andern führte. Die drei Frauen und Herr Vernier konnten nun nach ihrem Belieben lachen, während sie aus der Ferne zusahen, wie die beiden Männer mit einander sprachen und gestikulirten, jetzt stehen blieben und dann wieder weiter gingen.

„Warum mag ihn der gute Mann in den Weinberg geführt haben?“ fragte Vernier.

Endlich kehrte Margaritis mit dem Reisediener zurück und Beide gingen mit eiligen Schritten, wie Leute, denen es daran gelegen ist, eine Sache bald zu Ende zu bringen.

„Sie werden ihre Geschäfte abgemacht haben!“ sagte Herr Vernier.

Und in der That setzte sich der berühmte Gaudissart an einen Tisch und schrieb zur großen Freude des Narren eine Bestellung auf zwei Fässer Wein nieder. Herr Margaritis las die Verpflichtung des Reisenden und gab ihm

dann sieben Franken für ein Abonnement auf eine Kinderzeitung.

„Auf morgen also, mein Herr," sagte der berühmte Gaudissart, indem er seinen Uhrschlüssel in eine drehende Bewegung setzte; „ich werde morgen die Ehre haben, Sie abzurufen. Den Wein können Sie unmittelbar nach Paris an die bezeichnete Adresse abgehen lassen und die Bezahlung durch einen Wechsel erheben."

Gaudissart war ein Normanne und hielt daher nie eine Verpflichtung für vollständig, welche nicht von beiden Seiten versichert war: er verlangte daher auch von Herrn Margaritis etwas Schriftliches und dieser unterzeichnete gern die Versicherung, daß er zwei Fässer Wein aus seinem Weinberge senden werde. Der berühmte Gaudissart eilte nun heiter und vergnügt nach der goldenen Sonne zurück, wo er natürlich mit dem Wirthe über seine Geschäfte sprach.

Mitouflet war ein verschlagener Mann, der aber nie über einen Scherz lachte.

„Sie haben hier recht geistreiche Männer," sagte Gaudissart, indem er sich an das Fenster lehnte und seine Cigarre an Mitouflets Pfeife anzündete.

„Wie verstehen Sie das?" fragte Mitouflet.

„Nun, Sie haben hier Männer, welche mit den neuesten politischen Ideen vertraut und bekannt sind."

„Bei wem sind Sie denn gewesen, wenn ich fragen darf?" fragte unschuldig der Gastwirth und blies gar pfiffig eine Wolke zwischen seinen Lippen hervor.

„Bei einem alten Schlaukopf, Namens Margaritis."

Mitouflet blickte seinen Gast mit einem kalten Spott an...

„Sie haben Recht, der Mann weiß sehr viel! Er weiß oft zu viel, so daß ihn andere ehrliche Leute nicht verstehen können.“

„Das glaube ich, er versteht sich auf die hohen Fragen der Finanzwelt.“

„Ja,“ sagte der Gastwirth. „Ich habe daher auch stets bedauert, daß er ein Narr ist.“

„Wie! ein Narr?“

„Ja doch, ein Narr! so wie man ein Narr ist, wenn man närrisch ist,“ wiederholte Mitouflet. „Allein er ist nicht gefährlich, denn seine Frau bewacht ihn. Sie haben sich also wirklich mit ihm verständigen können?“ fuhr der unerbittliche Mitouflet mit der größten Kaltblütigkeit fort. „Das ist wunderlich.“

„Wunderlich!“ rief Gaudissart aus; „wunderlich! so hat also Ihr Herr Vernier mich zum Narren gehabt?“

„Er hat Sie zu ihm geschickt?“ fragte Mitouflet.

„Ja.“

„Frau!“ rief der Gastwirth, „denk' Dir nur, Herr Vernier hat den Einfall gehabt, den Herrn zu dem Narren Margaritis zu schicken! —“

„Was haben Sie denn nur mit ihm sprechen können, mein lieber guter Herr?“ fragte die Frau. „Der Mann ist ja wahnsinnig.“

„Er hat mir zwei Fässer Wein verkauft.“

„Und Sie haben denselben gekauft?“

„Ja.“

„Das ist immer seine fixe Idee, daß er Wein verkaufen will. Er hat aber gar keinen.“

„Schön,“ sagte der Reisende. „Ich werde mich sogleich zu Herrn Vernier begeben und ihm meinen Dank abstatten.“

Gaudissart begab sich wirklich sogleich zornentflammt zu dem ehemaligen Tapetenfabrikanten, den er in seinem Wohnzimmer antraf, wo er sich bereits damit belustigte, einigen Nachbaren seinen Schwank zu erzählen.

„Mein Herr,“ sagte der König der Reisenden und warf zornglühende Blicke auf ihn, „Sie haben mir Genugthuung für die Beleidigung zu geben, die Sie mir angethan haben, indem Sie mich zu einem Manne schickten, dessen Wahnsinn Ihnen bekannt ist. Verstehen Sie mich, Herr Vernier, Herr Tapetenfabrikant?“

Das war die Anrede, welche Gaudissart vorbereitet hatte, gleich wie ein Schauspieler seinen Eintritt auf die Bühne vorbereitet.

„Wie?“ antwortete Vernier, dem die Gegenwart seiner Nachbaren Muth verlieh, „denken Sie, daß wir nicht das Recht hätten, über einen Mann zu spotten, der nach Vouvray kommt, um unsern Kapitalienwerth zu berechnen, und zwar unter dem Vorwande, daß wir große Männer, Maler, Dichter seien, und der uns so gewissermaßen mit Leuten, die keinen Pfennig in der Tasche haben, auf gleiche Stufe stellt! Was sollen wir anders mit einem Narren machen, der uns den Vorschlag thut, auf eine Zeitung zu abonniren, die uns eine verrückte Religion predigt, deren erster Grundsatz gleich ist, daß wir unsere Eltern nicht beerben sollen? Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß der wahnsinnige Margaritis vernünftigere Dinge gesprochen hat, als Sie vorgebracht haben. Und worüber können

Sie sich noch beklagen? Sie haben sich Beide auf das Beste verständigt, mein Herr. Diese Herren können mir bezeugen, daß außer Margaritis Niemand anders im ganzen Bezirke lebt, der Ihr Kauderwelsch so wohl verstanden haben würde."

„Es kann Ihnen allerdings scheinen, als sprächen Sie da ganz vernünftige Dinge, mein Herr, ich aber halte mich für beleidigt, und verlange Genugthuung von Ihnen."

„Nun gut, mein Herr, so will ich Sie auch für beleidigt halten, wenn Ihnen das angenehm ist; Genugthuung aber werde ich Ihnen nicht geben. Ich sehe dazu keinen Grund. Sie sind ein Spaßvogel!"

Bei diesem Worte stürzte Gaudissart auf den Tapetenfabrikanten zu und wollte ihm eine Ohrfeige geben; allein die Leute von Vouvray hatten das voraus gesehen, sprangen zwischen die beiden Männer und der berühmte Gaudissart konnte daher nur die Perücke des Tapetenfabrikanten beohrfeigen, welche vor Schrecken ihren Sitz verließ und auf den Kopf des Fräulein Clara Vernier flog.

„Wenn Sie damit noch nicht zufrieden sind," sagte er, „mein Herr, so wissen Sie, daß ich bis morgen früh im Gasthofe zur goldenen Sonne bleibe und bereit bin, Ihnen zu zeigen, was man unter Genugthuung versteht! Ich habe mich an den Julitagen geschlagen, mein Herr."

„Gut, Sie sollen sich auch in Vouvray schlagen," antwortete der Tapetenfabrikant, „und werden vielleicht länger hier bleiben, als Sie glauben."

Gaudissart ging und versuchte, sich diese Antwort zu erklären, deren Sinn ihm eine böse Vorbedeutung zu haben

schien. Zum ersten Mal in seinem Leben fehlte ihm bei Tische seine gewöhnliche Heiterkeit.

Der ganze Flecken Vouvray gerieth in Aufregung, weil das Abenteuer des Herrn Gaudissart ungemein schnell bekannt wurde. Bisher war in diesem gesegneten Lande noch nie die Rede von einem Zweikampfe gewesen.

„Herr Mitouflet, ich muß mich morgen mit Herrn Vernier schlagen," sagte Gaudissart zu seinem Wirthe; „wollen Sie mein Zeuge sein, da ich sonst Niemand hier kenne?"

„Sehr gern," antwortete der Gastwirth.

Kaum hatte Gaudissart sein Mittagsessen beendet, als Frau Fontanieu und der Adjunct von Vouvray in der goldenen Sonne erschienen, den Wirth bei Seite führten und ihm vorstellten, wie traurig es für den Ort wäre, wenn hier ein gewaltsamer Tod Statt fände. Sie schilderten ihm die schreckliche Lage der guten Frau Vernier und beschworen ihn, die Sache wieder auszugleichen, damit das Leben eines ihrer Mitbürger erhalten werde.

„Das nehme ich auf mich," sagte der schlaue Gastwirth.

Als es Abend geworden war, begab er sich auf das Zimmer des Reisenden, und brachte ihm Federn, Tinte und Papier.

„Was bringen Sie mir da?" fragte Gaudissart.

„Nun, Sie werden sich morgen schlagen," sagte Mitouflet, „und ich dachte mir daher, daß Sie noch einige kleine Verfügungen zu treffen haben könnten; namentlich möchten Sie wohl Personen kennen, die Ihnen theuer sind, und an die Sie noch einmal zu schreiben haben. O! man stirbt allerdings nicht gleich. Verstehen Sie sich auf das Fechten, und wollen Sie sich vielleicht üben, so habe ich Rappiere."

„Sehr gern.“

Mitouflet ging, und kehrte bald darauf mit zwei Rappieren zurück.

„Nun wollen wir sehen!“

Beide legten sich aus und Mitouflet trieb, als ehemaliger Profoß der Grenadiere, Gaudissart bald so in die Enge, daß dieser dicht an die Wand gedrängt wurde.

„Teufel! Sie sind ein tüchtiger Fechter,“ sagte Gaudissart athemlos.

„Herr Vernier versteht sich noch weit besser auf Stoß und Hieb, als ich.“

„Teufel! Teufel! ich werde mich lieber mit ihm auf Pistolen schlagen.“

„Das rathe ich Ihnen auch; denn wenn wir große Reiter-Pistolen nehmen und dieselben nicht zu stark laden, so wird nie etwas riskirt und beide Theile können mit Ehren den Platz verlassen. Lassen Sie mich das nur machen. Alle Wetter! zwei wackere Männer sollten sich um einer Lumperei willen um das Leben bringen!“

„Sind Sie auch gewiß, daß die Pistolen nicht treffen? Es sollte mir doch leid thun, wenn ich den Mann todt schösse.“

„Schlafen Sie in Ruhe.“

Am folgenden Morgen standen die beiden Gegner auf dem Wahlplatze einander gegenüber. Der tapfere Vernier hätte beinahe eine Kuh todt geschossen, welche zehn Schritte von ihm weidete.

„Sie haben in die Luft gezielt,“ sagte Gaudissart.

Als er diese Worte gesagt hatte, eilten die beiden Feinde auf einander zu und umarmten sich.

„Mein Herr,“ sagte der Reisende, „Ihr Scherz war

ein wenig hart, aber ich verzeihe Ihnen. Es thut mir jetzt leid, daß ich Ihnen eine Ohrfeige gegeben habe; allein ich war vor Aerger meiner Besinnung nicht mächtig, und halte Sie jetzt für einen Ehrenmann."

„Mein Herr, wir wollen Ihnen dagegen zwanzig Kinderzeitungen abnehmen," antwortete der Tapetenfabrikant, der noch immer bleich vor Schrecken war.

„Wenn das ist," sagte Gaudissart, „so wollen wir auch mit einander frühstücken! Männer, die sich mit einander schlagen, sind auch stets bereit, sich wieder zu versöhnen!"

„Herr Mitouflet," sagte Gaudissart, als er nach Vouvray zurückkehrte, „Sie müssen doch hier einen Huissier haben —"

„Warum?"

„Ich will eine Anmahnung an den kleinen Herrn Margaritis schicken, damit ich die beiden Fässer Wein desto sicherer bekomme."

„Aber er hat keinen Wein," sagte Vernier.

„Nun, mein Herr, die Sache läßt sich machen, wenn ich sechzig Franken Schadloshaltung bekomme. Ich will wenigstens nicht haben, daß sich Euer Flecken rühmen könnte, dem berühmten Gaudissart das Fell über die Ohren gezogen zu haben."

Frau Margaritis fürchtete sich vor einem Prozesse, in welchem der Kläger jedenfalls Recht bekommen mußte, und brachte daher dem gnädigen Reisenden die verlangten sechzig Franken. Dieser dagegen hatte sich überzeugt, daß es vergebens sein würde, wollte er sich ferneren Bemühungen in einem Bezirke unterziehen, der allerdings der heiterste in

ganz Frankreich ist, aber auch neuen Ideen am meisten widerstrebt.

Als der berühmte Gaudissart von seiner Reise in die südlichen Departements zurückkehrte, saß er in der Postkutsche des Herrn Caillard und hatte einen jungen Mann zum Nachbar, dem er die Geheimnisse des Lebens zu erklären suchte, weil er ihn ohne Zweifel noch für ein Kind hielt.

Als sie an Vauvray vorüber kamen, rief der besagte junge Mann aus: „Der Ort hat eine köstliche Lage!“

„Ja, mein Herr,“ sagte Gaudissart, „allein die Einwohner sind nichts werth. Sie würden hier alle Tage einen Zweikampf haben. Sehen Sie, da an der Stelle habe ich mich vor drei Monaten auf Pistolen geschlagen, und zwar mit einem verdammten Tapetenfabrikanten; aber . . . ich habe ihn zu Boden gestreckt! . . .“

Das
unbekannte Meisterwerk.

1. Gillette.

Gegen Ende des Jahres 1612 stand an einem kalten Decembermorgen ein junger Mann, dessen Kleidung auf große Dürftigkeit deutete, vor der Thür eines Hauses in der Rue des Grands-Augustins in Paris. Nachdem er lange mit der Unentschlossenheit eines Liebhabers, der es nicht wagt, sich dem ersten Gegenstande seiner Liebe zu zeigen, gezaudert hatte, trat er endlich über die Schwelle der Thür und fragte, ob Meister François Porbus zu Hause sei. Eine alte Frau, welche das Erdgeschoß ausfegte, gab ihm eine bejahende Antwort, und der Unbekannte stieg die Treppe hinan, aber langsam und auf jeder Stufe zögernd, gleich wie ein frisch gebackener Hofmann, der besorgt ist, auf welche Weise ihn der König empfangen werde. Als er auf der obersten Stufe der Wendeltreppe angekommen war, blieb er wieder einen Augenblick stehen, ungewiß, ob er den grotesken Thürklopfer ergreifen sollte, welcher die Thür des Ateliers zierte, in dem ohne Zweifel der Maler Heinrichs IV. arbeitete, der um Rubens willen von Maria von Medici zurückgesetzt war.

Der junge Mann fühlte jene tiefe Aufregung, welche ohne Zweifel die Herzen aller großen Künstler ergriffen hat, wenn sie in ihrer Jugend und glühend begeistert von ihrer Kunst vor gewisse talentvolle Männer oder ihre Meisterwerke traten.

Es besteht in allen menschlichen Gefühlen eine jungfräuliche Frische, eine ursprüngliche Blüthe, eine edle Begeisterung, die aber immer mehr erbleicht, bis das Glück endlich nur noch eine Erinnerung und der Ruhm eine Lüge ist. Von allen unsern vergänglichen Aufregungen gleicht keine so sehr der Liebe, als die jugendliche und erste Leidenschaft eines Künstlers, der die wonnige Marter seiner an Ruhm und Leiden reichen Bestimmung beginnt, jene Leidenschaft voll Kühnheit und Blödigkeit, voll ungewissen Glaubens und sicherer Entmuthigung.

Demjenigen, dem, entblößt von Geld oder jugendlich in Hinsicht seines Talents, nicht lebhaft das Herz geschlagen hat, während er sich seinem Meister vorstellte, wird stets eine Saite im Herzen fehlen, ein Pinselstrich, ein Gefühl in seinen Werken, ein gewisser Ausdruck der Poesie. Wenn einige Großprahler, von sich selbst aufgeblasen, zu spät an die Zukunft glauben, so sind sie nur für die Thoren Leute von Geist.

Der junge Unbekannte besaß also gewiß ein wahres Verdienst, wenn man anders das Talent nach jener ursprünglichen Blödigkeit messen darf, nach jener unbeschreiblichen Scham, welche die für den Ruhm bestimmten Männer bei der Ausübung ihrer Kunst zu verlieren wissen, gleich wie hübsche Mädchen in der Ausübung der Gefallsucht. Wo der

Triumph zur Gewohnheit wird, da schwindet der Zweifel, und die Scham ist vielleicht ein Zweifel!

Der junge Neuling, der seinem Elende erlag und von seiner Bedeutungslosigkeit überzeugt war, wäre vielleicht nicht eingetreten bei dem Maler, dem wir das bewundernswürdige Bild eines Heinrich IV. verdanken, hätte ihm nicht der Zufall eine außerordentliche Hilfe geschickt.

Ein Greis kam die Treppe herauf. An der Wunderlichkeit seiner Tracht, an der Pracht seines Spitzenkragens, an der überwiegenden Sicherheit seines Ganges errieth der junge Mann, daß dieser Greis ein Gönner oder ein Freund des Malers sein müsse.

Er wich einige Schritte zurück, um ihm Platz zu machen, betrachtete ihn neugierig und hoffte, bei ihm die Gutmüthigkeit eines Künstlers oder den dienstfertigen Charakter der Kunstliebhaber zu finden.

Allein es lag etwas Diabolisches in diesen Zügen, besonsonders ein gewisses Etwas, wonach Künstler lüstern sind. Denkt euch eine kahle, gewölbte und vorstehende Stirn, die sich plötzlich nach einer kleinen, fast verschwindenden Nase zurückzog, nach einer eingebogenen Nase, die der eines Rabelais oder eines Sokrates glich; denkt euch einen spöttischen und von Runzeln umgebenen Mund, ein kurzes, leicht emporgezogenes, aber mit einem grauen, spitz zugeschnittenen Barte besetztes Kinn; mehr grüne Augen, anscheinend vom Alter erloschen, die aber durch den Gegensatz des perlmutterartigen Weißen, von welchem der Stern umgeben war, bisweilen in der Aufregung des Zorns oder in der Begeisterung magnetische Blicke sprühen mußten. Uebrigens war dieses Antlitz durch das Alter verwelkt und vielleicht

noch mehr durch jenes angestrengte Denken, das Geist und Körper zu gleicher Zeit aufreibt; die Augen hatten keine Wimpern mehr, und kaum erblickte man auf den hervorspringenden Knochenbogen noch einige Spuren von Brauen.

Setzt dieses Haupt auf einen schwankenden und schwachen Körper, umgebt es mit einem blendend weißen Spitzenkragen, der wie ein Fischnetz gearbeitet ist, werft über den schwarzen Mantel des Greises eine schwere goldene Kette — und ihr habt ein allerdings noch unvollkommenes Bild dieses Mannes, dem das Zwielicht der Treppe eine noch phantastischere Färbung verlieh. Man hätte ihn für ein Bild von Rembrand halten können, das schweigend und ohne Rahmen in der schwarzen Atmosphäre, mit der jener große Maler seine Bilder umgab, daherschreite.

Er warf auf den jungen Mann einen schlauen Blick und pochte dann drei Mal an die Thür; als darauf ein kränklicher Mann von etwa vierzig Jahren geöffnet hatte, sagte er zu diesem mit abgelebter Stimme:

„Guten Tag, Meister Porbus!“

Porbus verneigte sich hochachtungsvoll und ließ auch den jungen Mann eintreten, da er glaubte, daß dieser von dem Unbekannten herbeigeführt sei.

Es wäre eine ziemlich wichtige Sache und würde einen Beitrag zur Künstler-Geschichte abgeben, das Atelier des Meister Porbus zu schildern; allein die Geschichte läßt uns hier so sehr im Stiche, es ist so schwierig, gute Beschreibungen zu liefern, und diese gefallen so selten den Lesern, welche sich dieselben gern selbst ergänzen, daß ich dieses von mir in Oel gemalte Stück, mit allen seinen Licht- und

Schattenseiten, mit seinem Staub und Künstlergeräth unterdrücke...

Man erblickte dort unter andern ein gemaltes Bogenfenster und ein kleines mit dem Anziehen seiner Strümpfe beschäftigtes Mädchen; beide mit einer wirklich verzweifelnden Vollendung ausgeführt. Allein heutiges Tags liegt die Malerei in Frankreich so sehr danieder, daß es ein Verbrechen wäre, noch Gemälde in der Literatur zu schaffen: daher sind auch unsere Dichter im Allgemeinen aus Höflichkeit sparsam mit Bildern.

Der junge Mann stand unbeweglich vor einem Gemälde, welches in jenen Zeiten der Unruhen und Umwälzungen bereits berühmt geworden war und von einigen jener hartnäckigen Köpfe besucht wurde, denen wir die Erhaltung der heiligen Flamme während der bösen Tage verdanken. In allen Zeiten hat man sorgsame Leute getroffen, welche die Fahnen vergruben und die auf Abwege gerathenen Götter retteten; denn in allen Jahrhunderten hat man die Götter mit Vortheil wieder verkauft.

Jenes schöne Bild zeigte eine büßende Magdalena in Egypten. Dieses für Maria von Medici bestimmte Meisterwerk wurde in den Tagen der Noth von ihr in Cöln verkauft, und zu der Zeit unseres Einfalles in Deutschland (1806) rettete es ein Artillerie-Hauptmann von einer bevorstehenden Vernichtung, indem er es in seinen Mantelsack steckte. Dieser Hauptmann war einer von jenen Beschützern der Künste, welche lieber nehmen als stehlen. Seine Soldaten hatten der heiligen Beschützerin reuiger Töchter bereits einen Knebelbart gemalt, und wollten schon als trunkene Heiligthumsschänder nach der armen Heiligen, welche selbst

noch im Gemälde ihrer Bestimmung gehorchen mußte, wie nach einer Scheibe schießen. Jetzt befindet sich dieses prachtvolle Gemälde auf dem Schlosse Grenadière, unweit Saint-Cyr in Touraine, und gehört dem Herrn von Lansay.

„Ich liebe Deine Heilige! ..." sagte der Greis zu Porbus, „und würde Dir zehn Thaler in Gold mehr geben, als die Frau Königin; allein ihr ins Gehege zu gerathen? ... alle Teufel! ..."

„Findet Ihr sie so schön? ..."

„Hm! hm! ..." machte der Greis. „Sie lebt nicht! Wenn ich sie lange betrachte, so kann ich gar nicht mehr glauben, daß sich noch Luft zwischen ihren Armen und der Leinwand befinde... Ich fühle die Wärme dieses schönen Körpers nicht und finde kein Blut in den Adern.. Die Umrisse sind nicht keck genug. — Du hast befürchtet, trocken zu werden, wenn Du die Methode der italienischen Schule befolgtest, und hast die äußersten Theile nicht nach Art eines Titian oder Correggio dick mit Farben aufgetragen. Gewiß! Du hast weder die Vortheile einer reinen und richtigen Zeichnung, noch die Künsteleien der Halbtinten... Nur die innern Töne des Fleisches sind bei Dir wahr ... da liegt Wahrheit ..."

Der Greis deutete auf die Brust der Heiligen.

„Dann hier ..."

Und er deutete dahin, wo auf dem Gemälde die Schulter endete.

„Hier ... ist Alles falsch... Aber wir wollen nicht weiter auf die Einzelnheiten eingehen, ich würde Dich dadurch zur Verzweiflung bringen."

Der Greis setzte sich auf einen Schämel, stützte das Haupt in die Hände und schwieg.

„Meister," sagte Porbus zu ihm, „ich habe die Linien dieses Körpers am nackten Modell hinreichend studirt."

„Ja ... ja ..." antwortete der Greis; „Ihr bekleidet Eure weiblichen Gestalten mit einem herrlichen Fleisch, vergeßt aber Alle, ihnen Bewegung und Leben zu geben. Ein Weib hat allerdings diese Miene, diesen Blick zarter Entsagung! ... Aber, wo bleibt das Uebrige? O Mabuse! ... o mein Meister!" fuhr dann der sonderbare Mann fort, „Du bist ein Dieb gewesen, Du hast das Leben mit Dir hinweggenommen! ..."

„Sonst," fuhr er dann fort, „ist das besser, als die Gemälde des Herrn Rubens... Ihr habt wenigstens Farbe, Gefühl und Zeichnung, die drei wesentlichen Theile der Kunst."

„Aber, das ist erhaben, braver Mann! ..." rief mit kräftiger Stimme der Jüngling aus, indem er aus seiner Träumerei erwachte; „und diese beiden Gestalten sind mit einer Feinheit entworfen, die wir bei Italiens Malern vermissen..."

„Und wer seid Ihr?" fragte ihn Porbus.

Der arme Jüngling erröthete.

„Ach! Meister, verzeiht mir meine Kühnheit. Ich bin noch unbekannt, aber bin ein Maler, weil mich die Natur dazu antreibt. Erst seit Kurzem bin ich in dieser Stadt, der Quelle aller Wissenschaft..."

„An das Werk! ... an das Werk! ..." rief ihm Porbus zu und reichte ihm einen Rothstift nebst einem Blatt Papier.

Der Unbekannte copirte rasch die Magdalene bis auf ihre geringsten Züge.

„Ei! ei!“ rief der Greis aus. „Euer Name?“

Der junge Mann schrieb unter die Copie: „Nicolas Poussin!“

„Nun kommt mit mir zum Frühstück,“ sagte der alte Unbekannte zu Porbus. „Kommt Beide mit mir in meine Wohnung. Ich habe geräucherten Schinken und guten Wein; ungeachtet unserer unglücklichen Zeit wollen wir von der Malerkunst plaudern! Die Stärke ist jetzt auf unserer Seite! ... Das ist ein junger Mann,“ sagte er dann und schlug Nicolas Poussin auf die Schulter, „der eine geschickte Hand hat! ...“

Als er die schlechte Casacke des Normannen bemerkte, zog er einen ledernen Beutel aus seinem Gürtel, suchte in demselben, nahm zwei Goldstücke heraus und reichte sie ihm hin, indem er sagte:

„Ich kaufe Deine Zeichnung!“

Poussin zitterte vor Freude.

„Nimm hin, nimm hin,“ ermahnte Porbus. „Der hat in seiner Truhe so viel, daß er drei Königreiche kaufen könnte.“

Gleich darauf verließen sie das Atelier und gingen, während sie über die Kunst sprachen. Sie gelangten an ein schönes Haus neben der Brücke Saint-Michel, dessen prachtvolle Verzierungen Poussin bewunderte. Sie traten ein und fanden in einem Zimmer des Erdgeschosses nicht nur ein lebhaftes Kaminfeuer, sondern auch einen mit einladenden Gerichten besetzten Tisch. Das Glück des Jünglings wurde

dadurch vervollständigt, daß er sich in der Gesellschaft zweier großen und edlen Künstler befand.

„Junger Mann! . . .“ sagte Porbus zu ihm, als er ihn staunend vor einem Gemälde stehen sah, „betrachtet diese Leinwand nicht zu aufmerksam, Ihr möchtet dadurch in Verzweiflung gerathen! . . .“

Es war der Adam, welchen Mabuse malte, um sich aus dem Gefängnisse zu befreien, in welchem ihm seine Gläubiger so lange zurückhielten. . . In der That lag in dieser Gestalt eine solche Kraft der Wahrheit, daß Nicolas Poussin den richtigen Sinn jener dunkeln Worte, die der Greis gesagt hatte, zu ahnen begann.

Der Greis aber blickte zwar mit Befriedigung, allein ohne Begeisterung auf das Gemälde und schien zu sagen: „Ich habe es noch besser gemacht! . . .“

„In dem Bilde liegt Leben! . . .“ sagte er; „und mein armer Meister hat sich selbst in demselben übertroffen; noch aber fehlte die Wahrheit im Hintergrunde des Bildes. . . Der Mann lebt allerdings, er scheint sich zu erheben und uns entgegen zu kommen . . . allein die Luft, der Himmel, der Wind, den wir einathmen, sehen und fühlen, fehlt noch. — Man sieht nur den Mann! . . . Mabuse selbst gestand das mit Unwillen, wenn er nicht trunken war.“

Poussin betrachtete abwechselnd den Greis und Porbus mit einer unruhigen Neugierde. Er näherte sich dem Letztern, ihn um den Namen ihres Wirthes zu befragen; allein der Maler legte mit geheimnißvoller Miene einen Finger auf die Lippen und der junge Mann schwieg in der Hoffnung, daß ihm früher oder später ein Wort erlauben würde, den Namen seines Wirthes zu errathen, dessen Reichthum

und Talente hinreichend durch die Achtung bewiesen wurden, welche Porbus gegen ihn bezeugte, so wie auch durch die in diesem Zimmer aufgehäuften Wunderwerke.

Poussin bemerkte jetzt auf dem düstern Getäfel von Eichenholz das Bild eines Weibes und rief voll Entzücken aus:

„Das ist ein Giorgion!“

„Nein!“ antwortete der Greis, „es ist eine meiner ersten Sudeleien! ...“

„Beim Himmel! ...“ rief Poussin aus, „so bin ich also bei dem Gott der Malerkunst! ...“

Der Greis lächelte wie ein Mann, der schon längst mit solchen Lobsprüchen vertraut ist.

„Meister Frenhofer!“ sagte Porbus, „könnt Ihr mir nicht auch etwas von diesem guten Rheinwein zukommen lassen? ...“

„Zwei Pipen,“ antwortete der Greis. „Eine als Lohn für die Freude, die ich heute Morgen beim Anblick Deiner hübschen Sünderin gehabt habe, und die andere als ein Geschenk der Freundschaft.“

„Ach! wenn ich nicht immer krank wäre,“ nahm Porbus wieder das Wort, „und Ihr mich Eure Geliebte einmal sehen lassen wolltet, so würde ich irgend ein hohes und gewaltiges Gemälde vollenden, auf welchem die Gestalten in Lebensgröße sein sollten.“

„Euch mein Werk zeigen! ...“ rief der Greis hitzig aus. „Nein, nein, ich muß es erst vollenden... Gestern, gegen Abend,“ fuhr er dann fort, „glaubte ich es vollendet zu sehen. Die Augen schienen mir feucht und der Busen schien mir zu wallen. Die Locken der Haare bewegten sich

... sie athmete! Heute Morgen, beim Lichte des Tages ... da erkannte ich meinen Irrthum! ... Wenn ich das Mittel gefunden habe, die runden Formen auf der flachen Leinwand hervorspringen zu lassen, so hege ich doch noch Zweifel über die Wahrheit meiner Linien... O! die wahre Linie! ... Die wahre Linie!"

Der Greis schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Seht, junger Mann, nun schon seit zehn Jahren arbeite ich an meinem Gemälde; was sind aber zehn kurze Jahre, wenn es sich darum handelt, mit der Natur zu kämpfen?... Wir wissen nicht, wie lange Zeit der Bildhauer Pygmalion nöthig hatte, um das einzige Standbild herzustellen, welches ging! ..."

Der Greis versank in ein tiefes Nachdenken und starrte regungslos vor sich hin, während er mit seinem Messer spielte.

„Jetzt unterhält er sich mit seinem Geiste," sagte Porbus mit leiser Stimme.

Nicolas Poussin fühlte sich von einer unerklärlichen Künstler-Neugierde ergriffen. Dieser Greis mit den weißen Augen, so aufmerksam und auch so stumpf, war für ihn mehr als ein Mensch geworden, schien ihm irgend ein phantastischer Genius, der in einer unbekannten Sphäre lebte. Es erwachten tausend verworrene Gedanken in seinem Geiste und das moralische Phänomen dieser Art von Zauber läßt sich nur durch die Aufregung erklären, welche ein Verbannter fühlt, wenn er eine vaterländische Melodie hört.

Die Verachtung, welche dieser alte Mann gegen die schönsten Versuche der Kunst zu zeigen schien, sein Reichthum, seine Sitten, die Ehrfurcht, welche Porbus gegen ihn

zeigte, jenes so lange Zeit so geheim gehaltene Werk, jenes Werk der Geduld, das ohne Zweifel auch ein Werk des Talents war, wenn man auf dasselbe von dem Bilde schließen durfte, welches der junge Poussin so unbeschränkt bewundert hatte, das selbst neben einem Adam von Mabuse noch schön war; für alle diese Einzelnheiten besitzen unsere neueren Sprachen nur einen Ausdruck: „Es war das Alles unbeschreiblich! ...“ Ein wunderschöner Ausdruck. In der That, er umfaßt die ganze phantastische Literatur; er giebt ein Formel für Alles, was den begrenzten Wahrnehmungen unseres Geistes entgeht. ..

Meister Frenhofer, dieser Greis, schien also unbeschreiblich, unbegreiflich. Für den begeisterten Poussin war dieser Greis zu der Kunst selbst geworden, zu der Kunst mit ihren Geheimnissen, ihren Schwärmereien und Träumereien.

„Ja, mein lieber Porbus,“ versetzte Frenhofer, „bis jetzt habe ich noch kein untadliges Weib gefunden! ... Einen Körper, dessen Umrisse von vollendeter Schönheit sind und dessen Fleisch ... Aber, wo weilt sie,“ unterbrach er sich, „diese unerreichbare Venus der Alten, die so oft gesucht ist, und von der wir kaum zerstreut hin und wieder einen Theil der Schönheit finden. O! sie einmal zu sehen, ein einziges Mal, diese göttliche, vollkommene Natur, dieses Ideal, gäbe ich mein ganzes Vermögen! ...“

„Nun können wir uns entfernen,“ sagte Porbus zu Poussin, „er hört uns nicht mehr und sieht uns nicht mehr. ..“

„Wollen wir nicht in sein Atelier gehen? ...“ fragte der verwunderte junge Mann.

„O! der alte Reiter hat den Eingang desselben zu ver-

sperren gewußt. Seine Schätze sind zu gut bewacht, als daß wir bis zu ihnen gelangen könnten... Ich habe nicht erst auf Eure Erinnerung gewartet, um das Eindringen in das Geheimniß zu versuchen..."

„Also liegt ein Geheimniß dahinter? ..."

„Ja," antwortete Porbus. „Der alte Frenhofer ist der einzige Schüler, welchen Mabuse gebildet hat. Frenhofer war der Freund, der Retter und der Vater jenes großen Meisters geworden, und hatte den größten Theil seiner Schätze geopfert, um dessen Leidenschaften zu befriedigen; Mabuse vermachte ihm dagegen das Geheimniß des Reliefs, theilte ihm die Kunst mit, den Gestalten jenes außerordentliche Leben zu geben, jene Blüthe der Natur, die ewig unsere Verzweiflung bleibt, und die er so schön zu schaffen wußte, daß er eines Tages, als er den geblümten Damast verkauft und vertrunken hatte, mit welchem er sich bei dem Einzuge Karls V. bekleiden mußte, seinen Meister mit einem Gewande von Papier begleitete, welches er damastähnlich bemalt hatte. Der eigenthümliche Glanz des Stoffes, welchen Mabuse trug, überraschte den Kaiser, der dem Gönner des alten Trunkenbolds deßhalb sein Lob spenden wollte und so den Betrug erfuhr! ... Frenhofer ist ein leidenschaftlicher Verehrer unserer Kunst!"

„Wir werden in sein Atelier eindringen! ..." sagte Poussin, der auf Porbus Worte nicht gehört hatte und schon an nichts mehr zweifelte.

Porbus lächelte über die Begeisterung des jungen Unbekannten und Beide trennten sich.

Nicolas Poussin kehrte mit langsamen Schritten nach

der Rue de la Harpe zurück und ging in Gedanken vor dem bescheidenen Hause vorüber, in welchem er wohnte.

Als er dann mit einer unruhigen Schnelligkeit seine elende Treppe hinanstieg und zu seinem Dachstübchen gelangte, da sah er vor dem einzigen und düstern Fenster desselben ein junges Mädchen, welches sich rasch und liebevoll erhob, als es die Thür öffnen hörte. Es hatte den Maler schon an der Art und Weise erkannt, wie er die Klinke niederdrückte.

„Was ist Dir?“ fragte sie.

„Ich habe, ich habe! ... ich habe,“ rief er dann vor Freude fast erstickend aus, „ich habe gefühlt, daß ich zum Maler geboren bin! ... Bis jetzt hatte ich an mir gezweifelt, aber seit heute Morgen glaube ich an mich! Ich kann noch einmal ein großer Mann werden! ... Gillette, wir werden reich und glücklich werden! Aus diesen Pinseln fließt Gold...“

Plötzlich verstummte er. Sein ernstes und kräftiges Antlitz verlor seinen Ausdruck der Freude, als er die Größe seiner Hoffnungen mit der Mittelmäßigkeit seiner Hilfsquellen verglich. Die Wände waren mit einfachen Papieren bedeckt, welche Bleistiftzeichnungen trugen. Nicht vier Stück Leinwand besaß er in seinem Vermögen. Die Farben waren damals sehr theuer, und der arme Edelmann erblickte seine Palette fast leer.

Ungeachtet dieser Armuth besaß er einen unglaublichen Reichthum des Herzens und einen verzehrenden Ueberfluß des Talents. Durch einen ihm befreundeten Edelmann nach Paris geführt, oder auch vielleicht durch sein eigenes Talent, hatte er dort plötzlich eine Geliebte gefunden, eine von jenen

edlen und großherzigen Seelen, welche sich einem großen Manne anschmiegen, um mit ihm zu dulden, welche sein Elend zu dem ihrigen machen und sich zwingen, seine Launen zu begreifen.

Das Lächeln, welches über Gillettens Lippen schwebte, vergoldete dieses Dachstübchen und wetteiferte mit dem Glanz des Himmels. Die Sonne scheint nicht immer, während sie stets zugegen war; sich an ihre Liebe, an ihr Glück und ihre Leiden klammerte, und das Talent tröstete, das in der Liebe ausschweifte, bevor es sich der Kunst bemächtigte.

„Höre, Gillette! ... komm! ...“

Gehorsam und heiter sprang sie auf den Schooß des Malers. Sie war ganz Anmuth, ganz Schönheit, herrlich wie ein heiterer Frühlingstag; kurz, sie besaß alle weiblichen Reichthümer und noch überdieß ein schönes Herz.

„O, mein Gott!“ rief er aus, „ich wage es nicht, es ihr zu sagen...“

„Ein Geheimniß?“ fragte sie. „O! ich will es wissen.“

Poussin schwieg nachdenkend.

„So sprich doch! ...“

„Gillette! armes geliebtes Herz! ...“

„O! Du verlangst etwas von mir! ...“

„Ja.“

„Wenn Du willst, daß ich auch ferner Dir sitze wie bisher,“ sagte sie mit schmollender Miene, „so ... nein, ich thue es nicht mehr ... das ist so garstig. Und dann, in solchen Augenblicken sprechen Deine Augen gar nicht mit mir. Du denkst nicht mehr an mich, und doch blickst Du mich an! ...“

„Wolltest Du lieber, daß mir ein anderes Mädchen säße? ...“

„Vielleicht ...“ sagte sie, „nur müßte es recht häßlich sein...“

„Nun,“ versetzte Poussin in ernstem Tone, „wenn Du nun einem Andern sitzen müßtest, um mir dadurch für die Zukunft Ruhm zu erwerben, um mich zu einem großen Maler zu machen? ...“

„Du willst mich prüfen ...“ sagte sie. „Du weißt wohl, daß ich nicht sitzen würde!“

Poussin ließ sein Haupt auf die Brust sinken wie ein Mann, der einer Freude oder einem Schmerze erliegt, die für sein Herz zu groß sind.

„Höre,“ sagte sie und zupfte Poussin an dem Aermel seines abgenutzten Ueberwurfs, „ich habe Dir schon gesagt, Nick, daß ich mein Leben für Dich geben würde; aber nie habe ich Dir versprochen, so lange ich lebe, meiner Liebe gegen Dich zu entsagen.“

„Entsagen! ...“ rief Poussin aus.

„Wenn ich mich so einem Andern zeigte ... so würdest Du mich nicht mehr lieben ... und, ich selbst, ich würde mich Deiner unwürdig finden! ... Deinen Launen zu gehorchen, ist eine ganz natürliche und einfache Sache! ... Wider meinen Willen bin ich glücklich und selbst stolz, wenn ich Deinen lieben Willen erfüllen kann... Für einen Andern aber! ... pfui...“

„Verzeihe, meine Gillette,“ bat der Maler, und warf sich ihr zu Füßen. „Die Liebe ist mir mehr werth, als der Ruhm! ... Für mich bist Du schöner, als Vermögen und Ehre. Wirf meine Pinsel hinweg, verbrenne jene Skizzen.

Ich habe mich getäuscht .... mein Beruf hienieden ist, Dich zu lieben. Ich bin kein Maler, ich bin ein Verliebter! ... Weg mit der Kunst und allen ihren Geheimnissen! ...“

Sie bewunderte ihn und fühlte sich glücklich! ... Sie beherrschte ihn! Eine innere Stimme sagte ihr, daß die Kunst um ihretwillen vergessen und gleich Körnern eines Weihrauchs ihr zu Füßen geworfen sei.

„Und doch ist es nur ein Greis,“ versetzte Poussin. „Er kann nur das Weib in Dir sehen: Du bist so vollendet...“

„Dazu ist eine große Liebe nöthig! ...“ versetzte sie, bereit die Bedenken ihrer Liebe zu opfern, um den Geliebten für alle die Opfer zu belohnen, die er ihr brachte. — „Aber,“ fuhr sie dann fort, „ich würde mich dadurch verderben. — Ach! für Dich mich zu opfern! ... Ja, das ist recht schön; aber ... Du wirst mich vergessen ... o! was für ein schlimmer Gedanke ist Dir da in den Kopf gekommen? ...“

„Er ist mir in den Kopf gekommen und ich liebe Dich!“ sagte er mit einer Art von Zerknirschung; „allein ich bin ein Ehrloser!“

„Laß uns den Vater Hardouin zu Rathe ziehen ...“ sagte sie.

„Ach nein! das muß ein Geheimniß unter uns Beiden bleiben! ...“

„Gut, ich werde gehen ... aber Du darfst nicht dabei sein,“ sagte sie. „Bleib mit Deinem Dolche bewaffnet vor der Thür stehen; wenn ich schreie, so tritt ein und ermorde den Maler...“

Poussin sah nur noch seine Kunst und drückte Gillette in seine Arme.

„Er liebt mich nicht mehr! ...“ dachte Gillette, als sie allein war.

Schon bereuete sie ihren Entschluß. Bald wurde sie aber von einem Schrecken ergriffen, der grausamer war, als ihre Reue, und sie zwang, einen grausigen Gedanken von sich zu verbannen, der in ihrem Herzen aufdämmerte. Es kam ihr schon vor, als liebte sie den Maler weniger, weil sie ihn für weniger achtungswerth hielt.

---

2. Catharine Lescault.

Zwei Tage später kam Meister Porbus zu Meister Frenhofer. Der Greis war damals von einer Muthlosigkeit und Verzweiflung ergriffen, deren Grund, wenn wir den Mathematikern der Medicin glauben dürfen, in einer schlechten Verdauung, in der Elektricität der Luft oder in einer Verschleimung des Unterleibes liegt; nach den Spiritualisten aber in einer Unvollkommenheit unserer moralischen Natur.

Er trug demnach das Gepräge der Ermattung, während er auf einem großen Stuhl von geschnitztem Eichenholz saß, der mit schwarzem Leder beschlagen war. Ohne sich aus seiner tiefsinnigen Haltung zu erheben, richtete er auf Porbus den Blick eines Mannes, der sich ganz seiner Schwermuth überläßt.

„Wohl denn! Meister,“ sagte Porbus zu ihm, „war das Ultramarin, welches Ihr von Brügge verschrieben habt, nicht zu gebrauchen? ... Habt Ihr Euer neues Weiß nicht verreiben können? ... Ist Euer Oel schlecht, oder liegt die Schuld an den Pinseln? ...“

„Ach!“ versetzte der Greis, „ich habe einen Augenblick geglaubt, daß mein Werk nun vollendet sei; allein ich habe mich gewiß in einigen Einzelnheiten getäuscht und kann nicht eher ruhig werden, bis ich meine Zweifel aufgeklärt habe .... daher bin ich entschlossen, eine Reise nach der Türkei, Griechenland oder nach Asien zu machen, um mir ein Modell zu suchen und mein Gemälde mit verschiedenen Naturen zu vergleichen ... vielleicht habe ich die Natur selbst da oben,“ fuhr er dann mit einem zufriedenen Lächeln fort... „Bisweilen fürchte ich mich fast, ein Hauch möchte das Weib erwecken und es dann verschwinden.“

Dann erhob er sich plötzlich, als wollte er gehen.

„O! o!“ antwortete Porbus, „ich komme zu rechter Zeit, um Euch die Kosten und Mühen zu ersparen.“

„Wie?“ fragte Frenhofer erstaunt.

„Der junge Poussin wird von einem Weibe geliebt, dessen unvergleichliche Schönheit ohne den geringsten Flecken ist! ... Aber, mein lieber Meister, wenn er einwilligt, Euch jenes Weib zur Vergleichung zu überlassen, so müßt Ihr wenigstens uns Eure Leinwand sehen lassen.“

Der Greis blieb unbeweglich stehen und versank in einen vollkommenen Stumpfsinn.

„Wie! ...“ rief er endlich schmerzhaft aus, „ich soll mein Geschöpf zeigen, meine Gattin! — soll den Schleier zerreißen, mit welchem ich mein Glück keusch bedeckt habe? — Das wäre eine schauderhafte Entehrung! Seit zehn Jahren lebe ich nun mit diesem Weibe! Es gehört mir, mir allein! — es liebt mich. Hat es mir nicht mit jedem Pinselstriche zugelächelt, den ich zu seiner Vervollkommnung anwandte? Es hat eine Seele, die Seele, mit der ich es

beschenkt habe. Es würde erröthen, wenn andere Augen, als die meinigen, es anblickten. — Ich soll es sehen lassen! — welcher Ehemann, welcher Verliebte könnte so elend sein, sein Weib der Entehrung Preis zu geben! — Wenn Du ein Gemälde für den Hof machst, so legst Du in dasselbe keineswegs Deine ganze Seele; Du verkaufst den Hofleuten nur gemalte Puppen. Mein Gemälde ist aber kein Gemälde, es ist ein Gefühl, eine Leidenschaft! Geboren in meinem Atelier, muß es auch jungfräulich in demselben bleiben, kann es dasselbe nur bekleidet verlassen. Die Poesie und die Weiber überliefern sich nur ihrem Geliebten nackt! — Besitzen wir die Muster eines Raphael, die Angelica eines Ariosto, die Beatrice eines Dante? — Nein, wir sehen nur deren Formen! Wohl denn! das Werk, welches ich da oben unter Riegel und Schloß habe, ist eine Ausnahme unserer Kunst — es ist keine Leinwand, es ist ein Weib! — ein Weib, mit welchem ich weine, lache, plaudere — denke. Willst Du, daß ich plötzlich ein zehnjähriges Glück verlasse, wie man einen Mantel abwirft? Daß ich plötzlich aufhöre, Vater, Geliebter und Gott zu sein? Denn dieses Weib ist keine Schöpfung, es ist ein Geschöpf! — Laß Deinen jungen Mann kommen, ich werde ihm meine Schätze geben; werde ihm die Gemälde eines Coreggio, eines Michel Angelo, eines Titian zeigen; ich werde die Spuren küssen, die er im Staube zurückläßt; aber, meinen Nebenbuhler aus ihm zu machen! — das wäre Schande für mich. — Ha! ha! ich bin vielleicht mehr Liebhaber, als ich Maler bin! ich werde die Kraft haben, meine Catharine zu verbrennen, wenn ich mein Leben aushauche; sie aber den Blick eines Mannes ertragen zu lassen, eines jungen Mannes, eines Malers —

nein, nein. — Morgen würde ich den erdolchen, der sie heute mit einem Blicke entweihte! — Ich würde Dich auf der Stelle niederstoßen, Dich, meinen Freund, wenn Du sie nicht auf den Knieen anbetetest! — Verlangst Du nun noch, daß ich meinen Abgott den kalten Blicken und den albernen Beurtheilungen eines Schwachkopfes aussetze? — Ha! die Liebe ist ein Geheimniß: nur im Innersten des Herzens giebt es ein Leben, und Alles ist verloren, wenn ein Mann zu seinem Freunde sagt: Siehe, das ist die, welche ich liebe! —"

Der Greis schien wieder Jüngling geworden; seine Augen hatten den Glanz des Lebens, über seine bleichen Wangen hatte sich ein lebhaftes Roth ergossen und seine Hände zitterten.

Porbus war über die leidenschaftliche Heftigkeit erstaunt, mit welcher diese Worte ausgesprochen wurden, und wußte nicht, was er auf ein eben so ungewöhnliches wie tiefes Gefühl antworten sollte.

War Frenhofer vernünftig oder war er ein Narr? War er von einer Künstlerlaune unterjocht, oder rührten die Ideen, die er ausgedrückt hatte, von jenem seltsamen Fanatismus her, dessen Quelle in der langwierigen Beschäftigung mit irgend einem großen Werke liegt? Konnte man hoffen, je diese bizarre Leidenschaft zu überwinden?

Während Porbus mit solchen Gedanken schwanger ging, wandte er sich an Frenhofer mit der Frage:

„Wird Euch hier nicht Weib um Weib geboten? . . . Will nicht Poussin seine Geliebte Euren Blicken überliefern?"

„Was für eine Geliebte!" antwortete Frenhofer; . . . „diese wird ihn doch früher oder später verrathen . . . die meinige wird mir aber stets treu bleiben!"

„Wohl denn!“ versetzte Porbus, „sprechen wir nicht mehr davon! — Ehe Ihr aber irgendwo in der Welt, und wäre es auch in Asien, ein eben so schönes, eben so vollkommenes Weib findet, werdet Ihr Euer Leben beendigen, und Euer Gemälde bleibt dann unbeendigt.“

„O! es ist beendigt ...“ sagte Frenhofer. „Und wer es sähe, würde glauben, ein Weib zu erblicken, das hinter leichten Vorhängen auf einem sammetnen Bette liegt — neben ihr steht ein Dreifuß von Silber und haucht seine Wohlgerüche aus. Man wäre versucht, die goldene Eichel der Schnur zu ergreifen, welche die Vorhänge hält, und es wird Dir scheinen, als woge Catharinens Busen unter ihren Athemzügen. Indeß möchte ich gern meiner Sache gewiß sein.“

„So reise nach Asien! ...“ antwortete Porbus, als er in Frenhofers Blicken eine gewisse Unentschlossenheit bemerkte.

Dann that Porbus einige Schritte nach der Thür des Zimmers hin.

In diesem Augenblicke waren Gillette und Nicolas Poussin vor Frenhofers Hause angekommen. Als das junge Mädchen im Begriff stand einzutreten, machte es sich von dem Arme der Malers los und wich zurück, als wäre es von irgend einem plötzlichen Vorgefühle ergriffen.

„Was will ich denn hier thun? ...“ fragte sie ihren Geliebten mit ernster Stimme und blickte ihn fest an.

Poussin ergriff überrascht ihre Hand und sagte mit lebhafter Aufregung:

„Gillette, ich gehorche Dir in jeder Hinsicht und verlange nichts von Dir, was Du nicht aus eigenem Antriebe

thun willst ... kehre nach Hause zurück; ich werde dann vielleicht glücklicher sein, als wenn Du ...“

„Gehöre ich denn mir selbst an, wenn Du so mit mir sprichst? ... O! nein, ich bin nur ein Kind.“

„Laß uns eintreten,“ fuhr sie dann fort und schien eine heftige Anstrengung zu machen; „wenn unsere Liebe darüber verloren geht, und ewige Reue in meinem Herzen ihren Sitz aufschlägt, so wird doch Deine Berühmtheit der Lohn meines Gehorsams sein! ... Laß uns eintreten, ich werde ja auch dann noch leben, wenn ich wie eine Erinnerung über Deiner Palette schwebe! ...“

Als die beiden Liebenden die Thür des Hauses öffneten, trafen sie mit Porbus zusammen. Dieser war überrascht durch die Schönheit des Mädchens, dessen Augen voll Thränen waren. Er ergriff die Zitternde bei der Hand und führte sie vor den Greis.

„Seht,“ sagte er, „ist diese nicht mehr werth, als alle Meisterstücke in der Welt?“

Frenhofer erbebte. Gillette stand vor ihm in der unschuldigen und einfachen Haltung einer jungen Georgierin, die noch ganz unschuldig und furchtsam ist, und von den Räubern, die sie ihren Eltern entrissen, einem Sklavenhändler vorgestellt wird. Eine verschämte Röthe färbte ihr Antlitz; sie schlug die Augen nieder; ihre Hände hingen schlaff an ihren Seiten herab; ihre Kräfte schienen sie zu verlassen und ihre Thränen lehnten sich gegen die Gewalt auf, welche ihrer Schamhaftigkeit angethan wurde.

In diesem Augenblicke wüthete Poussin gegen sich selbst, daß er diesen herrlichen Schatz von seinem Dachstübchen hinweggeführt habe. Er fluchte sich und war jetzt mehr Lieb-

haber, als Künstler. Tausend Bedenken marterten sein Herz, als er den Greis sah, der mit jugendlichem Auge das Mädchen betrachtete und nach Künstler Weise ihre geheimsten Formen zu errathen schien.

Da ergriff ihn plötzlich die wilde Eifersucht der wahren Liebe und er rief aus:

„Gillette, laß uns gehen! ...“

Bei diesen Worten, bei diesem Ausruf erhob seine Geliebte freudig ihre Augen auf ihn, blickte ihn an und stürzte sich in seine Arme.

„Ach! Du liebst mich also dennoch! ...“ rief sie unter Thränen aus.

Sie hatte die Kraft gehabt, ihre Leiden zu verschweigen; allein es fehlte ihr die Stärke, ihr Glück zu verbergen.

„O! laßt sie mir nur zwei Stunden hier ...“ sagte der alte Maler, „und Ihr sollt sie dann mit meiner Catharine vergleichen... Ja, ich willige ein.“

Noch lag Liebe in diesen Worten Frenhofers. Er schien stets noch mehr auf sein Trugbild eines Weibes zu geben und sich im Voraus über den Triumph zu freuen, welchen die Schönheit seiner Jungfrau über die des wirklichen jungen Mädchens davon tragen würde.

„Laßt ihn sein Wort nicht wieder zurücknehmen! ...“ rief Porbus aus, indem er Poussin auf die Schulter schlug. „Die Früchte der Liebe gehen schnell vorüber, die der Kunst sind unsterblich.“

„Für ihn,“ antwortete Gillette, und blickte abwechselnd auf Poussin und auf Porbus, „bin ich also nur ein Weib!“

Sie erhob stolz ihr Haupt; als sie aber einen flammenden Blick auf Frenhofer geworfen hatte und dann sah, wie

ihr Geliebter abermals das Bild betrachtete, welches er ehedem für einen Giorgion gehalten hatte, da rief sie aus:

„Ha! laßt uns hinaufgehen! . . . so hat er mich nie angeblickt.“

„Alter Mann! . . .“ versetzte Poussin, der jetzt durch Gillettens Stimme aus seinem Nachdenken erwachte, „siehe diesen Dolch! . . . ich werde ihn bei dem ersten Wort der Klage, welches dieses junge Mädchen ausspricht, in Dein Herz stoßen. . . Dann werde ich Feuer in Dein Haus werfen und Niemand soll dasselbe verlassen. . . Verstehst Du mich? . . .“

Nicolas Poussin sah finster aus und seine Worte klangen schrecklich; sein Aussehen und sein Benehmen trösteten Gillette, und jetzt verzieh sie es ihm fast, daß er sie der Malerei, dem Ruhme und der Zukunft opferte.

Porbus und Poussin blieben an der Thür des Ateliers stehen und blickten einander schweigend an. Jener erlaubte sich zwar anfangs einige Bemerkungen und sagte:

„Ha! jetzt entkleidet sie sich. — Jetzt sagt er ihr, daß sie mehr in das Licht trete“ ꝛc.

Doch verstummte er bald, als er die Unruhe und den düstern Blick Poussins sah. Der junge Mann hatte die Hand an dem Griffe seines Dolches und drückte das Ohr fest an die Thür. Porbus, der eben so aufmerksam war, schien jetzt Poussins Qualen fast zu begreifen. Beide glichen, wie sie so im Schatten und lauschend da standen, fast zwei Verschworenen, die auf das Zeichen warten, um einen Tyrannen niederzustoßen.

„Tretet ein! tretet ein! . . .“ rief der Greis von innen und man erkannte sein Entzücken an dem Tone seiner Stim-

me. „Mein Werk ist vollkommen und ich kann es jetzt mit Stolz zeigen. Nie wird ein Maler eine Nebenbuhlerin meiner Catharine Lescault mit Pinseln und Farben auf die Leinwand zaubern!“

Porbus und Poussin waren von einer lebhaften Neugierde ergriffen und befanden sich schnell in der Mitte eines großen Ateliers, in welchem Alles in Unordnung und mit Staub bedeckt war, in welches das Tageslicht von oben fiel, und wo sie hie und da an den Mauern Gemälde sahen zwischen Statuen, Versuchen, Brustbildern, Händen, Gerippen und Stücken verschiedener Stoffe, Waffen und Geräthen! Am meisten wurden sie von einer weiblichen Gestalt in natürlicher Größe gefesselt, die halb nackt war und sie mit Bewunderung erfüllte.

„O! beschäftigt Euch nicht damit,“ sagte Frenhofer. „Das ist ein Bild, das ich nur gesudelt habe, um eine Haltung zu studiren... Dieses Gemälde ist gar nichts werth. — Das Alles gehört in die Reihe meiner Irrthümer! ...“ fuhr er dann fort und deutete auf reizende Gemälde, welche rund herum an den Wänden hingen.

Porbus und Poussin staunten über die Verachtung, mit welcher der Greis jene Meisterwerke behandelte, und suchten nun das angekündigte Gemälde, ohne daß es ihnen gelingen wollte, dasselbe zu entdecken.

„Nun! da ist es ja!“ rief ihnen der entzückte Greis zu. Seine Haare waren in Unordnung, sein Antlitz entflammt, seine Augen sprühten Feuer; Alles an ihm war in Aufregung.

„Ha! ha!“ rief er aus, „so viel Vollendung hattet Ihr nicht erwartet! ... Ihr steht vor einem Weibe und suchtet

ein Gemälde! ... Es ist eine solche Tiefe auf dieser Leinwand, die Luft auf derselben ist so wahr, daß Ihr sie von der Luft, die uns umgiebt, nicht unterscheiden könnt... Wo ist die Kunst? ... verloren, verschwunden! ... Das sind die leibhaftigen Formen eines jungen Mädchens... Habe ich nicht die Farben herrlich aufgefaßt und das Leben der Linien, welche den Körper begrenzen? ... Ist das nicht die Natur selbst? ... Bewundert diese Umrisse, wie sie sich von dem Hintergrunde abheben! ... Scheint es nicht, als könnte man die Hand auf diesen Nacken legen? .., Seit sieben Jahren habe ich aber auch die Wirkungen studirt, welche das Einfallen des Lichts auf die Gegenstände hervorbringt ... und diese Haare ... sind sie nicht von Licht überströmt? ... Es ist mir, als hätte sie jetzt aufgeathmet! ... Dieser Busen, seht nur ... wer wollte sie nicht auf den Knieen anbeten? ... Die Muskeln zucken. Jetzt wird sie sich erheben. — Wartet nur!"

„Bemerkt Ihr etwas?" wandte sich Poussin an Porbus.

„Nein; und Ihr?" — — „Auch nichts." —

Die beiden Maler überließen den Greis seinem Entzücken und warteten, ob nicht das Licht, wenn es gerade auf die Leinwand falle, besondere Wirkungen hervorbringen würde; dann prüften sie das Gemälde von der Rechten, von der Linken und von vorn, indem sie sich bald beugten, bald auf die Zehen reckten.

„Ja! ... ja! es ist nur eine Leinwand! .,." sagte Frenhofer zu ihnen, indem er den Zweck jener sorgfältigen Prüfung verkannte. „Seht, hier ist der Rahmen! — hier lehnt er an der Wand! — hier sind meine Farben und meine Pinsel!" —

Dabei ergriff er eine Bürste und zeigte sie ihnen mit kindlicher Einfalt.

„Der alte Landsknecht hat uns zum Narren! —“ sagte Poussin, indem er wieder vor das angebliche Gemälde trat. „Ich sehe hier nur eine verworrene Häufung von Farben und eine Menge wunderlicher Linien!“

„Wir täuschen uns, seht nur!“ versetzte Porbus.

Indem sie sich dann näherten, erblickten sie in einer Ecke des Gemäldes die Spitze eines nackten Fußes, die aus diesem Chaos von Farben, Tinten und unbestimmten Tönen hervorsprang; das war aber ein Fuß — ein köstlicher Fuß, ein lebender Fuß!

Sie wurden von der lebhaftesten Bewunderung ergriffen, als sie das Bruchstück erblickten, welches von dem eben so langsam wie beharrlich vernichteten Werke übrig geblieben war. Dieser Fuß erschien gleich dem Torso einer Venus von parischem Marmor, welcher unter dem Schutt einer niedergebrannten Stadt hervorragt.

„Es steckt ein Weib dahinter!“ rief Porbus aus und machte Poussin auf die verschiedenen Auftragungen von Farben aufmerksam, mit denen der alte Maler bei seinen Vollendungsversuchen allmählich alle Theile dieser Gestalt überladen hatte.

Da wandten sich beide Maler zu gleicher Zeit gegen Frenhofer und begannen das Entzücken zu begreifen, in welchem derselbe lebte.

„Er glaubt aufrichtig an sein Werk!“ sagte Porbus.

„Ja, mein Freund,“ antwortete der Greis, der aus seiner Träumerei erwachte, „der Glaube ist nöthig! — Man muß Glauben an die Kunst hegen und lange genug mit sei-

nem Werke zusammenleben, um eine solche Schöpfung hervorzubringen. — Einige von diesen Schatten haben mir viel Mühe gekostet. — Seht Ihr, da über der Wange, unter den Augen, schwebt ein leichter Hauch, den man für unmöglich auf einem Gemälde halten könnte, wenn man ihn in der Natur beobachtet. — Nun, glaubt Ihr nicht, daß es mir eine unerhörte Mühe verursacht hat, ihn hervorzubringen? Betrachte nur aufmerksam meine Arbeit, mein lieber Porbus, und Du wirst das besser verstehen, was ich Dir hinsichtlich der Art und Weise sagte, wie die Flamänder und die Italiener das Licht und die Umrisse behandeln. — Indem ich die Linien ganz rein nach den Anweisungen von Perugino malte, milderte ich allmählich das Licht durch halbe Töne, und anstatt außerhalb der Linie Färbungen aufzutragen, vertheilte ich vielmehr Schatten in das Licht. — Tretet nur näher, damit Ihr die Arbeit noch besser seht. — In der Ferne verschwindet sie. — Seht nur, hier auf dieser Stelle ist meine Kunst am bemerkenswerthesten."

Er zeigte dabei den beiden Malern mit der Spitze seiner Bürste einen Klecks von heller Farbe.

Porbus schlug dem Greise auf die Schulter und sagte dann zu Poussin gewandt:

„Wißt Ihr, daß wir in diesem Manne einen recht großen Maler erblicken?"

„Er ist noch mehr Dichter, als Maler!" antwortete Poussin ernst.

„Hier endet unsere Kunst auf der Erde," versetzte Porbus, indem er die Leinwand berührte.

„Und von hier verliert sie sich in den Himmel!" sagte Poussin.

„Wie viel Genüsse durch ein Stück Leinwand!“ rief Porbus aus.

Der in Gedanken versunkene Greis hörte nicht, was die Andern sagten, sondern lächelte nur sein eingebildetes Weib an.

„Früher oder später wird er doch bemerken, daß er nichts auf der Leinwand hat!“ rief Poussin aus.

„Nichts! — auf — meiner Leinwand,“ sagte Frenhofer, während er abwechselnd die beiden Maler und sein vorgebliches Gemälde anblickte.

„Was habt Ihr gemacht?“ sagte Porbus zu Poussin.

Der Greis ergriff mit unglaublicher Kraft den Arm des jungen Mannes und rief ihm zu:

„Du siehst nichts? — Ungläubiger! Ketzer! Schafkopf! Ochse! — Warum bist Du denn hierher gekommen?“ —

„Mein guter Porbus!“ fuhr er dann, zu dem andern Zuschauer gewandt, fort, „solltet auch Ihr Euer Spiel mit mir treiben? — antwortet — ich habe Euch Dienste geleistet, ich bin Euer Freund. — Sollte ich mein Gemälde verdorben haben?“

Porbus war unentschlossen und wagte nicht zu antworten.

Die Angst, welche auf dem bleichen Antlitz des Greises lag, war indeß so gewaltig, daß er endlich auf die Leinwand deutete und sagte:

„Seht selbst hin!“ —

Frenhofer betrachtete sein Gemälde einen Augenblick und wankte auf seinen Füßen.

„Nichts! — nichts! — o! zehn Jahre gearbeitet zu haben!“ —

Er setzte sich und weinte.

„Also ein Schwachkopf bin ich, ein Narr! — ich habe weder Talent, noch Fähigkeit — ich bin weiter nichts, als ein reicher Mann, der, wenn er geht, gerade nichts anders thut, als daß er geht! — ich habe also nichts hervorgebracht.“

Unter Thränen des Schmerzes betrachtete er seine Leinwand, dann aber erhob er sich plötzlich mit Stolz und warf den beiden Malern einen flammenden Blick zu.

„Bei dem Blute, bei dem Körper, bei dem Haupte des Christus! — Ihr seid Schurken! — geht, Eifersüchtige! — ich sehe sie, ich! — sie ist wunderbar schön! — Ha! Ihr fürchtet meinen Ruhm! — geht! geht! —“

In diesem Augenblicke hörte Poussin, daß Gillette weinte. Sie stand allein und vergessen in einem Winkel.

„Was ist Dir?“ fragte der Maler, der plötzlich wieder verliebt geworden war.

„Tödte mich!“ sagte sie. „Ich wäre eine Elende, wenn ich Dich noch liebte; denn ich verachte Dich. Du bist mein Leben und doch erregst Du mir Grausen — ich glaube, daß ich Dich bereits hasse.“

„Also ein Schneckenkopf bin ich, ein Esel! — Ich habe weder Talent, noch Fähigkeit — ich bin weiter nichts, als ein gewöhnlicher Mensch, der, wenn er geht, gerade nichts anderes thut, als daß er geht! — ich habe also nichts hervorgebracht.“

Unter Vorwürfen des Schmerzes betrachtete er seine Zeichnung, dann aber wandte er sich plötzlich mit Stolz und warf dem jungen Maler einen flammenden Blick zu.

„Bei dem Stier, bei dem Körper, bei dem heiligsten Gewissen! — Ihr seid Schurken! — geht, entschuldigt — [illegible] — Sie ist wunderbar schön! — Hat Ihr [illegible] meinen [illegible] — geht! geht!“

In diesem Augenblicke hörte Gonsalvo [illegible] und verbargen in einem Winkel.

„Wer ist das?“ fragte der Maler, der plötzlich wieder [illegible] geworden war.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie. „Das wäre eine Chance, wenn ich Dich nicht [illegible], wenn ich [illegible] Dir [illegible] Der [illegible] und [illegible] — ich glaube, daß ich Dich bereits hasse.“

Eine Muster-Dame.

Ein pariser Genrebild.

Paris wird an einem hübschen Morgen von Dir durchstreift. Es ist mehr als zwei, aber noch nicht fünf Uhr. Da siehst Du eine Dame auf Dich zu kommen. Der erste Blick, den Du auf sie wirfst, ist wie die Vorrede zu einem schönen Buche, er läßt Dich eine Welt von artigen, niedlichen Sachen ahnen. Gleich dem Botaniker, nachdem er Berge und Thäler mit seiner Büchse durchzogen, triffst Du endlich unter den Pariser Gewöhnlichkeiten eine seltene Blume.

Sie ist entweder von zwei bedeutenden Männern, von denen wenigstens der eine irgend eine Ehrenauszeichnung hat, begleitet, oder es folgt ihr ein Bediente in ehrerbietiger Haltung auf zehn Schritte nach. Sie trägt keine auffallenden Farben, keine durchbrochenen Strümpfe, keine allzu kunstreiche Gürtelschnalle, keine Beinkleider mit gesticktem Besatz, der um ihre Fußknöchel sich in Falten legt. Man sieht an ihren Füßen entweder hohe blaue Schuhe mit Kreuzbändern über einem außerordentlich feinen Strumpf von Baumwolle, zuweilen auch von ungedrehter grauer Seide, oder Halbstiefel, die sehr geschmackvoll, aber höchst einfach sind. Ein ziemlich hübscher, nicht zu theurer Stoff bildet

ihr Kleid, dessen Schnitt mehr als eine Bürgersfrau mit Erstaunen betrachtet: es ist beinahe immer ein Ueberrock, der mit Bandschleifen zusammengehalten wird, und mit Schnüren oder ganz schmalen Spitzen artig garnirt ist. Unsere Dame hat eine eigene Art, den Shawl oder die Mantille umzuwerfen; sie dressirt dieselben ganz nach der Wölbung des Nackens und bildet eine Art Schale damit, welche eine Bürgersfrau in eine vollkommene Schildkröte verwandelt, unter der aber bei ihr die schönsten Formen in anmuthiger Verhüllung hervorlauschen. Und wie greift sie das an? Das bleibt ewig ihr Geheimniß, obschon sie kein Erfindungs-Patent dafür erhalten hat. Künstler, Dichter, Verliebte, ihr Alle, die ihr das schöne Ideal, diese mystische Rose des Genies anbetet, welche glücklicherweise kein Mechaniker nachmachen kann, schlendert herum in der Stadt und bewundert diese Blume der Schönheit, so wunderbar verschleiert und verrathen zu gleicher Zeit! Die Kokette weiß ihrem Gange so etwas wie aus einem Gusse Fließendes, Harmonisches zu verleihen, daß man ihre süßen, gefährlichen Formen unter dem Stoffe rauschen hört, wie um Mittag eine Schlange unter dem grünen Rasen im Winde zitternder Gräser. Gehört er einem Engel oder einem Teufel, dieser liebliche Wellenschlag der Glieder, der unter der langen, schwarzseidenen Mantille spielt, den Spitzenbesatz in Bewegung setzt und einen balsamischen Duft um sich her verbreitet, den ich so gern den Aether der Pariserin nennen würde? An Arm, Hüften und Hals verräth sich eine Faltenkenntniß, die den ungeschlachtesten Stoff auf eine Art zu werfen weiß, die lebhaft an die Mnemosyne der Antike erinnert. O! wie versteht sie sich d a r a u f, man erlaube mir

diesen Ausdruck, auf den Schritt des Ganges! Seht einmal, wie sie den Fuß vorsetzt und dabei das Kleid mit einer Sicherheit hebt, die bei dem Vorübergehenden eine etwas begehrliche, aber von tiefster Achtung im Zaume gehaltene Bewunderung erweckt. Versuche eine Engländerin sich in diesem Schritt, so sieht sie gerade aus wie ein Grenadier, der vorwärts marschirt, um eine Schanze zu nehmen. Den Geist des Ganges versteht nur die Pariserin! Unsere Dame streift an keinen Menschen. Sie wartet bescheidenen Stolzes, bis man ihr Platz macht. Was Damen von hohem Range auszeichnet, ist namentlich die Art, wie sie die Flügel des Shawls oder der Mantille auf der Brust über einander halten. Sie schreiten einher mit freundlich-ernstem Gesichte, gleich Raphaels Madonnen in ihren Rahmen. Ihre Haltung, ruhig, mit einem Anflug von Stolz, weiset den frechsten Stutzer in die Schranken. Der Hut, ganz merkwürdig einfach, hat frische Bänder; vielleicht auch Blumen? nein, die einsichtsvollsten dieser Damen tragen nur Schleifen. Zu Federn gehört eine Karosse; Blumen machen zu bemerklich. Da unten seht ihr das frische, ruhige Antlitz einer Dame, voll Selbstbewußtsein ohne Selbstgefälligkeit, die nach nichts schaut und Alles sieht, deren Eitelkeit durch fortwährende Befriedigung abgestumpft ist, was ihrer Physiognomie den Ausdruck einer Gleichgiltigkeit von ganz eigenthümlichem Reize verleiht. Sie weiß wohl, daß man sie förmlich studirt; sie weiß, daß beinahe Jedermann, selbst die Frauen, sich nach ihr umsieht, um sie noch einmal zu betrachten. So zieht sie sich durch Paris wie ein reiner, weißer, jungfräulicher Faden. Dieses schöne Geschlecht liebt hauptsächlich die wärmsten Plätze, die reinlichsten Stra-

ßen von Paris; man trifft es zwischen der zwanzigsten und hundertundzehnten Arkade der Straße Rivoli; unterhalb der Linie der Boulevards, vom glühenden Aequator der Panorama's an, wo die Palmen Indiens blühen, bis zum Kap de la Madelaine; in den weniger morastigen Gegenden der gewerbtreibenden Klassen, zwischen Nr. 30. und 150. der Straße der Vorstadt Saint-Honoré. Den Winter über gefällt es unserer Dame auf der Terrasse des Feuillants und nicht auf dem Erdpechtrottoir längs derselben. Erlaubt es die Witterung, so macht sie einen Ausflug in die Allee der elysäischen Felder, gegen Osten begrenzt vom Platze Ludwigs XV., gegen Westen durch den Baumgang von Marigny, gegen Süden durch die Landstraße, und gegen Norden durch die Gärten der Vorstadt Saint-Honoré. Nie aber wird man auch nur eine dieser tausend hübschen Damen in den Polargegenden der Straße Saint-Denis, nie in den Kamtschatka's der kothigen Sackgäßchen oder Handelsstraßen treffen; niemals aber irgendwo bei schlechter Witterung. Diese Blumen von Paris öffnen sich nur bei orientalischem Himmel, um die Spaziergänge mit ihrem balsamischen Dufte zu erfüllen; nach fünf Uhr Abends schließen sie sich zugleich mit den Lilien.

Die Frauen, die man nach dieser Stunde sieht, haben etwas von den Letztern an sich; sie suchen sie nachzuäffen, es sind Frauen, „wie man sie haben muß"; dagegen Deine schöne Unbekannte, Deine Beatrix des Tages ist die Frau, „wie sie sein muß". Es ist für den Fremden gar nicht leicht, die unterscheidenden Merkmale aufzufinden, woran ein ausgelernter Beobachter sie erkennt: das Weib ist geborne Schauspielerin! Der Pariser aber wird den Betrug sogleich

gewahr: schlecht versteckte Haften und Haken, ausgefaserte hellrothe Schnüre, die aus irgend einem Schlitz auf dem Rücken hervorschauen, ausgetretene Schuhe, aufgefärbte Hutbänder, ein allzu bauschiges Kleid, ein übermäßig gummirtes Leibband. Man bemerkt etwas Gezwungenes und Absichtliches in dem Niederschlagen der Augen; die Haltung ist bei Allen ziemlich dieselbe. Es ist unmöglich, die Bürgersfrau mit der Frau, wie sie sein soll, zu verwechseln; sie berechnet auffallend und setzt Stück für Stück die Reize zusammen, die uns bei der andern Dame so natürlich als ein Ganzes erscheinen. Die Bürgersfrau hat stets alle Hände voll zu thun, scheuet keine Witterung, läuft hin und her, geht und kommt, besinnt sich hundert Mal, ob sie in dieses oder jenes Magazin eintreten soll. Wo die Frau, wie sie sein soll, wohl weiß, was sie thun will, ist die Bürgerin unentschlossen, hebt den Rock in die Höhe, wenn sie über einen Bach setzen soll, schleppt ein Kind mit sich, um dessenwillen sie stets auf die Fuhrwerke Acht haben muß; sie will als Mutter erscheinen und plaudert mit ihrer Tochter; sie hat Geld im Korbe und durchbrochene Strümpfe an den Füßen; im Winter einen Boa über einer Pelerine von Pelz, im Sommer einen Shawl und ein Schlingtuch: die Bürgerin versteht sich auf allen überflüssigen Staat.

Unsere schöne Spaziergängerin werden wir, wenn uns etwas daran gelegen ist, im italienischen Theater, in der Oper, auf einem Balle wieder finden. Sie ist dann aber so verwandelt, daß man ein ganz anderes Wesen vor sich zu sehen glaubt. Die Dame hat ihr geheimnißvolles Gewand abgeworfen, wie ein Schmetterling seine Seidenpuppe. Da stellt sie vor unsern entzückten Augen, gleich Leckerbissen,

die Formen hin, die des Morgens ihr Corsett kaum zur Hälfte verrieth. Im Theater, das italienische ausgenommen, geht sie nicht über die zweite Logenreihe hinauf. Da kann man dann nach Herzenslust das kokette Schmachten ihrer Bewegungen beobachten. Der liebenswürdige Schelm benutzt alle kleinen Toilettengriffe, aber auf eine Weise, welche jeden Gedanken an Kunst und Berechnung ausschließt. Hat sie eine königlich schöne Hand, so wird auch der Gewandteste glauben, es sei unumgänglich nothwendig, daß sie diejenigen ihrer Ringeln oder Locken, die sie streichelt, auf= oder abwickelte. Hat sie ein reizendes Profil, so wird es Einem vorkommen, als gäbe sie den Worten, die sie an ihren Nachbar richtet, einen ironischen, schalkhaften Anstrich; sie weiß sich in jene vortheilhafte Lage zu setzen, die alle großen Maler mit unverkennbarer Vorliebe benutzen, das Antlitz nur zur Hälfte sichtbar, die Wangen hell beleuchtet, die Nase deutlich hervortretend, die Nasenlöcher rosa schimmernd, die Stirn scharf geschnitten, das Auge voll Feuer, geradeaus blitzend, das weiße runde Kinn leicht erhellt. Hat sie einen zierlichen Fuß, so wirft sie sich gewiß auf den Divan mit der Koketterie einer Katze im Sonnenschein, mit ausgestreckten Füßen, und man wird in dieser ihrer Haltung nichts finden, als das reizendste Modell der Müdigkeit für einen Bildhauer. Nur die Frau, wie sie sein soll, findet es in der Toilette behaglich, nur ihr sitzt Alles bequem. Man wird sie gewiß nie gleich einer Bürgerin überraschen, wie sie eine herabhängende Achsel hinaufschiebt oder ein hinaufgeschobenes Planschet herunter; wie sie nachsieht, ob die treulose Halskrause die zwei blendend weißen Schätze ihres Busens bewacht, oder wie sie in den Spiegel

schaut, ob die Frisur in der gehörigen Ordnung sich befindet. Ihre Toilette paßt völlig zu ihrem Charakter; sie hat Zeit gehabt, sie zu studiren und auszudüfteln, was ihr gut läßt, denn sie wußte ja längst, was ihr nicht gut steht. Zu einer Frau, wie sie sein soll, braucht man nicht Geist zu haben, unmöglich aber kann es eine solche ohne viel Geschmack geben. Man wird sie nie beim Ausgang des Theaters sehen, sie entfernt sich immer, ehe das Stück zu Ende ist. Zeigt sie sich je einmal in ruhiger, vornehmer Haltung auf den rothen Stufen der Treppe, so darf man überzeugt sein, daß ihr selbst dabei am schmerzlichsten zu Muthe ist. Sie steht auf Ordonnanz da, und hat irgend einen heimlichen Blick zu versenden oder ein Versprechen zu erfüllen. Vielleicht steigt sie so langsam herunter, um der Eitelkeit eines Sklaven zu schmeicheln, gegen den sie sich zuweilen nachgiebig bezeigt. Trifft man sie auf einem Ball oder in einer Abendunterhaltung, so wird man von dem bald angenommenen, bald natürlichen süßen Schelmenton ihrer Stimme überrascht; man ist entzückt von ihren nichts sagenden Worten, denen sie mit unnachahmlicher Kunst alle Kraft des Gedankens zu verleihen weiß. Der Geist dieser Frau ist der Triumph einer völlig plastischen Kunst. Man wird nie wissen, was sie gesagt hat, aber stets hingerissen werden. Sie hat das Köpfchen geschüttelt, ihre weißen Achseln leicht gezuckt, eine leere Phrase durch das Lächeln ihres lieblichen Mäulchens zu goldenen Worten gestempelt, ein ganzes Voltaire'sches Epigramm in einem Hm! einem Ach! oder Wie! ausgedrückt? Eine Wendung ihres Haupts war die lebhafteste Frage, sie wußte selbst der Schwingung eines Balsambüchschens um ihren Fingerring einen besondern Ausdruck zu

verleihen. So weiß sie aus den scheinbar überflüssigsten Kleinigkeiten sich einen socialen Triumph zu bereiten; wie artig legt sie nicht ihren Arm über die Lehne des Sessels und läßt ihre Hand heruntergleiten, wie Thautropfen vom Rande eines Blumenkelches; mit einem Wort, sie hat ein Urtheil gefällt, ehe man sie auffordert, und den Schwierigsten zu überzeugen gewußt. Sie konnte Dir zuhören, sie verschaffte Dir Gelegenheit geistreich zu sein, und, gestehe es nur, bei Deiner Bescheidenheit, solche Augenblicke sind selten. Sie hat Dich mit keinem ungeschickten Gedanken belästigt. Man spreche dagegen nur eine halbe Stunde mit einer Bürgersfrau, ob sie nicht ihren Mann unter irgend einer Gestalt ins Spiel bringt; weiß man aber von unserer Dame zehn Mal, daß sie verheirathet ist, so besitzt sie doch so viel Zartsinn, dies zu verbergen, daß man beinahe ein zweiter Christoph Columbus sein muß, um es in ihren Worten zu entdecken. Oft gelingt Dies Einem allein gar nicht. Hatte man keine Gelegenheit, sich bei Jemandem deßhalb zu erkundigen, so wird man am Schluß der Unterhaltung ganz überrascht, wenn man sie einen Mann von vorgerücktem Alter mit Stern und Orden starr fixiren sieht, der hierauf mit dem Kopfe nickt und den Saal verläßt. Sie hat nach ihrem Wagen verlangt und entfernt sich. Du bist nicht die Rose, aber Du standest neben ihr und legst Dich nieder unter den goldenen Flügeln eines köstlichen Traumes, der vielleicht noch fortdauert, wenn der Schlaf mit zauberischen Händen die Pforten des elfenbeinenen Tempels der Phantasie geöffnet hat.

Vor vier Uhr, der Empfangsstunde, bekommt man die Frau, wie sie sein soll, in ihrem Hause nicht zu sehen. Sie ist zu artig, um Einen stets warten zu lassen. Alles ist bei

ihr höchst geschmackvoll, ihr Ameublement immer das modernste; da sieht man nichts unter Glaskästen, keine alten Kleider aufgespeichert, wie übrig gebliebene Speisen. Die ganze Hausflur ist erwärmt. Ueberall labt sich das Auge an Blumen, dem einzigen Geschenk, das sie annimmt, und auch das nur von wenigen Personen; ein Strauß dauert nur einen Tag, macht dabei Freude, und will bald von einem neuen ersetzt sein; Blumensträuße haben für sie, wie im Orient, symbolische Bedeutung. Die hundert kostspieligen Kleinigkeiten nach der Mode liegen ebenfalls zur Beschauung da, jedoch ohne mit einem Museum oder Raritätenkabinet wetteifern zu wollen. Man wird sie am Kamine im behaglichen Lehnsessel treffen, von dem aus sie Einen, ohne aufzustehen, begrüßt. Ihre Unterhaltung ist nun eine andere, als die auf dem Ball. Dort war sie unsere Gläubigerin, hier will ihr Geist uns zu Schuldnern des Vergnügens machen. Dieses nach Ort und Zeit fein unterschiedene Benehmen machen sich alle Frauen, wie sie sein sollen, auf ganz merkwürdige Weise zu eigen. Sie liebt in Einem den Mann, der sein Geschlecht vergrößert, den Gegenstand der Sorgen und Unruhen unserer Frauen, wie sie sein sollen. Ihre Koketterie ist hinreißend, wenn sie Einen in ihrem Salon fixirt. Da fühlt man recht, wie einsam die Frauen heut zu Tage dastehen, warum sie eine kleine Welt um sich haben wollen, deren Sternbild sie sind. Ohne Phrasen und Allgemeinheiten läßt sich unmöglich ein Gespräch führen. Das Epigramm, dieses Buch in einem einzigen Wort, trifft nicht mehr, wie einst im 18. Jahrhundert, Personen und Sachen, sondern armselige Geschichten, und stirbt mit dem Tage. Ihr Geist, wenn sie welchen hat, besteht darin, Alles zu

bezweifeln, wie umgekehrt die Bürgersfrau Alles glaubt. Hierin liegt der große Unterschied dieser beiden Frauen: die Bürgersfrau hat unleugbar Tugend; die Frau, wie sie sein soll, weiß nicht, ob sie noch welche besitzt oder für immer besitzen wird; sie zweifelt und streitet, wo die andere geradezu mit ihrem Nein herausplumpt. Dieses Zweifeln an Allem ist eine der weniger liebenswürdigen Eigenschaften, die sie unserer schrecklichen Zeit verdankt. Sie besucht selten die Kirche, wird aber immer über Religion sprechen und Einen bekehren wollen, wenn man die Laune hat, den starken Geist zu spielen; denn damit hat man den stereotypen Phrasen, dem bei allen diesen Frauen herkömmlichen Hände- und Mienenspiel Thür und Thor geöffnet. — Pfui doch! ich hielt Sie für viel zu geistreich, als daß Sie die Religion angreifen würden! Die Gesellschaft wankt und Sie rauben derselben ihren Halt. Nein, die Religion, in gegenwärtiger Zeit, ist mein Ich und Ihr Ich, ist das Eigenthum, ist die Zukunft unserer Kinder. Ach, wir wollen nicht so egoistisch sein. Eigenliebe ist die Krankheit der Zeit, die Religion ist das einzige Mittel dagegen, sie verbindet die Familien, wer unsere Gesetze kennt ꝛc. Dann knüpft sie ein neu-christliches Gespräch an, mit einigen politischen Ideen gewürzt, ein Gespräch, das weder katholisch, noch protestantisch, wohl aber moralisch ist (das verfluchte moralisch!), wo man von jedem Stück Zeuch, das die modernen Lehren in der Verwirrung mit einander gewoben haben, einen Fetzen wiederfindet. Dieses Gespräch beweis't, daß die Frau, wie sie sein soll, auf den philosophischen Unrath so gut sich versteht wie auf den politischen, wie sie sich denn auch mit der schimmernden leichten Waare einer Industrie umgiebt, die unaufhörlich dar-

auf bedacht ist, ihre Werke zu zerstören, um neue an deren Stelle zu setzen. Beim Hinausgehen sagt man dann zu sich selbst; Sie ist ganz entschieden überlegenen Geistes! Man glaubt dies um so mehr, als sie Einem nur leise auf den Zahn gefühlt, und doch alle Herzensgeheimnisse abgelauscht hat: denn die Frau, wie sie sein soll, stellt sich immer unwissend, um Alles zu erfahren; es giebt Dinge, die sie nicht wissen will, wenn sie dieselben auch zehn Mal weiß. Nur ihr Männer seid so sorglos, und kennt den Zustand ihres Herzens nicht. Sonst machten die großen Damen aus ihren Liebschaften Aushängeschilde und prunkten damit in Zeitungen und Journalen; heut zu Tage hat die Frau, wie sie sein soll, ihre kleine Leidenschaft geregelt wie ein Musikstück, mit Viertel-, Achtel- und halben Noten, mit Seufzern, Phantasieen und besondern Vorzeichnungen. Das schwache Weib — es will weder seine Liebe, noch seinen Gemahl, noch die Zukunft seiner Kinder bloßstellen. Name, Stand und Vermögen sind in den Augen der heutigen Welt kein Schutzmantel mehr, um alle Waaren an Bord damit zu decken. Nicht darum schreitet die ganze Aristokratie mit der Zeit fort, um für die Vergehungen einer Frau gleichsam die spanische Wand zu bilden. Die Frau, wie sie sein soll, kann also nicht, wie sonst die große Dame, so stolz und stark auftreten, sie kann nichts unter ihre Füße beugen und brechen; im Gegentheil sie würde gebeugt und gebrochen. So ist sie denn die Frau des jesuitischen mezzo termino, der farblosen Temperamente, der strengsten Convenienz, der anonymen Leidenschaften, zu denen sie sich „in Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter“ sucht. Sie fürchtet sich vor ihrer Dienerschaft wie eine Engländerin, die überall gleich einen Crimi-

nalprozeß vor Augen sieht. Diese Frau, so ungezwungen auf dem Ball, so artig auf der Promenade, ist in ihrem Hause eine Sklavin; sie ist nur unabhängig bei verschlossenen Thüren oder in ihren Gedanken. Sie will eine Frau bleiben, wie sie sein soll. Das ist ihre Aufgabe. Wird indessen heut zu Tage eine Frau von ihrem Manne verlassen, ist sie auf ein schmales Einkommen beschränkt, hat sie keinen Wagen, keine Dienerschaft, keine Logen, fehlt ihr der ganze göttliche Toilettenapparat, so ist sie keine Frau, kein Mädchen, keine Bürgerin mehr; mit der Scheidung wird sie zur bloßen Sache. Die Karmeliter wollen nichts von einem verheiratheten Weibe, das wäre eine Doppelehe; und ihr Geliebter — wird der immer etwas von ihr wollen? Da liegt aber der Hahn im Pfeffer. Die Frau, wie sie sein soll, kann vielleicht Anlaß zur Verleumdung, nie aber zu gegründeter Lästerung geben. Sie steht mitten inne zwischen der englischen Prüderie und der liebenswürdigen Ungezogenheit des 18. Jahrhunderts, ein Zwittersystem, das eine Zeit verräth, in welcher nichts von dem, was folgt, dem Vorhergehenden gleicht, wo die Uebergänge zu nichts führen, wo es nur leise Schattirungen giebt und die großen Gestalten verschwinden, wo aller Unterschied nur auf dem Wechsel der Personen beruht. Nach meiner Ueberzeugung ist es unmöglich, daß eine Frau, und wäre sie als Fürstin geboren, vor dem fünfundzwanzigsten Jahre all die Firlefanzereien, die tausend Kunstgriffe, die großen Kleinigkeiten, den berechneten Ton der Stimme und die berechnete Zusammenstimmung der Farben, die englischen Teufeleien und unschuldigen Schelmenstreiche, die Redseligkeit und das Schweigen, den Ernst und den Spott, den Geist und den Blödsinn, die Verschla-

genheit und die Ignoranz in ihre Gewalt bekommt, welches Alles erst den Begriff einer Frau, wie sie sein soll, erfüllt. Man war so unzart, uns zu fragen, ob eine Schriftstellerin auch eine Frau, wie sie sein soll, sei? wir können darauf nur antworten: wenn sie keinen Geist hat, so ist sie eine Frau, wie sie nicht sein soll.

Nun aber — wer ist diese Frau? welcher Familie gehört sie an? woher stammt sie? Hier tritt die Frau, wie sie sein soll, in ein Verhältniß zur Revolution. Sie ist eine moderne Schöpfung, ein kläglicher Triumph des Wahlsystems, angewendet auf das schöne Geschlecht. Jede Revolution hat ihr Stichwort, ein Wort, in dem sie sich ausspricht, das sie bezeichnet. Die verschiedenen Worte erklären, mit denen von Jahrhundert zu Jahrhundert die französische Sprache sich bereichert hat, hieße eine prachtvolle Geschichte ganz eigener Art schreiben. Organisiren z. B. ist ein Wort, das dem Kaiserreich angehört und den ganzen Napoleon in sich begreift. Es sind bald funfzig Jahre her, daß wir dem fortdauernden Umsturz aller gesellschaftlichen Unterschiede zusehen müssen; wir hätten wenigstens die Frauen aus diesem großen Schiffbruche retten sollen, aber dem Gesetzbuch hat beliebt, seine Paragraphen gleicher Weise auch auf sie auszudehnen. Ach! so schrecklich es lautet, ich muß es sagen: aus ist es mit den Herzoginnen, aus mit den Marquisinnen! Die Baronessen — nun die haben nie eine erste Rolle spielen können, erst mit der Vicomtesse fängt die Aristokratie an. Die Gräfinnen werden bleiben. Jede Frau, wie sie sein soll, ist auf irgend eine Weise Gräfin, Gräfin noch vom Kaiserreiche her, oder neugebackene Gräfin, Gräfin von altem Schrot und Korn, oder, wie der Italiener sagt, Gräfin von Politur. Die große

Dame ist gestorben mit der großartigen Mode des letzten Jahrhunderts, gestorben mit dem Puder, dem Schönpflästerchen, den hohen Absätzen, den Schnürbrüsten mit dem Bandschleifendelta. Die Herzoginnen treten heute durch die Thüren, ohne sie für ihre Körbe erweitern zu müssen. Das Kaiserreich hat endlich die letzten Schleppen gesehen! Noch immer ist mir unbegreiflich, wie der Souverain, der seinen Hof mit Sammt und Seide der Schleppröcke gekehrt wissen wollte, nicht für gewisse Familien das Recht der Erstgeburt und die Majorate durch unzerstörliche Gesetze feststellte. Napoleon hat die Anwendung des Gesetzbuchs, worauf er so stolz war, nicht geahnet. Dieser Mann, indem er seine Herzoginnen schuf, zeugte Musterdamen, ein mittelbares Produkt seiner Gesetzgebung. Der Gedanke, wie ein Hammer von einem aus der Schule tretenden Jungen oder einem obscuren Journalisten angefaßt, hat die Herrlichkeiten des geselligen Zustandes zermalmt. Heut zu Tage hat jeder Pinsel, der seinen Kopf nach Menschenart auf dem Halse tragen, seine gewaltige Männerbrust mit einer halben Elle Sammet bepanzern, eine Stirn, woraus ein apokryphisches Genie unter gebrannten Locken hervorstiert, zeigen, und sich auf zwei mit seidenen Strümpfen gezierten lackirten Schuhen zu sechs Franken wiegen kann, seine Lorgnette in einer seiner augenbräunlichen Arkaden, wobei er seine Pausbacken in Falten zieht; und sei er auch nur der Schreiber eines Advokaten, der Sohn eines Spekulanten oder das Bankbein eines Banquiers, so mißt er doch unverschämtester Weise die hübscheste Herzogin vom Wirbel bis zur Zehe, taxirt sie, während sie die Treppe des Theaters herabsteigt, und sagt dann zu seinem von Blain behos'ten, von Buisson berockten, von Bodier

oder Perry bewesteten, behandschuhten, behalsbandeten, auf Gummi elasticum trotz dem ersten Herzog daher wandelnden Freund: „Sieh da, mein Theurer, eine Frau, wie sie sein soll!“ — Hier die Ursachen dieses Unsterns! Irgend ein Herzog, es gab unter Ludwig XVIII. und Carl X. welche, die 200,000 Livres Renten, ein prachtvolles Hotel, eine kostspielige Dienerschaft besaßen, konnte noch ein großer Herr sein. Der letzte dieser französischen Großherren, der Fürst von Talleyrand, ist gestorben. Dieser Herzog hat vier Kinder, worunter zwei Töchter, hinterlassen. Viel Glück für deren aller Verheirathung vorausgesetzt, so hat jetzt jeder seiner Erben nicht mehr als 100,000 Livres Renten, jedes davon ist Vater oder Mutter mehrerer Kinder, folglich genöthigt, in einem einzigen Stock zu ebener Erde oder eine Treppe hoch mit der größten Sparsamkeit zu leben. Wer weiß, ob sie nicht ein Vermögen sammeln? Dann ist die Gemahlin des ältesten Sohnes nur dem Namen nach Herzogin: sie hat weder Wagen, noch Leute, noch Loge, noch Zeit für sich; sie hat weder ihre eigene Zimmerreihe in ihrem Hotel, noch ihr besonderes Vermögen, noch ihr Spielzeug; sie ist vergraben in der Ehe, wie eine Frau der Straße Saint-Denis in ihrem Handel; sie kauft die Strümpfe für ihre lieben Kleinen, stillt sie und überwacht ihre Töchter, die sie nicht mehr ins Kloster schickt. So sind die edelsten Damen ehrwürdige Haushälterinnen geworden. Unser Zeitalter besitzt jene schönen weiblichen Blumen, den Schmuck der großen Jahrhunderte, nicht mehr. Der Fächer der großen Dame ist zerbrochen. Die Frau hat nicht mehr zu reden, zu lästern, zu flüstern, sich zu verbergen, sich zu zeigen; der Fächer dient nur noch, um sich Wind zu machen, und wenn ein Ding nicht mehr ist, als was es ist,

so ist es allzu nützlich, um dem Luxus anzugehören. Alles in Frankreich ist schuldig an dem Aufkommen der Muster-Dame. Die Aristokratie, indem sie sich auf ihre Ländereien zurückzog, wo sie sich verbarg, um ruhig zu sterben; die Aristokratie, die in das Innere des Landes emigrirte vor der Macht der Ideen, und in das Ausland vor der aufgeregten Volksmasse; die Frauen, die europäische Salons hätten gründen, die Meinung beherrschen, sie wie einen Handschuh umkehren, die die Welt hätten regieren können, indem sie die Künstler und Philosophen regiert hätten, welche hinwiederum die Welt regieren mußten, haben den Fehler begangen, den vaterländischen Boden zu verlassen, weil sie sich schämten, mit dem machttrunkenen Bürgerpack zu kämpfen, und sind hinausgezogen in die Welt, um sich hier vielleicht von den Barbaren, die dieselbe behaupten, in Stücke hauen zu lassen. So bemerkt man nun da, wo die Bürger Prinzessinen sehen wollen, nichts als junge Personen, wie sie sein sollen. Die Fürsten haben heut zu Tage keine großen Damen mehr zu compromittiren, sie können nicht einmal mehr die nächste beste Frau berühmt machen. Der Herzog von Bourbon ist der letzte Fürst, der dieses Vorrecht benutzt hat, und Gott weiß, wie theuer es ihm zu stehen kommt! Die Fürsten haben gegenwärtig bloß Muster-Damen, die gemeinschaftlich mit ihren Freundinnen ihre Loge bezahlen müssen, und welche die königliche Gunst nicht um eine Linie vergrößern würde, die bescheiden mitten inne stehen zwischen den stillen Wassern der Bürgerschaft und des Adels, und nicht recht adlig und nicht recht bürgerlich sind. Die Presse hat die Frau geerbt. Die Frau hat nicht mehr das Verdienst, ein lebendiges sprechendes Feuilleton zu sein, ihre liebenswürdige Bosheit in hüb-

scher Sprache mündlich an die Leute zu bringen; es giebt statt dessen geschriebene Feuilletons, Feuilletons in einem Jargon, der alle drei Jahre ein anderer ist, kleine Journale, anmuthig wie Trauerwagen, und leicht wie das Blei ihrer Lettern. Man unterhält sich von einem Ende Frankreichs zum andern in einem revolutionairen Kauderwelsch mittelst langer Colonnen, die in Hotels gedruckt werden, wo man statt der eleganten Zirkel, die einst hier glänzten, nichts vernimmt, als das eintönige Knarren der Presse. Die letzte Stunde der vornehmen Welt schlägt — hört Ihr's? Der erste Schlag ist das moderne Wort „Muster-Dame"! Diese Frau, ausgetreten aus den Reihen des Adels, oder ausgestoßen von der Bürgerschaft, überall herbeiströmend, selbst aus der Provinz, ist der Ausdruck unserer Zeit, der letzte schwache Schatten des guten Geschmacks, des Geistes der Anmuth, der Vornehmheit. Wir werden in Frankreich keine großen Damen mehr sehen, aber lange wird es Muster-Damen geben, von der öffentlichen Meinung in eine weibliche erste Kammer abgeordnet, die für das schöne Geschlecht sein werden, was der Gentleman für England ist. Das aber ist der Fortschritt: sonst konnte eine Dame die Stimme eines Fischweibes, den Schritt eines Grenadiers, die Stimme einer frechen Dirne, struppige Haare, bäuerischen Fuß und breite Hand haben: sie war dennoch eine große Dame; heute aber, und wäre sie eine Montmorency, wenn je die Fräulein von Montmorency so sein könnten, würde sie keine Muster-Dame sein.

(Ende des ersten Bandes.)

(Ende des siebenundsiebzigsten Bändchens.)

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

	Seite
Die Botschaft	3
Die verlassene Frau	29
Die Grenadière	101
Der berühmte Gaudissart	143
Das unbekannte Meisterwerk	211
Eine Muster=Dame. (Pariser Genrebild.)	245

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage der G. Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg sind ferner folgende Unterhaltungsschriften erschienen:

Stahmann (Friedr.). — **Das Thurmgespenst;** oder der Seesturm an den Küsten von Devonshire. Historischer Roman. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

— **Die Zauber-Trude** auf Storrfield, oder: Der Schiffbruch am norwegischen Maalstrom. Seegemälde aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. 8. 1 Thlr.

Streit, Hermann, oder Leben und merkwürdige Schicksale eines Preußischen Landwehrmannes. Keine Dichtung. (Vom Verfasser des „Fiorenzo") 2 Theile. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Strohhüttchen, das. Ein Roman vom Verfasser des „Pfarrhauses zu Liebenthal" (H. Müller). 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Sue (Eugen). — **Der Maltheserkomthur.** Aus dem Französischen. 2 Bände. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Tameha, Königin der Sandwichs-Inseln (im Julius 1824 zu London gestorben); oder Unfälle eines Stutzers. Ein historischer und satyrischer Roman vom Verfasser der „Sabine von Erfeld", der „Prinzessin von Nevers", des „Prinzen Raimund von Bourbon" 2c. 2 Theile. Mit 1 Kupfer und 1 Vignette. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Touchard-Lafosse (G.). — **Die Seufzerbrücke** zu Paris. Historischer Roman aus den Zeiten Ludwigs XIII. Aus dem Französischen übersetzt von L. G. Förster. 2 Theile. Velinpapier. 8. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Treskow (A. v.). — **Leiden** zweier Chinesen in London. 2 Bände. Mit Abbildungen. 8. Velinpap. geh. 2 Thlr. 20 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 77

Quedlinburg und Leipzig 1845

P.o.gall. 194 c-77

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088148-7